



# Agatha Christie

## Vier Frauen und ein Mord

Titel der Originalausgabe:

**Mrs. McGinty's Dead**

---

### 1

Hercule Poirot kam aus dem Restaurant *La Vieille Grand'mère* in Soho. Er hatte gut gespeist ... Und was sollte er jetzt tun? Ein Taxi fuhr an ihm vorüber, verlangsamte einladend die Fahrt. Poirot zögerte einen Augenblick lang, gab dem Fahrer aber kein Zeichen. Warum sollte er ein Taxi nehmen? Er würde auf alle Fälle zu früh zu Hause sein, um schon zu Bett zu gehen.

»Ein Jammer«, murmelte Poirot vor sich hin, »daß man nur dreimal täglich essen kann ...«

Denn der Fünfuhrtee war eine Mahlzeit, an die er sich nie hatte gewöhnen können. Und auch vom Vormittagskaffee hielt er nichts. Nein, er trank Schokolade und aß Hörnchen zum Frühstück, nahm sein Déjeuner wenn möglich um zwölf Uhr dreißig, bestimmt aber nicht später als ein Uhr ein, und schließlich kam der Höhepunkt: *Le Dîner!*

Das waren die besten Zeiten von Hercule Poirots Tag. Er war immer schon ein Mann gewesen, der seinen Magen ernst nahm.

Essen war ihm nicht nur ein körperliches Vergnügen, sondern auch eine geistige Forschung. Denn zwischen den Mahlzeiten verbrachte er ziemlich viel Zeit damit, mögliche Quellen neuartigen und köstlichen Essens ausfindig zu machen und sich vorzumerken. *La Vieille Grand'mère* war das Ergebnis einer dieser Forschungsreisen, und *La Vieille Grand'mère* hatte das Siegel von Hercule Poirots gastronomischer Billigung erhalten.

Aber jetzt lag unglücklicherweise der Abend vor ihm, mit dem er fertigwerden mußte.

Hercule Poirot seufzte. Er bog ein in die Shaftesbury Avenue.

Sollte er weitergehen, bis nach dem Leicester Square, und den Abend in einem Kino verbringen? Er runzelte die Brauen und schüttelte den Kopf. Alles, meinte Hercule Poirot, war heutzutage zu gekünstelt. Nirgends fand man die Liebe zu Ordnung und Methodik, die er selbst so hoch schätzte. Und selten wurden Feinheiten richtig gewertet. Szenen von Gewalt und plumper Roheit waren modern, und Poirot als ehemaliger Polizist langweilte sich bei Roheit. In seiner Jugend hatte er sehr

viel plumpe Roheit gesehen. Es war mehr die Regel gewesen als die Ausnahme. Er hatte sie ermüdend und dumm gefunden. Er ging an einem Zeitungskiosk vorüber und sah flüchtig auf die Schlagzeilen.

»Ergebnis des McGinty-Prozesses. Der Wahrspruch.« Das interessierte ihn nicht. Er hatte eine dunkle Erinnerung an eine kurze Meldung in den Zeitungen. Es war kein interessanter Mord gewesen. Einer armseligen Alten hatte man wegen ein paar Pfund den Schädel eingeschlagen. Alles ein Teil der sinnlosen, plumpen Roheit dieser Tage.

Poirot betrat den Hof seines Mietshauses. Wie immer schwoll sein Herz vor Zufriedenheit. Er war stolz auf sein Heim. Ein prächtig symmetrisches Gebäude. Der Fahrstuhl brachte ihn in den dritten Stock, wo er eine große, bequeme Wohnung hatte.

Als er die Tür mit seinem Schlüssel öffnete und in sein Vorzimmer trat, kam ihm sein Diener George leise entgegen.

»Guten Abend, Sir. Ein ... Herr wartet auf Sie.« Geschickt nahm er Poirot den Mantel ab. »Ja?« Poirot hatte die sehr kleine Pause vor dem Worte »Herr« bemerkt. George war ein ganz besonderer gesellschaftlicher Snob.

»Wie heißt er?«

»Ein Mr. Spence, Sir.«

»Spence.« Im Augenblick sagte der Name Poirot nichts. Aber er wußte, daß er ihm etwas hätte sagen sollen. Poirot blieb einen Augenblick lang vor dem Spiegel stehen, um seinen Schnurrbart in untadelige Ordnung zu bringen. Dann öffnete er die Tür seines Wohnzimmers und ging hinein. Der Mann, der in einem Lehnstuhl saß, stand auf. »Hallo, Monsieur Poirot, ich hoffe.

Sie erinnern sich an mich. Es ist lange her ... Kommissar Spence.«

»Aber natürlich.« Poirot schüttelte ihm herzlich die Hand.

Kommissar Spence von der Polizei von Kilchester. Das war ein sehr interessanter Fall gewesen ... Wie Spence gesagt hatte, es war schon lange her ...

Poirot bot seinem Gast eifrig Erfrischungen an. Eine Grenadine? Crème de Menthe? Benedictine? Creme de Cacao?... In diesem Augenblick kam George mit einem Tablett herein, auf dem eine Whiskyflasche und Sodawasser standen.

»Oder, wenn es Ihnen lieber ist, Bier, Sir?« fragte er den Besucher leise.

Kommissar Spences großes rotes Gesicht strahlte auf. »Bitte um Bier«, sagte er. Poirot blieb wieder einmal nichts übrig, als Georges Vollkommenheit zu bewundern. Er selbst hatte keine Ahnung davon gehabt, daß er Bier in der Wohnung hatte, und es schien ihm unbegreiflich, daß man es einem süßen Likör vorziehen konnte. Als Spence seinen schäumenden Krug vor sich hatte, schenkte Poirot sich ein winziges Glas *Crème de Menthe* ein. »Es ist wirklich reizend von Ihnen, daß Sie mich besuchen«, sagte er. »Reizend. Sind Sie von ...?«

»Kilchester gekommen. Ich werde in etwa sechs Monaten pensioniert. Ich hätte ja eigentlich schon vor achtzehn Monaten in Pension gehen sollen. Aber man hat mich gebeten, noch zu bleiben, und da bin ich geblieben.«

»Sie waren weise«, sagte Poirot voll Mitgefühl. »Die langen Stunden des *ennui*, die können Sie sich gar nicht vorstellen.«

»Ach, ich werde viel zu tun haben, wenn ich pensioniert bin.

Wir sind voriges Jahr in ein neues Haus übersiedelt. Ein ganz hübscher Garten dabei, aber schamlos vernachlässigt. Ich habe noch keine Zeit gehabt, mich richtig damit zu beschäftigen. «

»Ach ja. Sie sind einer von diesen Gärtnern. Ich, ich habe auch einmal beschlossen, aufs Land zu gehen und Kürbisse zu züchten. Ich hatte keinen Erfolg. Ich habe nicht das richtige Temperament.«

»Sie hätten voriges Jahr einen meiner Kürbisse sehen sollen«, sagte Spence ganz begeistert.

»Enorm! Und meine Rosen. Ich habe Rosen sehr gern. Ich werde ...« Er unterbrach sich.

»Aber ich bin nicht gekommen, um darüber zu sprechen.« \_ »Nein, nein. Sie sind gekommen, um einen alten Bekannten zu besuchen – das war lieb. Ich freue mich darüber.«

»Es ist mehr daran, fürchte ich, Monsieur Poirot. Ich will aufrichtig sein. Ich möchte etwas.« Poirot sagte leise und zartfühlend:

»Haben Sie vielleicht eine Hypothek auf Ihr Haus aufgenommen? Möchten Sie vielleicht ein Darlehen?« Spence unterbrach ihn ganz entsetzt: »Ach, lieber Gott, es geht doch nicht um Geld!« Poirot machte eine anmutige Geste der Entschuldigung. »Ich bitte Sie um Verzeihung.«

»Ich will Ihnen ehrlich sagen, es ist eine verdammte Frechheit, daß ich zu Ihnen komme. Wenn Sie mich einfach hinauswerfen, wird es mich nicht überraschen.«

»Ich werde Sie nicht hinauswerfen«, sagte Poirot. »Aber sprechen Sie weiter.«

»Es ist der Fall McGinty. Sie haben vielleicht davon gelesen?« Poirot schüttelte den Kopf.

»Nicht mit der nötigen Aufmerksamkeit. Mrs. McGinty – eine alte Frau. Besaß einen Laden oder ein kleines Haus. Sie ist tot, jawohl. Wie starb sie?« Spence starrte ihn an.

»Lieber Himmel!« sagte er. »Das ist aber etwas.

Außergewöhnlich. Und bis jetzt ist es mir nie aufgefallen.«

»Wie, bitte?«

»Nichts. Nur ein Spiel. Ein Kinderspiel. Als wir noch klein waren, haben wir das immer gespielt. Wir stellten uns in einer Reihe auf. Und dann gingen Frage und Antwort die Reihe hinunter. 'Mrs. McGinty ist tot! Wie starb sie? Sprich! > 'Auf einem Knie, genau wie ich.> Und dann kam die nächste Frage.

'Mrs. McGinty ist tot! Wie starb sie? Sprich!> 'Hielt ihre Hand hin, genau wie ich.> Und da knieten wir alle und hielten unsere rechten Arme steif ausgestreckt. Und dann kam es! 'Mrs. McGinty ist tot.> 'Wie starb sie? Sprich!> 'Soooo!> Plumps fiel der erste in der Reihe seitwärts, und dann fielen wir alle um wie die Kegel.« Spence lachte bei dieser Erinnerung laut auf. »Das verblüfft mich aber, wirklich!«

Poirot wartete höflich. Das war einer dieser Augenblicke, in denen er die Engländer, selbst nach einem halben Leben in ihrem Lande, nicht verstehen konnte. Er selbst hatte in seiner Kindheit »Cache-Cache« gespielt, aber er fühlte kein Bedürfnis, darüber zu sprechen oder auch nur daran zu denken. Als Spence sich halbwegs beruhigt hatte, wiederholte Poirot ein wenig gelangweilt: »Nun, und wie ist sie also gestorben?« Das Lachen verschwand plötzlich von Spences Gesicht. Auf einmal war er wieder normal.

»Sie wurde mit einem scharfen, schweren Gegenstand auf den Hinterkopf geschlagen. Ihre Ersparnisse, etwa dreißig Pfund in Bargeld, wurden geraubt, nachdem ihr Zimmer durchwühlt worden war. Sie lebte allein in einem Landhäuschen und hatte einen Untermieter. Einen Mann namens Bentley. James Bentley.«

»Ach ja, Bentley.«

»Es war kein Einbruch. Keine Anzeichen davon, daß man sich an Fenstern oder den Schlössern zu tun gemacht hätte. Bentley ging es schlecht, er hatte seine Arbeit verloren und war zwei Monate Miete schuldig. Auf Bentleys Mantelärmel waren Blutspuren und Haare – dieselbe Blutgruppe und die richtigen Haare. Nach seiner ersten Aussage war er der Leiche niemals nahe gekommen – also konnten sie nicht durch Zufall auf den Mantel gekommen sein.«

»Wer hat sie gefunden?«

»Der Bäcker kam mit dem Brot. Es war der Tag, an dem er die Rechnung einkassierte. James Bentley öffnete ihm die Tür und sagte, er hätte an Mrs. McGintys Schlafzimmertür geklopft, aber keine Antwort bekommen. Der Bäcker meinte, sie wäre vielleicht krank. Sie holten die Nachbarin, sie sollte hinaufgehen und nachsehen. Mrs. McGinty war nicht im Schlafzimmer und hatte auch nicht

in ihrem Bett geschlafen, aber das Zimmer war durchwühlt, und die Fußbodenbretter waren hochgestemmt worden. Dann sahen sie im Wohnzimmer nach. Dort war sie. Sie lag auf der Erde, und die Nachbarin brüllte sich fast zu Tode.

Dann holten sie natürlich die Polizei.«

»Und dann hat man Bentley verhaftet und ihm den Prozeß gemacht?«

»Ja. Der Fall kam vors Schwurgericht. Gestern. Es war ein kurzer, klarer Fall. Die Geschworenen haben sich heute früh nur zwanzig Minuten lang zurückgezogen. Wahrspruch: schuldig.

Zum Tode verurteilt.« Poirot nickte.

»Und dann, nach dem Urteil, sind Sie in den Zug gestiegen, nach London gefahren und haben mich aufgesucht. Warum?«

Kommissar Spence schaute in seinen Bierkrug. Langsam fuhr er mit dem Zeigefinger um den Rand des Kruges. »Weil ich nicht glaube, daß er es getan hat ...«, sagte er.

---

## 2

Einen Augenblick lang schwiegen beide.

»Sie kamen zu mir ...«

Poirot beendete den Satz nicht.

Kommissar Spence blickte auf. Die Farbe seines Gesichtes war dunkler als zuvor. Es war das typische Gesicht eines Mannes vom Lande, ausdruckslos, beherrscht, mit schlaunen, aber aufrichtigen Augen. *Es* war das Gesicht eines Mannes mit ganz festliegenden Ansichten, der niemals durch Zweifel an sich gestört wurde oder durch Zweifel daran, was Recht ist und was Unrecht.

»Ich bin schon lange bei der Polizei«, sagte er. »Ich habe eine ganze Menge Erfahrungen gesammelt. Ich kann einen Mann so gut beurteilen wie irgendwer. Ich habe in meiner Dienstzeit Mordfälle behandelt – einige ganz klare, andere waren nicht so eindeutig. Einen Fall kennen Sie, Monsieur Poirot ...« Poirot nickte.

»Der war verzwickt. Ohne Sie hätten wir ihn nie gelöst. Aber wir haben ihn gelöst – und da gab es gar keinen Zweifel. Ebenso war es mit anderen Fällen, die Sie nicht kennen. Da war Whistler. Der hat bekommen, was ihm gebührte. Und er hatte es verdient. Da waren diese Burschen, die den alten Guterman erschossen. Da war Verall mit seinem Arsenik. Tranter ist davongekommen, aber getan hat er's doch. Mrs. Courtland, die hatte Glück. Ihr Mann war ein widerliches, verdorbenes Stück, und die Geschworenen haben sie deshalb freigesprochen. Es war nicht Gerechtigkeit, nur Sentimentalität. Manchmal muß das eben vorkommen. Manchmal hat man nicht genug Beweise, manchmal spielt das Gefühl eine Rolle, manchmal bringt ein Mörder es fertig, die Geschworenen hineinzulegen – das kommt zwar nicht oft vor, aber es kann vorkommen. Manchmal ist es besonders gerissene Arbeit des Verteidigers – oder der Staatsanwalt hat einen falschen Kurs eingeschlagen. Ach ja, ich habe viele solche Fälle gesehen. Aber ... aber ...« Spence erhob seinen dicken Zeigefinger.

»Ich habe es nie gesehen, nicht in all meiner Erfahrung, daß ein unschuldiger Mann wegen etwas gehenkt wurde, das er nicht getan hat. Das ist etwas, Monsieur Poirot, das ich nicht sehen möchte. Nicht«, fügte Spence hinzu, »in diesem Lande.« Poirot sah ihn an.

»Und Sie glauben, daß Sie es jetzt sehen werden. Aber warum ...«

Spence unterbrach ihn.

»Ich weiß, was Sie mir sagen wollen. Ich werde antworten, ohne daß Sie fragen müssen. Man hat mir diesen Fall übergeben.

Ich mußte Beweismaterial für das bringen, was geschehen war.

Ich ging in der ganzen Angelegenheit sehr sorgfältig zu Werke. Ich habe mir die Tatsachen verschafft, alle Tatsachen, die ich bekommen konnte. Alle diese Tatsachen deuteten in dieselbe Richtung ... deuteten auf dieselbe Person. Als ich alle Tatsachen hatte, legte ich sie meinem Vorgesetzten vor. Danach war der Fall nicht mehr in meinen Händen. Der Fall ging zum Staatsanwalt, und er mußte ihn bearbeiten. Er entschloß sich, die Anklage zu erheben – er hätte nichts anderes tun können – nicht bei diesen Beweisen. Und so wurde James Bentley verhaftet und vor Gericht gestellt. Man machte ihm einen ordentlichen Prozeß und sprach ihn schuldig. Man hätte gar keinen anderen Wahrspruch fällen können, nicht bei diesen Beweisen. Und die Geschworenen müssen nur auf die Beweise achten. Ich meine, sie hatten auch gar keine Gewissensbisse. Nein, ich meine, die waren alle von seiner Schuld völlig überzeugt.«

»Aber Sie – sind es nicht?«

»Nein.«

»Warum?«

Kommissar Spence seufzte. Er rieb sich nachdenklich mit seiner großen Hand das Kinn.

»Ich weiß nicht. Ich meine, ich kann keinen Grund angeben - keinen konkreten Grund. Für die Geschworenen, meine ich, hat er wie ein Mörder ausgesehen – aber für mich nicht – und ich verstehe viel mehr von Mördern als die.«

»Ja, ja, Sie sind ein Fachmann.«

»Wissen Sie, da war eines – er war nicht frech. Gar nicht frech. Und nach meiner Erfahrung sind Mörder es gewöhnlich.

Immer so verdammt selbstzufrieden. Denken immer, daß sie einen an der Nase herumführen. Immer so sicher, daß sie das Ganze so schlaue angefangen haben. Und selbst wenn sie auf der Anklagebank sitzen und wissen, daß es ihnen an den Kragen geht, haben sie immer noch eine seltsame Art, sich darüber zu freuen. Sie sind im Rampenlicht. Sie sind Hauptfigur. Spielen die Hauptrolle – vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben. Sie sind – nun – Sie wissen ja – eben frech.«

Spence sprach das Wort so aus, als wäre es endgültig, als sagte es alles.

»Sie werden verstehen, was ich damit meine, Monsieur Poirot.«

»Ich verstehe es sehr gut. Und dieser James Bentley – der war nicht so?«

»Nein. Er war – nun, einfach in Todesangst. Von allem Anfang an in Todesangst. Und manchen Leuten mußte das den Eindruck machen, daß er schuldig war. Aber mir nicht.«

»Nein, da bin ich Ihrer Meinung. Wie ist er denn, dieser James Bentley?«

»Dreiunddreißig, mittelgroß, fahle Haut, trägt eine Brille ...«

»Nein, ich meine nicht sein Äußeres. Was für ein Mensch ist er?«

»Ach – das.« Kommissar Spence dachte nach. »Ein unauffälliger Bursche. Ist nervös. Kann einem nicht gerade ins Gesicht sehen. Hat eine Art, einen schlaue von der Seite anzuschauen. Das allerschlimmste Benehmen vor Geschworenen. Manchmal duckt er sich, und manchmal war er aufsässig. Regt sich gewissermaßen wirkungslos auf.«

Er machte eine Pause und sagte dann in normalem Gesprächston:

»In Wirklichkeit ist der Bursche scheu. Ich hatte so einen Vetter. Wenn irgendwas unangenehm wird, dann erzählen diese Leute eine dumme Lüge, die nicht die geringste Aussicht hat, geglaubt zu werden.«

»Scheint nicht sehr sympathisch, Ihr James Bentley.«

»Ach, das ist er nicht. Niemand könnte den Burschen gern haben. Aber deshalb will ich ihn doch nicht hängen sehen.«

»Und Sie meinen, daß man ihn hängen wird?«

»Ich weiß nicht, warum er nicht gehängt werden sollte. Sein Verteidiger kann Berufung einlegen –

aber das wird mit recht fadenscheinigen Gründen geschehen müssen, und ich glaube nicht, daß er damit Erfolg haben wird.«

»Hatte er einen guten Anwalt?«

»Man gab ihm den jungen Graybrook als Officialverteidiger unter Armenrecht. Ich meine, er war sehr gewissenhaft und hat das Beste getan, was er tun konnte.«

»So hat der Mann einen anständigen Prozeß gehabt und ist von seinesgleichen schuldig gesprochen worden.«

»Das stimmt. Die Geschworenen waren guter Durchschnitt.

Sieben Männer, fünf Frauen. Alles anständige, vernünftige Leute. Der alte Stanisdale war der Richter. Absolut gerecht - keinerlei Vorurteile.«

»So kann sich James Bentley nach den Gesetzen des Landes über nichts beklagen?«

»Wenn er wegen etwas, was er nicht getan hat, aufgehängt wird, hat er schon einen Grund zur Klage.«

»Eine sehr richtige Bemerkung.«

»Und der Fall gegen ihn war mein Fall – ich habe die Tatsachen gesammelt und zusammengefügt – und auf Grund dieses Falles und dieser Tatsachen ist er verurteilt worden. Und das gefällt mir nicht, Monsieur Poirot. Das gefällt mir nicht.«

Hercule Poirot betrachtete lange das erregte rote Gesicht des Kommissars Spence.

»*Eh bien*«, sagte er. »Was schlagen Sie vor?« Spence sah sehr verlegen aus.

»Ich glaube, Sie wissen ganz gut, was kommt. Der Fall Bentley ist geschlossen. Ich arbeite schon an einem anderen Fall - einer Unterschlagung. Muß heute abend noch nach Schottland fahren. Ich bin kein freier Mann.« Spence nickte höchst verlegen.

»Da haben Sie's. Schreckliche Unverschämtheit, werden Sie sagen. Aber mir fällt nichts anderes ein – keine andere Möglichkeit. Ich habe in diesem Falle alles getan, was ich tun konnte, habe jede Möglichkeit geprüft. Und ich habe nichts erreicht. Ich glaube, ich kann auch nichts erreichen. Aber wer weiß, vielleicht ist es bei Ihnen anders. Sie sehen die Dinge auf eine – Sie werden mir den Ausdruck verzeihen –, auf eine komische Art an. Vielleicht ist das die Art, wie man sie in diesem Fall ansehen muß. Denn wenn James Bentley sie nicht getötet hat, dann hat sie wer anderer getötet. Sie hat sich ja nicht selbst den Schädel eingeschlagen. Vielleicht können Sie etwas finden, das mir entgangen ist. Es gibt keinen Grund für Sie, sich mit dieser Angelegenheit zu befassen. Es ist eine höllische Unverschämtheit von mir, Ihnen diesen Vorschlag zu machen.

Aber es ist einmal so. Ich bin zu Ihnen gekommen, weil mir nichts anderes eingefallen ist. Aber wenn Sie sich nicht bemühen wollen – und warum sollten Sie es? –« Poirot unterbrach ihn.

»Ach, es gibt schon einige Gründe. Ich habe Zeit – zu viel Zeit. Und Sie haben mich interessiert – ja, Sie haben mich sehr interessiert. Es ist eine Herausforderung – meiner kleinen grauen Gehirnzellen. Und dann denke ich auch an Sie. Ich sehe Sie, wie Sie in sechs Monaten in Ihrem Garten sind und vielleicht gerade Rosensträucher setzen – und während Sie sie einsetzen sind Sie nicht so glücklich, wie Sie es sein sollten, weil tief in Ihrem Hirn ein unangenehmes Gefühl sitzt, eine Erinnerung, die Sie wegstoßen wollen, und ich möchte nicht, daß Sie das empfinden, mein Freund. Und schließlich«, Poirot saß aufrecht und nickte energisch, »ist da das Prinzip, Wenn ein Mann keinen Mord begangen hat, sollte er nicht gehängt werden.« Er verstummte und fuhr dann fort: »Aber wenn er sie doch getötet hat?«

»In diesem Falle wäre ich nur zu dankbar, davon überzeugt zu werden.«

»Und zwei Köpfe sind besser als einer? Voilà, alles ist in Ordnung. Ich stürze mich auf diesen Fall. Es ist klar, wir dürfen keine Zeit verlieren. Die Fährte ist schon kalt. Wann ist Mrs. McGinty ermordet worden?«

»Am zweiundzwanzigsten November.«

»Gehen wir also an die Sache heran.«

»Ich habe meine Aufzeichnungen über den Fall. Ich werde sie Ihnen geben.«

»Gut. Im Augenblick brauche ich nur eine allgemeine Übersicht. Wenn James Bentley Mrs.

McGinty nicht getötet hat, wer hat es dann getan?«

Spence zuckte die Achseln und sagte schwerfällig: »Soweit ich sehen kann, niemand sonst.«

»Aber diese Antwort paßt uns nicht. Nun, da es für jeden Mord ein Motiv geben muß, was könnte das Motiv im Falle McGinty gewesen sein? Neid, Rache, Eifersucht, Furcht, Geld?

Wollen wir mit dem letzten und einfachsten Motiv anfangen?

Wer hatte einen Nutzen von ihrem Tod?«

»Niemand hatte großen Nutzen. Sie hatte zweihundert Pfund auf der Sparkasse. Die bekommt ihre Nichte.«

»Zweihundert Pfund sind nicht viel. Aber unter gewissen Umständen könnten sie genug sein. So schauen wir uns einmal die Nichte an. Ich bitte um Verzeihung, mein Freund, daß ich in Ihre Fußstapfen trete. Ich weiß, daß Sie das alles auch bedacht haben. Aber ich muß mit Ihnen über das schon beschrittene Gebiet gehen.« Spence nickte.

»Wir haben uns natürlich die Nichte angesehen. Sie ist achtunddreißig und verheiratet. Ihr Mann ist im Bauhandwerk beschäftigt – ein Maler. Er hat einen guten Charakter, eine feste Stellung, ist ein intelligenter Kerl, kein Dummkopf. Sie ist eine nette, junge Frau, ein bißchen geschwätzig, schien ihre Tante ganz gern zu haben. Keiner von den beiden brauchte dringend zweihundert Pfund, obwohl sie, meine ich, ganz froh waren, sie zu bekommen.«

»Was ist mit dem Häuschen? Bekommen sie das auch?«

»Es war ein Mietshaus. Natürlich konnte der Hauswirt die alte Frau unter dem Mieterschutz nicht hinaussetzen. Aber jetzt, da sie tot ist, glaube ich nicht, daß die Nichte es hätte übernehmen können. Jedenfalls wollten sie und ihr Mann es gar nicht. Sie haben ein kleines modernes Häuschen, auf das sie ganz ungemein stolz sind.« Spence seufzte. »Ich habe mir die Nichte und ihren Mann recht genau angesehen – sie schienen, wie Sie wohl verstehen werden, ziemlich verdächtig. Aber ich konnte nichts feststellen.«

»*Bien*. Sprechen wir jetzt über Mrs. McGinty selbst.

Beschreiben Sie mir sie – und nicht nur körperlich, bitte.«

Spence grinste.

»Sie wollen keinen Steckbrief? Nun, sie war vierundsechzig.

Eine Witwe. Ihr Mann hat in der Textilabteilung bei Hodges in Kilchester gearbeitet. Er ist vor etwa sieben Jahren gestorben.

Lungenentzündung. Seit damals ging Mrs. McGinty täglich in verschiedene Häuser. Als Putzfrau. Broadhinny ist ein kleines Dorf, das vor kurzem zu einem Wohnbezirk wurde. Ein paar Pensionisten, ein Teilhaber einer Maschinenfabrik, ein Arzt, solche Leute. Es gibt eine ganz gute Autobus- und Zugverbindung mit Kilchester, und Cullenquay, das, wie Sie wohl wissen, eine ziemlich bedeutende Sommerfrische ist, liegt nur zwölf Kilometer weit weg. Aber Broadhinny selbst ist noch ganz hübsch und ländlich – liegt etwa vierhundert Meter weit abseits der Landstraße von Drymouth nach Kilchester.« Poirot nickte.

»Mrs. McGintys Häuschen war eines von den vieren, die das eigentliche Dorf bilden. Da sind das Postamt und der Krämerladen, und im vierten wohnen Landarbeiter.«

»Und sie hat einen Untermieter gehabt?«

»Ja. Bevor ihr Mann starb, waren es gewöhnlich Sommerfrischler, aber nach seinem Tode nahm sie einen Dauermieter. James Bentley hatte schon ein paar Monate dort gelebt.«

»So kommen wir zu Bentley?«

»Bentley hatte seine letzte Stellung bei einem Häusermakler in Kilchester. Davor hat er bei seiner Mutter in Cullenquay gewohnt. Sie war kränklich, und er hat für sie gesorgt und ist nie viel ausgegangen. Dann starb sie, und ihre Rente starb mit ihr.

Er verkaufte sein kleines Haus und nahm eine Stellung an. Ein gebildeter Mensch, aber keine besondere Ausbildung oder Fähigkeit, und, wie ich sagte, er konnte sich nicht zur Geltung bringen. Er hatte es nicht leicht, etwas zu finden. Na, Breather und Scuttles haben ihn engagiert. Eigentlich eine zweitklassige Firma. Ich glaube nicht, daß er besonders tüchtig oder erfolgreich war. Sie haben ihr Personal verringert, und er mußte gehen. Er fand keine andere Stellung, und sein Geld ging zur Neige. Gewöhnlich bezahlte er Mrs. McGinty jeden Monat sein Zimmer. Sie gab ihm Frühstück und Abendessen und berechnete ihm drei Pfund wöchentlich – ganz angemessen, wenn man alles bedenkt. Er war mit zwei Monaten im Rückstand und fast am Ende seiner Mittel. Er hatte keine andere Stellung, und sie mahnte ihn energisch wegen der Beträge, die er ihr schuldete.«

»Und er wußte, daß sie dreißig Pfund im Hause hatte?

Übrigens, warum hatte sie dreißig Pfund im Hause, da sie doch ein Sparkonto hatte?«

»Weil sie der Regierung nicht traute. Sie sagte, die hätte zweihundert Pfund von ihrem Geld bekommen, aber mehr würde sie nicht von ihr kriegen. Ihr Geld würde sie dort aufbewahren, wo sie jederzeit ihre Hände darauflegen konnte.

Das hat sie ein paar Leuten erzählt. Es lag unter einem losen Bodenbrett in ihrem Schlafzimmer. Ein sehr auffälliger Aufbewahrungsort. James Bentley gab zu, daß er wußte, daß es dort war.«

»Das ist sehr entgegenkommend von ihm. Und wußten die Nichte und ihr Mann das auch?«

»O ja.«

»Dann sind wir jetzt also wieder bei meiner ersten Frage an Sie: Wie ist Mrs. McGinty gestorben?«

»Sie starb am zweiundzwanzigsten November. Der Polizeiarzt sagte, zwischen sieben und zehn Uhr abends. Sie hatte zu Abend gegessen – einen Hering und Brot und Margarine, und nach allen Berichten aß sie ihr Abendbrot gewöhnlich um halb sieben.

Wenn sie sich an dem fraglichen Abend daran hielt, dann muß sie, nach dem Verdauungszustand der Speisen, gegen halb neun oder neun Uhr gestorben sein. James Bentley machte nach seiner Aussage an jenem Abend einen Spaziergang von viertel nach sieben bis gegen neun. An den meisten Abenden ging er nach Dunkelwerden spazieren. Nach seiner Aussage kam er gegen neun Uhr zurück (er hatte seinen eigenen Schlüssel) und ging sofort in sein Schlafzimmer hinauf. Wegen der Sommerfrischler hatte Mrs. McGinty in den Schlafzimmern Waschbecken einbauen lassen. Er las etwa eine halbe Stunde lang und ging dann zu Bett. Er bemerkte nichts Ungewöhnliches. Am nächsten morgen kam er herunter und schaute in die Küche, aber es war niemand darin, und er bemerkte keine Anzeichen, daß das Frühstück gemacht wurde.

Er sagte, er hätte ein bißchen gezögert und dann an Mrs. McGintys Tür geklopft, aber keine Antwort bekommen.

Er meinte, sie müßte verschlafen haben, wollte aber nicht weiter klopfen. Dann kam der Bäcker, und James Bentley ging wieder hinauf und klopfte wieder, und danach ging der Bäcker, wie ich Ihnen schon sagte, ins Nachbarhaus und rief eine gewisse Mrs. Elliot, die schließlich die Leiche fand und sich ganz närrisch gebärdete. Mrs. McGinty lag auf dem Fußboden des Wohnzimmers. Man hatte sie mit einem Gegenstand, etwa wie eine Fleischhacke mit einer sehr scharfen Schneide, auf den Hinterkopf geschlagen. Sie war sofort tot gewesen. Die Schubladen waren aufgerissen, und ihre Sachen lagen verstreut umher, und das lose Fußbodenbrett in ihrem Schlafzimmer war hochgestemmt worden, und das Versteck war leer. Alle Fenster waren geschlossen und von innen verriegelt. Keine Anzeichen, daß man sich an etwas zu schaffen gemacht hatte. Keine Anzeichen von einem Einbruch.«

»Deshalb«, sagte Poirot, »muß entweder James Bentley sie getötet haben, oder sie muß ihren Mörder selbst eingelassen haben, während Bentley außer Hause war.«

»Genau das. Es war kein Räuber oder Einbrecher. Nun, wen würde sie wohl hereingelassen haben? Einen der Nachbarn, oder ihre Nichte, oder den Mann ihrer Nichte. Darauf kommt es hinaus. Wir haben die Nachbarn ausgeschieden. Die Nichte und ihr Mann waren an dem Abend im Kino. Es ist möglich – eben und eben möglich, daß einer von beiden das Kino unbeobachtet verließ, fünf Kilometer weit mit dem Rad fuhr, die Alte tötete, das Geld außerhalb des Hauses versteckte und wieder unbemerkt ins Kino zurückkehrte. Wir haben diese Möglichkeit untersucht, haben aber keine Bestätigung unserer Theorie erhalten. Und warum hätten sie das Geld außerhalb des Hauses der Mrs. McGinty verstecken sollen? Dort hätten sie es später nur mit Mühe holen können. Warum nicht irgendwo auf dem fünf Kilometer langen Rückweg? Nein, der einzige Grund, es dort zu verstecken, wo es versteckt wurde ...« Poirot beendete den Satz:

»Ist, daß man in dem Haus wohnt, es aber nicht in seinem Zimmer oder sonstwo im Hause verstecken will. Also James Bentley.«

»Sehr richtig. Überall und jedesmal kommt man wieder auf Bentley. Schließlich war da noch das Blut an seinem Ärmelaufschlag.«

»Wie hat er das erklärt?«

»Sagt, er erinnere sich, daß er am Vormittage in einem Schlachterladen irgendwo angestoßen sei. Unsinn! Das war kein Tierblut.«

»Und ist er bei dieser Geschichte geblieben?«

»Ach, woher. Bei Gericht erzählte er eine ganz andere Geschichte. Sehen Sie, an dem Ärmel war auch ein Haar – ein blutbeflecktes Haar, und das Haar war identisch mit Mrs. McGintys Haar. Das mußte er doch erklären. Er gab dann zu, er wäre am Abend zuvor, als er von seinem Spaziergang heimkehrte, in ihr Zimmer gegangen. Er sagte, er hätte angeklopft, wäre dann hineingegangen und hätte sie dort tot auf dem Boden liegen gesehen. Um ganz sicher zu sein, hätte er sich gebückt und sie berührt, sagte er. Und dann habe er den Kopf verloren. Er sei völlig gebrochen in sein Zimmer gegangen und dort halb ohnmächtig geworden. Denn, sagte er, den Anblick von Blut habe er nie vertragen können. Am Morgen konnte er sich nicht dazu aufraffen zuzugeben, daß er wußte, was geschehen war.«

»Eine sehr faule Geschichte«, bemerkte Poirot. »Ja, wirklich.

Und doch, wissen Sie«, sagte Spence nachdenklich, »sie könnte wahr sein. Es ist nicht eine Geschichte, die ein normaler Mensch oder eine Gruppe von Geschworenen glauben kann. Aber ich habe solche Leute schon gekannt. Ich meine nicht die Ohnmachtsgeschichte. Ich meine Leute, die plötzlich vor der Notwendigkeit stehen, etwas zu tun und eine Verantwortung zu übernehmen, und die es einfach nicht können. Schüchterne Menschen. Sagen wir, er geht hinein und findet sie.

Er weiß, daß er etwas tun sollte – die Polizei holen – zu einem Nachbarn gehen – das Richtige tun, was immer es sein mag. Und er drückt sich. Er denkt: 'Ich brauche gar nichts davon zu wissen. Ich muß ja heute abend nicht hereingekommen sein. Ich gehe zu Bett, als ob ich gar nicht hereingekommen wäre ...

Dahinter steckt natürlich die Angst – die Angst, man werde ihn verdächtigen, daß er etwas damit zu tun hätte. Er meint, er solle sich so lange wie möglich von der Angelegenheit fernhalten, und so geht der Trottel hin und steigt mitten hinein – bis an den Hals.«

Spence machte eine kurze Pause. »Es hätte wirklich so sein können.«

»Ja, wirklich«, sagte Poirot nachdenklich.

»Es kann aber auch bloß die beste Geschichte gewesen sein, die seinem Anwalt eingefallen ist. Aber ich weiß nicht. Die Kellnerin in dem Café in Kilchester, wo er gewöhnlich zu Mittag aß, sagte,

daß er sich immer einen Tisch auswählte, wo er auf die Wand oder in eine Ecke blicken und nicht auf die Leute sehen mußte. Er war so ein Bursche – einfach ein bißchen verdreht. Aber nicht verdreht genug, um ein Mörder zu sein. Er hatte keinen Verfolgungswahn oder so was.« Spence sah Poirot erwartungsvoll an – aber Poirot antwortete nicht – er runzelte bloß die Stirn. Eine Zeitlang saßen beide Männer schweigend da.

---

### 3

Endlich regte Poirot sich und seufzte.

»Eh *bien*«, sagte er. »Wir haben das Geldmotiv erschöpft.

Gehen wir zu den anderen Theorien über. Hatte Mrs. McGinty einen Feind? Hatte sie vor jemandem Angst?«

»Wir haben keinen Beweis dafür.«

»Was hatten ihre Nachbarn zu sagen?«

»Nicht sehr viel. Vielleicht wollten sie der Polizei nichts sagen, aber ich glaube nicht, daß sie etwas verschwiegen haben.

Sie war immer allein, sagten sie. Aber das wurde als ganz natürlich angesehen. Unsere Dörfler, das wissen Sie, Monsieur Poirot, sind nicht freundlich. Mrs. McGinty verkehrte oberflächlich mit den Nachbarn, aber sie war mit niemandem vertraulich.«

»Wie lange hat sie dort gelebt?«

»So achtzehn oder zwanzig Jahre, glaube ich.«

»Und die vierzig Jahre davor?«

»Es gibt kein Geheimnis in ihrem Leben. Ein Bauernmädchen aus Norddevon. Sie und ihr Mann lebten eine Zeitlang in der Nähe von Ilfracombe und übersiedelten dann nach Kilchester.

Hatten ein Häuschen auf der anderen Seite von Kilchester, fanden es aber zu feucht und zogen nach Broadhinny. Der Mann soll ein ruhiger, anständiger Mensch gewesen sein, wählerisch - ist nicht oft ins Wirtshaus gegangen. Alles sehr anständig und einwandfrei. Nirgends ein Geheimnis, nirgends etwas zu verstecken.«

»Und doch ist sie ermordet worden? «

»Und doch ist sie ermordet worden.«

»Die Nichte kannte niemanden, der einen Groll gegen die Tante hegte?«

»Sie sagt, nein.«

Poirot rieb sich ärgerlich die Nase.

»Sie verstehen, mein lieber Freund, es wäre so viel einfacher, wenn Mrs. McGinty sozusagen nicht Mrs. McGinty wäre. Wenn sie eine sogenannte 'Geheimnisvolle Frau' wäre – eine Frau mit einer Vergangenheit.«

»Nun, das war sie aber nicht«, sagte Spence ruhig. »Sie war bloß Mrs. McGinty, eine mehr oder weniger ungebildete Frau, die Zimmer vermietete und als Putzfrau arbeitete. Davon gibt's Tausende in England.«

»Aber die werden nicht alle ermordet.«

»Nein. Das gebe ich zu.«

»Also, warum mußte dann Mrs. McGinty ermordet werden?

Die einfachste Antwort paßt uns nicht. Was bleibt dann? Eine schattenhafte und unwahrscheinliche Nichte. Ein noch schattenhafterer und noch unwahrscheinlicherer Fremder.

Tatsachen? Halten wir uns an die Tatsachen. Was sind die Tatsachen? Eine ältliche Putzfrau wird

ermordet. Ein schüchterner, seltsamer junger Mann wird verhaftet und wegen des Mordes verurteilt. Warum wurde James Bentley verhaftet?«

Spence starrte ihn verwundert an. »Die Beweise gegen ihn. Ich habe Ihnen gesagt ...«

»Ja. Beweise. Aber sagen Sie, Spence, waren es wirkliche Beweise oder waren sie zurechtgemacht?«

»Zurechtgemacht?«

»Ja. Nehmen wir einmal an, James Bentley sei unschuldig.

Dann bleiben uns zwei Möglichkeiten. Die Beweise wurden absichtlich angefertigt, um ihn zu belasten. Oder er war nur ein unglückliches Opfer widriger Zufälle.« – Spence dachte nach.

»Ja, ich verstehe, worauf sie hinauswollen.«

»Nichts sagt uns, daß das der Fall ist. Aber wir haben auch keinen Beweis dafür, daß es nicht der Fall war. Das Geld wurde weggenommen und außerhalb des Hauses an einem leicht zu findenden Ort versteckt. Es tatsächlich in seinem Zimmer zu verstecken, wäre mehr gewesen, als die Polizei geschluckt hätte.

Der Mord wurde zu einer Zeit begangen, als Bentley allein spazierenging, wie er es oft tat. Kam der Blutfleck so auf seinen Ärmel, wie er es vor Gericht erzählte, oder wurde auch der Ärmel so zurechtgemacht? Hat jemand Bentley in der Dunkelheit gestreift und einen verräterischen Beweis auf seinen Ärmel geschmiert?«

»Ich glaube, das geht ein bißchen zu weit, Monsieur Poirot.«

»Vielleicht, vielleicht. Aber wir müssen weit gehen. Ich glaube, wir müssen in diesem Fall so weit gehen, daß unsere Vorstellungskraft den Weg noch nicht deutlich sieht – Denn sehen Sie, *mon cher* Spence, wenn Mrs. McGinty nur eine gewöhnliche Putzfrau ist – dann muß der Mörder ungewöhnlich sein. Ja – da ist eine klare Schlußfolgerung. Interessant in diesem Falle ist der Mörder, nicht die Ermordete. Das ist bei den meisten Verbrechen nicht der Fall. Gewöhnlich ist die Persönlichkeit des Opfers der Mittelpunkt. Gewöhnlich interessiere ich mich für die schweigsamen Toten. Ihren Haß, ihre Liebe, ihre Taten. Und wenn man das Opfer wirklich kennt, dann spricht das Opfer, und die toten Lippen äußern einen Namen – den Namen, den man wissen will. Aber hier«, fuhr Poirot fort, »ist es das Gegenteil. Hier müssen wir eine verschleierte Person suchen – eine Gestalt, die noch im Dunkel verborgen ist. Wie starb Mrs. McGinty? Warum starb sie? Die Antwort finden wir nicht, wenn wir das Leben der Mrs. McGinty untersuchen. Die Antwort liegt in der Persönlichkeit des Mörders. Sind wir da einer Meinung?«

»Ich glaube«, sagte Kommissar Spence vorsichtig. »Jemand, der etwas wollte – aber was? Mrs. McGinty niederschlagen?

Oder James Bentley niederschlagen?«

Der Kommissar äußerte ein zweifelndes »Hmmm«. »Ja – ja, das ist einer der ersten Punkte, die geklärt werden müssen. Wer ist das wirkliche Opfer? Wer sollte das Opfer sein?«

Spence sagte ungläubig: »Sie glauben wirklich, daß jemand eine völlig harmlose alte Frau erschlägt, damit jemand anderer wegen Mordes aufgehängt werde?«

»Es heißt, daß man keine Omelette machen kann, ohne Eier zu zerschlagen. Mrs. McGinty könnte das Ei sein, und James Bentley ist die Omelette. So sagen Sie mir jetzt, was Sie von James Bentley wissen.«

»Nicht viel. Sein Vater war Arzt – starb, als Bentley neun Jahre alt war. Er ging in eine der kleineren Schulen, war untauglich zum Militärdienst, hatte eine schwache Brust, war während des Krieges in einem Ministerium und wohnte bei seiner herrschsüchtigen Mutter.«

»Nun«, sagte Poirot, »da sind schon einige Möglichkeiten.

Mehr als in der Lebensgeschichte von Mrs. McGinty.«

»Glauben Sie ernsthaft, was Sie da sagen?«

»Nein. Vorläufig glaube ich noch gar nichts. Aber ich sage, daß wir zwei ganz verschiedenen Spuren nachgehen müssen und daß wir uns bald entscheiden müssen, welches davon die richtige ist.«

»Wie wollen Sie die Sache anfassen, Monsieur Poirot? Kann ich etwas tun?«

»Als erstes möchte ich eine Unterredung mit James Bentley.«

»Das kann man machen. Ich werde mich mit seinen Anwälten in Verbindung setzen.«

»Danach, abhängig von dem Erfolg der Unterredung, wenn sie einen hat – ich hege da nicht viel Hoffnung – gehe ich nach Broadhinny. Dort werde ich mit Hilfe Ihrer Notizen so schnell wie möglich alle Schritte tun, die Sie schon vor mir getan haben.«

»Falls mir etwas entgangen sein sollte«, sagte Spence mit einem mühsamen Lächeln.

»Ich möchte lieber sagen, falls ich etwas in einem anderen Lichte sehe als Sie. Menschliche Reaktionen sind verschieden, und menschliche Erfahrungen ebenfalls. Ich möchte vor allem eine der beiden Spuren ausschalten, die ich eben erwähnt habe.

Und die Spur Nummer eins – die Mrs.-McGinty-Spur - auszuschalten, wird offensichtlich leichter sein, als sich an die Spur Nummer zwei heranzumachen. Nun, wo kann ich in Broadhinny wohnen? Gibt es dort ein Gasthaus mit bescheidenem Komfort?«

»Da sind die 'Drei Enten«, aber die beherbergen keine Gäste.

Da ist das 'Lamm« in Cullavon, fünf Kilometer weit entfernt - und dann ist da eine Art Pension in Broadhinny selbst. Es ist eigentlich keine richtige Pension, es ist mehr ein verfallendes Landhaus, in dem das junge Ehepaar, dem es gehört, zahlende Gäste aufnimmt. Ich glaube nicht, daß es sehr behaglich ist.«

Kommissar Spence sah den kleinen Mann besorgt an. »Hören Sie, Monsieur Poirot«, sagte er. »Halten Sie ja nicht Ihren Kopf hin. Ich möchte nicht, daß Ihnen etwas geschieht.«

»Wenn mir aber etwas geschieht, dann wäre über jeden Schatten von einem Zweifel hinaus bewiesen, daß Sie recht haben, nicht wahr?«

»Ich möchte es nicht auf diese Weise bewiesen haben«, sagte Kommissar Spence.

---

## 4

Voll tiefer Abneigung sah Hercule Poirot sich in dem Zimmer um. Es war ein Zimmer mit schönen Proportionen, aber damit war seine Schönheit schon zu Ende. Poirot machte eine beredte Grimasse, als er mißtrauisch mit dem Finger über die Oberseite des Bücherbords fuhr. Wie er vermutet hatte – Staub! Er setzte sich flink auf ein Sofa, und dessen zerbrochene Sprungfedern sackten betrüblich unter ihm zusammen. Die beiden verblichenen Lehnstühle waren, wie er wußte, nicht besser. Ein großer, böse dreinblickender Hund, den Poirot für rüdig hielt, knurrte ihn drohend von der vierten, halbwegs bequemen Sitzgelegenheit an.

Das Zimmer war groß und hatte eine schöne, aber verblichene Tapete. Neben ein paar guten Ölgemälden hingen Stahlstiche von unerfreulichen Gegenständen schief an den Wänden. Die Bezüge der Sessel waren verblichen und schmutzig, der Teppich war voll von Löchern und ohnedies nie schön gewesen. Eine Menge aller möglicher Nippesgegenstände war planlos im Zimmer verstreut. Die Tische wackelten gefährlich. Ein Fenster stand offen, und offenbar konnte keine Macht auf Erden es wieder schließen. Die Tür, die im Augenblick geschlossen war, würde es wohl nicht bleiben. Der Drücker hielt nicht, und bei jedem Windstoß flog die Tür auf, und der kalte Wind wirbelte durch den Raum.

»Ich leide«, sagte sich Hercule Poirot und tat sich sehr leid dabei, »ja, ich leide.«

Die Tür flog auf, und der Wind und Mrs. Summerhayes kamen gemeinsam herein. Sie sah sich im Zimmer um, rief jemandem in der Ferne »Was?« zu und ging wieder hinaus. Mrs. Summerhayes hatte rotes Haar und ein reizvoll sommersprossiges Gesicht. Gewöhnlich war sie sehr zerstreut und setzte in diesem Zustand etwas ab oder suchte etwas.

Hercule Poirot sprang auf und schloß die Tür. Gleich darauf ging sie wieder auf, und Mrs. Summerhayes erschien wieder.

Diesmal trug sie eine große Emailschißel und ein Messer.

Aus einiger Entfernung rief eine Männerstimme:

»Maureen, die Katze hat schon wieder erbrochen. Was soll ich tun?«

Mrs. Summerhayes rief: »Ich komme schon, Liebster. Laß alles, wie es ist.«

Sie stellte Schüssel und Messer ab und ging wieder hinaus.

Poirot stand wieder auf und schloß die Tür. Er sagte: »Ganz entschieden, ich leide!«

Ein Wagen fuhr vor, und der große Hund sprang von seinem Sessel und ließ ein Crescendo von Gebell los. Er sprang auf einen kleinen Tisch am Fenster, und der Tisch brach krachend zusammen.

»Enfin«, sagte Hercule Poirot. »*C'est insupportable!*« Die Tür flog auf, der Wind sauste durch das Zimmer, der Hund lief noch immer bellend hinaus. Dann hörte man Maureens Stimme ganz laut und deutlich.

»Johnnie, warum, zum Teufel, hast du die Hintertür offen gelassen! Diese verdammten Hennen sind in der Speisekammer!«

»Und dafür«, sagte Hercule Poirot erbittert, »zahle ich sieben Guineen die Woche!« Die Tür flog krachend zu. Durch das Fenster drang das laute Gackern zorniger Hühner.

Dann ging die Tür wieder auf, und Maureen Summerhayes kam herein und stürzte sich mit einem Freudenruf auf die Schüssel.

»Konnte mich gar nicht mehr erinnern, wo ich die gelassen hatte. Würde es Ihnen viel ausmachen, Mr. Hrhmmm, ich meine, würde es Sie sehr stören, wenn ich die Bohnen hier drin schneide? In der Küche riecht es zu gräßlich.«

»Madame, ich wäre hochofregut.«

Das war vielleicht nicht ganz der richtige Ausdruck, aber er kam der Wahrheit ziemlich nahe. Es war das erste Mal innerhalb vierundzwanzig Stunden, daß Poirot eine Aussicht auf eine Unterhaltung von mehr als sechs Sekunden Dauer sah. Mrs. Summerhayes setzte sich in einen Sessel und begann Bohnen zu schneiden.

»Ich hoffe wirklich«, sagte sie, »daß Sie sich nicht allzu unbehaglich fühlen. Wenn Sie etwas geändert haben möchten, sagen Sie es, bitte.«

Poirot war schon zu der Ansicht gekommen, daß das einzige, was er in Long Meadows ertragen konnte, seine Gastgeberin war.

»Sie sind zu liebenswürdig, gnädige Frau«, erwiderte er höflich. »Ich wünschte nur, es läge in meiner Macht, Ihnen ordentliche Dienstboten zu verschaffen.«

»Dienstboten!« quiekte Mrs. Summerhayes. »Völlig hoffnungslos! Ich kann nicht einmal eine Putzfrau bekommen.

Unsere wirklich gute ist ermordet worden. Ich habe immer solches Pech.«

»Das war wohl Mrs. McGinty«, sagte Poirot schnell. »Ja, das war Mrs. McGinty. Gott, fehlt diese Frau mir. Natürlich war damals alles sehr aufregend. Der erste Mord den wir sozusagen im Hause hatten, aber wie ich Johnnie gleich sagte, für uns war es einfach ein Pech. Ohne die McGinty werde ich einfach nicht fertig.«

»Mochten Sie sie gern?«

»Mein Lieber, sie war wenigstens zuverlässig. Sie ist wirklich gekommen. Montag nachmittag und

Donnerstag früh – wie eine Uhr. Jetzt habe ich diese Burp, die unten am Bahnhof wohnt.

Fünf Kinder und ein Mann. Natürlich ist sie nie hier. Entweder ist der Mann nicht wohl oder die alte Mutter, oder die Kinder haben irgendeine widerliche Krankheit. Bei der alten McGinty war wenigstens nur sie allein mal krank, und ich muß sagen, sie war es höchst selten.«

»Und Sie haben sie immer zuverlässig und ehrlich gefunden?

Konnten Sie ihr vertrauen?«

»Ach, die hat nie was geklaut – nicht einmal Lebensmittel.

Natürlich hat sie ein bißchen herumgekrämt. Hat Briefe gelesen und so was. Aber das muß man ja wohl erwarten. Ich meine, die müssen doch ein furchtbar ödes Leben haben, nicht wahr?«

»Hatte Mrs. McGinty ein ödes Leben?«

»Furchtbar, glaube ich«, sagte Mrs. Summerhayes unbestimmt. »Immer knien und scheuern. Und dann Stapel von ungewaschenem Geschirr anderer Leute, die einen erwarten, wenn man morgens hinkommt. Wenn ich das jeden Tag müßte, ich wäre entschieden erleichtert, wenn man mich ermordete.

Wirklich.« Das Gesicht von Major Summerhayes erschien am Fenster. Mrs. Summerhayes sprang auf, warf die Schüssel mit den Bohnen um und stürzte ans Fenster, das sie so weit wie möglich aufriß.

»Dieser verdammte Hund hat wieder das Hühnerfutter gefressen, Maureen.«

»Ach, verflixt, jetzt wird er wieder brechen.«

»Was ist mit dem Spinat?«

»Den hole ich schon.«

Sie sprang durchs Fenster, und Mann und Frau gingen gemeinsam weg.

»*Nom d'un nom d'un nom!*« sagte Hercule Poirot. Er ging durchs Zimmer und schloß das Fenster, so gut es ging. Der Wind trug ihm Major Summerhayes' Stimme zu. »Was ist mit diesem Neuen, Maureen? Kommt mir ein bißchen komisch vor.

Wie heißt er doch?«

»Ich konnte mich eben, als ich mit ihm sprach, auch nicht daran erinnern. Mußte ihn Mr. Hrhmmm nennen. Poirot, das ist's. Er ist ein Franzose.«

»Weißt du, Maureen, ich glaube, ich habe den Namen schon irgendwo gehört.«

»Vielleicht macht er Heimkaltwellen. Sieht wie ein Friseur aus.« Poirot zuckte zusammen.

»N-ein. Ich weiß nicht. Ich bin sicher, daß ich den Namen kenne. Hol ihm lieber die ersten sieben Guineen schnell heraus.«

Die Stimmen entschwanden.

Hercule Poirot las die Bohnen vom Fußboden auf, auf dem sie weit verstreut lagen. Als er eben damit fertig war, kam Mrs. Summerhayes wieder durch die Tür. Er übergab sie ihr höflich:

»*Voici, madame.*«

»Ach, danke vielmals. Sagen Sie, diese Bohnen sehen doch ein bißchen schwarz aus. Wir lagern sie in Steinkrügen ein, müssen Sie wissen, eingesalzen. Aber diese scheinen irgendwie schlecht geworden zu sein. Ich glaube, die werden nicht sehr gut schmecken.«

»Das fürchte ich auch ... Erlauben Sie, daß ich die Tür schließe? Hier zieht es ganz entschieden.«

»Ach ja, bitte. Ich lasse leider immer alle Türen offen.«

»Das habe ich schon bemerkt.«

»Aber diese Tür bleibt ohnedies nie zu. Dieses Haus zerfällt wirklich schon in seine Einzelteile. Johnnies Vater und Mutter haben hier gewohnt, und es ging ihnen nicht gut, den armen Lieben, und sie haben nie etwas daran gemacht. Und als wir von Indien herkamen, um hier zu wohnen, konnten wir es uns auch nicht leisten, etwas richten zu lassen. Aber die Kinder haben in den Ferien ihren Spaß daran. Viel Raum, in dem sie herumtoben können, und der Garten und alles. Daß wir zahlende Gäste

hier haben, hilft uns gewissermaßen durch, aber ich muß sagen, daß wir ein paar böartige Rückschläge hatten.«

»Bin ich im Augenblick Ihr einziger Gast?«

»Wir haben oben eine alte Dame. Hat sich am Tage ihrer Ankunft ins Bett gelegt und ist seitdem darin liegegeblieben.

Ihr fehlt gar nichts, so weit ich sehen kann. Aber da ist sie nun, und ich trage ihr viermal täglich ein Tablett hinauf. Ihr Appetit ist ganz in Ordnung. Na, sie geht morgen zu einer Nichte oder so was.«

Mrs. Summerhayes machte eine kurze Pause, bevor sie mit einer ein wenig gekünstelten Stimme fortfuhr. »Der Fischhändler wird gleich kommen. Ich möchte wissen, ob es Ihnen was ausmachen würde – eh – die Miete für die erste Woche rauszurücken. Sie bleiben doch eine Woche, nicht wahr?«

»Vielleicht länger.«

»Tut mir leid, Sie zu belästigen. Aber ich habe kein Bargeld im Hause, und Sie wissen doch, wie diese Leute sind – drängen einen immer.«

»Bitte, entschuldigen Sie sich nicht, gnädige Frau.« Poirot nahm sieben Pfundscheine aus der Tasche und fügte sieben Schillinge hinzu. Mrs. Summerhayes nahm das Geld gierig.

»Vielen Dank.«

»Ich sollte Ihnen, Madame, vielleicht ein bißchen mehr von mir erzählen. Ich bin Hercule Poirot.«

Diese Offenbarung bewegte Mrs. Summerhayes nicht.

»Welch schöner Name«, sagte sie freundlich. »Griechisch, nicht wahr?«

»Ich bin, wie Sie vielleicht wissen«, sagte Poirot, »ein Detektiv.« Er klopfte sich auf die Brust.

»Vielleicht der berühmteste Detektiv, den es gibt.«

Mrs. Summerhayes kreischte vor Vergnügen. »Ich sehe, daß Sie ein großer Spaßvogel sind, Monsieur Poirot. Was decken Sie denn auf? Zigarettenasche und Fußstapfen?«

»Ich untersuche den Mord an Mrs. McGinty«, sagte Poirot.

»Und ich mache keinen Spaß.«

»Autsch!« sagte Mrs. Summerhayes. »Jetzt habe ich mich in den Finger geschnitten.« Sie hob einen Finger hoch und sah ihn an. Dann starrte sie Poirot an.

»Hören Sie«, sagte sie. »Meinen Sie das im Ernst? Was ich sagen wollte, das ist doch alles vorüber. Man hat den armen Halbidioten verhaftet, der dort gewohnt hat, und er wurde vor Gericht gestellt und verurteilt und so weiter. Wahrscheinlich hat man ihn jetzt schon gehängt.«

»Nein, Madame«, sagte Poirot. »Er ist nicht gehängt worden - noch nicht. Und es ist nicht vorüber – der Fall der Mrs. McGinty.

Ich möchte Sie an einen Vers eines Ihrer Dichter erinnern: 'Ein Problem ist nie gelöst, ehe es nicht richtig gelöst ist.«

»Huh«, sagte Mrs. Summerhayes und lenkte ihre Aufmerksamkeit von Poirot auf die Schüssel in ihrem Schoß.

»Jetzt blute ich über die Bohnen. Nicht zu angenehm, da wir sie zu Mittag essen wollen. Aber es wird schon nichts ausmachen, denn ich werfe sie ja in kochendes Wasser. Die Dinge sind immer in Ordnung, wenn man sie kocht. Selbst Konservendosen.«

»Ich glaube«, sagte Hercule Poirot, »daß ich zum Mittagessen nicht hier sein werde.«

---

## 5

»Das weiß ich bestimmt nicht«, sagte Mrs. Burch. Sie hatte das schon dreimal gesagt. Ihr natürliches Mißtrauen gegen einen ausländisch aussehenden Herrn mit schwarzem Schnurrbart und

einem langen, pelzgefütterten Mantel war nicht leicht zu überwinden.

»Es war sehr unangenehm«, fuhr sie fort. »Das arme Tantchen ermordet, und dann die Polizei und so weiter. Trampeln überall herum, schnüffeln und stellen Fragen. Und die Nachbarn alle aus dem Häuschen. Zuerst meinte ich, wir kämen nie drüber weg. Und meine Schwiegermutter war wirklich ekelhaft. In ihrer Familie war so was nie vorgekommen, sagte sie immer wieder.

Und 'mein armer Joe' und lauter so Zeugs. Und ich, war ich vielleicht nicht arm? Schließlich war sie ja meine Tante, nicht wahr? Aber wirklich, ich meinte, jetzt wäre schon alles vorbei.«

»Und wenn man annimmt, daß James Bentley doch unschuldig ist?«

»Unsinn«, sagte Mrs. Burch scharf. »Natürlich ist er nicht unschuldig. Der hat's schon getan. Mir hat er nie gefallen.

Wandert umher und redet mit sich selbst. Hab' zu Tantchen gesagt, wirklich, das hab' ich: 'Du solltest keinen solchen Mann im Hause haben. Der kann noch überschnappen.' Aber sie sagte, er wäre ruhig und höflich und machte ihr keine Mühe. Trank nicht, sagte sie, und hat nie geraucht. Na, jetzt weiß sie's besser, die arme Seele.«

Poirot blickte sie nachdenklich an. Sie war eine große, rundliche Frau mit gesunder Hautfarbe und einem fröhlichen Mund. Das kleine Haus war nett und sauber und roch nach Möbelpolitur. Ein appetitanregender Geruch kam aus der Küche.

Eine gute Frau, die ihr Haus sauber hielt und sich die Mühe nahm, für ihren Mann zu kochen. Sie gefiel ihm. Sie war voll Vorurteile und dickköpfig, aber schließlich, warum auch nicht?

Ganz bestimmt war sie nicht eine Frau, von der man sich vorstellen könnte, daß sie ihre Tante mit einer Fleischhacke niederschlug oder damit einverstanden war, daß ihr Mann es täte. Spence hatte sie nicht für eine solche Frau gehalten, und ein bißchen widerwillig gab Hercule Poirot ihm recht. Spence hatte die Geldlage der Burchs untersucht und dort kein Motiv für den Mord gefunden, und Spence war ein sehr gründlicher Mann.

Er seufzte und fuhr hartnäckig mit seiner Aufgabe fort, das Mißtrauen von Mrs. Burch gegen Ausländer zu überwinden. Er lenkte das Gespräch vom Mord ab und auf dessen Opfer. Er stellte Fragen nach dem 'armen Tantchen', ihrer Gesundheit, ihren Gewohnheiten, ihrem Lieblingsessen und ihren Getränken, ihren politischen Ansichten, ihrem verstorbenen Mann, ihrer Stellung zum Leben, zur Liebe, zur Sünde, zur Religion, zu Kindern, zu Tieren.

Er hatte keine Ahnung, ob irgendeine dieser Nebensächlichkeiten ihm etwas nützen würde. Er durchwühlte einen Heuschober, um eine Stecknadel zu finden. Aber dabei erfuhr er auch einiges über Bessie Burch.

Bessie wußte wirklich nicht sehr viel von ihrer Tante. Es war eine Familienbeziehung gewesen, als solche geehrt, aber nicht vertraulich. Hie und da, etwa einmal im Monat, waren sie und Joe am Sonntag hinübergegangen, um mit Tantchen zu Mittag zu essen, und noch seltener war Tantchen zu ihnen gekommen.

Sie hatten zu Weihnachten Geschenke ausgetauscht. Sie hatten gewußt, daß Tantchen sich etwas erspart hatte und daß sie es nach ihrem Tode erben würden.

»Aber das heißt nicht, daß wir's gebraucht haben«, erklärte Mrs. Burch errötend. »Wir haben selbst was erspart. Und wir haben sie schön begraben. Ein wirklich hübsches Begräbnis war's. Blumen und alles was dazu gehört.« Tantchen hatte gern gestrickt. Hunde mochte sie nicht, die machten alles schmutzig.

Aber sie hatte eine Katze – eine rotbraune. Die war weggelaufen, und danach hatte sie keine mehr gehabt, aber die Frau im Postamt hatte ihr ein Kätzchen versprochen. Hielt ihr Haus sehr sauber und konnte nicht leiden, wenn was umherlag. Hielt ihr Messing blitzblank und schrubhte den Küchenfußboden jeden Tag. Sie verdiente ganz nett mit ihrer Arbeit. Einen Schilling und zehn Pence

die Stunde – zwei Schilling in Holmeleigh, das war das Haus von Mr. Carpenter von der Fabrik. Die hatten's dick, die Carpenters. Wollten, daß Tantchen öfter in der Woche käme, aber Tantchen wollte ihre anderen Damen nicht enttäuschen, weil sie schon zu ihnen gegangen war, bevor sie für die Carpenters gearbeitet hatte, und das wäre nicht recht gewesen.

Poirot erwähnte Mrs. Summerhayes von Long Meadows. O ja. Tantchen war zu ihr gegangen – zwei Tag in der Woche.

Die waren aus Indien zurückgekommen, wo sie viele eingeborene Diener hatten, und Mrs. Summerhayes verstand gar nichts vom Haushalt. Sie wollten sich eine Gemüsegärtnerei aufmachen, aber davon verstanden sie auch nichts. Wenn die Kinder in den Ferien nach Hause kamen, dann war dort eine wahre Hölle los. Aber Mrs. Summerhayes war eine nette Dame, und Tantchen hatte sie gern gehabt.

So wuchs das Bild. Mrs. McGinty strickte und scheuerte Fußböden und polierte Messing, und sie hatte Katzen gern, und Hunde mochte sie nicht. Sie hatte Kinder gern, aber nicht zu gern. Sie lebte zurückgezogen und allein.

Sonntags ging sie in die Kirche, aber sonst nahm sie am Kirchenleben nicht teil. Manchmal, aber selten, ging sie ins Kino. Sie hielt nichts von Liebeleien, und sie hatte aufgehört, für einen Künstler und seine Frau zu arbeiten, als sie herausfand, daß die beiden nicht richtig verheiratet waren. Sie las keine Bücher, aber die Sonntagszeitung machte ihr Vergnügen, und sie las gern alte Zeitschriften, die ihre Damen ihr schenkten.

Obgleich sie selten ins Kino ging, las sie gern von Filmstars und ihrer Tätigkeit. Sie interessierte sich nicht für Politik, aber sie wählte konservativ, wie ihr Mann es immer getan hatte. Gab nie viel für Kleider aus, aber sie bekam eine ganze Menge von ihren Damen, und sie war sparsam.

Mrs. McGinty war in der Tat sehr genau die Mrs. McGinty, die Poirot sich vorgestellt hatte. Und Bessie Burch, ihre Nichte, war die Bessie Burch der Aufzeichnungen des Kommissars Spence. Ehe Poirot sich verabschiedete, kam Joe Burch zum Mittagessen nach Hause. Ein kleiner, intelligenter Mann, den man nicht so leicht beurteilen konnte wie seine Frau. Er verriet leichte Anzeichen von Nervosität. Er war weniger mißtrauisch und feindselig als seine Frau. Er schien sehr bemüht, sich hilfreich zu erweisen. Und das, überlegte Poirot, paßte nicht ganz zum Bilde. Denn warum sollte Joe Burch sich so sehr bemühen, einen unbekanntem unerwünschten Ausländer gut zu stimmen? Der Grund konnte nur sein, daß der Fremde einen Brief von Kommissar Spence mitgebracht hatte.

Joe Burch war also bemüht, sich mit der Polizei gut zu stellen? Konnte er sich etwa nicht wie seine Frau erlauben, der Polizei kritisch gegenüberzustehen? Vielleicht ein Mann mit einem schlechten Gewissen. Warum?

Es konnte so viele Gründe geben – keiner von ihnen brauchte etwas mit Mrs. McGintys Tod zu tun haben. Oder war das Kinoalibi einfach schlaue gefälscht, und war es Joe Burch gewesen, der an das Tor des Häuschens geklopft hatte, von Tantchen eingelassen worden war und dann die nichtsahnende Alte niedergeschlagen hatte? Er hätte dann die Schubladen herausgezogen und das Zimmer in Unordnung gebracht, damit es nach Raub aussähe, das Geld schlaue im Garten versteckt, um James Bentley zu belasten, denn er war nur auf das Geld in der Sparkasse aus. Zweihundert Pfund, die seine Frau erbte und die er, aus einem unbekanntem Grunde, dringend brauchte. Poirot fiel ein, daß die Waffe nie gefunden worden war. Warum hatte man Sie nicht auch auf dem Schauplatz des Verbrechens gelassen? Jeder Dummkopf wußte genug, um Handschuhe zu tragen oder seine Fingerabdrücke abzuwischen. Warum hatte man die Waffe, die sehr schwer und scharfrandig gewesen sein mußte, weggenommen? Etwa weil man leicht hätte feststellen können, daß sie zum Haushalt der Burchs gehörte? War diese Waffe, gewaschen und geputzt, jetzt hier im Hause? So etwas wie eine Fleischhacke, hatte der Polizeiarzt gesagt – aber offenbar doch keine Fleischhacke.

Vielleicht etwas, das ein bißchen ungewöhnlich war, etwas, das man leicht identifizieren konnte? Die Polizei hatte es gesucht, aber nicht gefunden. Sie hatte Wälder durchsucht, Teiche durchfischt. Aus Mrs. McGintys Küche fehlte nichts, und niemand konnte aussagen, daß James Bentley etwas Ähnliches besaß. Man hatte nie feststellen können, daß er eine Fleischhacke oder ein ähnliches Gerät gekauft hatte. Ein kleiner, wenn auch negativer Punkt zu seinen Gunsten. Wegen des Gewichtes der anderen Beweise übersehen. Aber doch ein Punkt ...

Poirot blickte schnell durch das ziemlich überfüllte kleine Wohnzimmer, in dem er saß.

War die Waffe hier, irgendwo in diesem Hause? War Joe Burch deshalb so unsicher und entgegenkommend? Poirot wußte es nicht. Er glaubte es eigentlich nicht. Aber er war nicht völlig sicher ...

---

## 6

Im Büro von Breather & Scuttle wurde Poirot nach kurzem Warten in das Zimmer von Mr. Scuttle selbst geführt. Mr. Scuttle war ein flinker, hastiger Mann mit einem herzlichen Benehmen.

»Guten Morgen, guten Morgen.« Er rieb sich die Hände.

»Nun, was kann ich für Sie tun?«

Sein geübtes Auge betrachtete Poirot, versuchte ihn unterzubringen und machte gewissermaßen eine Reihe von Randbemerkungen.

Ausländer. Gut gekleidet. Wahrscheinlich reich.

Restaurantbesitzer? Hoteldirektor? Film?

»Ich hoffe. Ihre Zeit nicht ungebührlich in Anspruch zu nehmen. Ich möchte mit Ihnen über Ihren ehemaligen Angestellten James Bentley sprechen.«

Mr. Scuttles ausdrucksvolle Augenbrauen hoben sich mit einem Ruck und senkten sich wieder.

»James Bentley. James Bentley?« Und dann schnell:

»Presse?«

»Nein.«

»Sie sind doch wohl nicht von der Polizei?«

»Nein. Wenigstens nicht von der englischen.«

»Nicht von der englischen.«

»Worum geht es denn?«

»Ich eröffne eine weitere Untersuchung des Falles James Bentley – auf Ersuchen von seinen Verwandten.«

»Wußte gar nicht, daß er welche hatte. Na, man hat ihn schuldig gesprochen, wissen Sie, und zum Tode verurteilt.«

»Aber noch nicht hingerichtet.«

»Solange man lebt, hofft man, wie?« Mr. Scuttle schüttelte den Kopf. »Möchte doch dran zweifeln. Die Beweise waren stark. Wer sind diese Verwandten?«

»Ich darf Ihnen bloß sagen, daß sie reich und mächtig sind.

Unheimlich reich.«

»Sie überraschen mich.« Mr. Scuttle taute wider Willen ein wenig auf. Die Worte 'unheimlich reich' klangen schön und hypnotisch. »Ja, Sie überraschen mich wirklich.«

»Bentleys Mutter, die verstorbene Mrs. Bentley«, erklärte Poirot, »hatte sich und ihren Sohn völlig von der Familie gelöst.«

»Eine dieser Familienfehden, wie? Na, na. Und der junge Bentley ohne einen Pfennig in der

Tasche. Schade, daß diese Verwandten ihm nicht eher geholfen haben.«

»Sie haben die Tatsachen erst jetzt erfahren«, erklärte Poirot.

»Sie haben mich beauftragt, in größter Eile hierher zu fahren und alles zu tun, was möglich ist.«

Mr. Scuttle lehnte sich zurück und wurde weniger geschäftlich. »Wüßte nicht, was Sie tun könnten. Vielleicht Geistesgestörtheit? Ein bißchen spät dafür – aber wenn man sich einen der großen Medizinmänner verschaffen kann ... Natürlich kenne ich mich in diesen Dingen nicht aus.« Poirot beugte sich vor.

»Monsieur, James Bentley hat hier gearbeitet. Sie können mir von ihm erzählen.«

»Mächtig wenig zu erzählen – mächtig wenig. Er war einer unserer kleineren Angestellten. Nichts gegen ihn zu sagen.

Schien ein völlig anständiger Bursche, ganz gewissenhaft und so weiter. Aber keine Ahnung vom Verkaufen. Der konnte ein Geschäft einfach nicht zustande bringen. Das ist in diesem Beruf nicht gut. Wenn eine Kundschaft zu uns kommt und ein Haus verkaufen will, dann sind wir dazu da, es zu verkaufen. Wenn jemand ein Haus haben will, verschaffen wir ihm eines. Wenn es ein Haus ist, das einsam dasteht und keine moderne Einrichtung hat, betonen wir, wie alt es ist, sagen, daß es reiner Stil ist – und sprechen nicht von der Installation. Und wenn ein Haus gerade auf die Gasanstalt blickt, sprechen wir über die Installation und die moderne Einrichtung und erwähnen die Aussicht nicht. Den Kunden hineinjagen – das müssen wir tun.

Da gibt es alle möglichen kleinen Kniffe. 'Wir raten Ihnen, gnädige Frau, sofort ein Angebot zu machen. Da ist ein Abgeordneter, der sich dafür interessiert. *Sehr* interessiert. Wird es sich heute nachmittag wieder ansehen.> Darauf fallen alle hinein – ein Abgeordneter ist immer gut. Hab' keine Ahnung, warum. Kein Abgeordneter wohnt jemals außerhalb seines Wahlkreises. Es klingt bloß so gut und solide.« Er lachte plötzlich und zeigte dabei ein schimmerndes Gebiß.

»Psychologie, das ist es – einfach Psychologie.« Poirot stürzte sich auf das Wort.

»Psychologie. Wie recht Sie haben. Ich sehe, daß Sie Menschen beurteilen können.«

»Nicht zu schlecht«, sagte Mr. Scuttle bescheiden.

»So frage ich Sie wieder, was war Ihr Eindruck von James Bentley? Im Vertrauen – streng im Vertrauen – glauben Sie, daß er die alte Frau getötet hat?« Scuttle schaute ihn verwundert an.

»Natürlich.«

»Und Sie glauben auch, daß es psychologisch gesprochen, das war, was man von ihm erwartet hätte?«

»Nun – wenn Sie das so formulieren – nein, eigentlich nicht.

Ich hätte nicht geglaubt, daß er den Mut dazu hätte. Ich sage Ihnen was, wenn Sie mich fragen: Er war nicht ganz bei Trost.

Fassen Sie es so an, und es muß funktionieren. Immer schon ein bißchen schwach im Kopf gewesen, und dann hatte er keine Stellung und viel Sorgen und so weiter, und da ist er eben übergeschnappt.«

»Sie hatten keinen besonderen Grund, ihn zu entlassen?«

Scuttle schüttelte den Kopf.

»Schlechte Saison. Das Personal hatte nicht genug zu tun. Wir haben den Untüchtigsten entlassen. Das war Bentley. Wird es wohl auch immer bleiben. Haben ihm ein gutes Zeugnis und so weiter gegeben. Er hat aber keine andere Stellung bekommen.

Kein Schwung. Machte einen schlechten Eindruck.« Es lief immer wieder darauf hinaus, dachte Poirot, als er das Büro verließ. James Bentley machte einen schlechten Eindruck. Er tröstete sich damit, daß er an verschiedene Mörder dachte, die er gekannt hatte. Die meisten Leute hatten sie höchst charmant gefunden.

»Verzeihung, haben Sie etwas dagegen, wenn ich mich hersetze und ein paar Worte mit Ihnen spreche?«

Poirot, der an einem kleinen Tisch in der 'Blauen Katze' saß, sah überrascht von der Speisekarte auf, die er eben betrachtet hatte. Es war ziemlich dunkel in der 'Blauen Katze', die es darauf anlegte, mit Eichentäfelung und verbleiten Butzenscheiben einen altmodischen Eindruck zu machen. Aber die junge Frau, die sich ihm gegenübergesetzt hatte, stach hell von dem dunklen Hintergrund ab.

Sie hatte auffallend goldenes Haar und trug ein leuchtend blaues Kostüm mit Pullover. Außerdem wußte Hercule Poirot, daß er sie vor kurzem irgendwo gesehen hatte.

Sie fuhr fort:

»Ich konnte es nicht vermeiden, wissen Sie, etwas von Ihrem Gespräch mit Mr. Scuttle aufzufangen.«

Poirot nickte. Er hatte gleich gesehen, daß die Unterteilungen im Büro von Breather & Scuttle eher aus praktischen Gründen gemacht worden waren, als um die Ungestörtheit zu sichern.

Das hatte ihn nicht geniert, da er vor allem wollte, daß möglichst viele Leute von seiner Absicht wüßten. »Sie haben auf der Maschine geschrieben«, sagte er. »Rechts vom hinteren Fenster.«

Sie nickte. Ihre Zähne leuchteten weiß in einem zustimmenden Lächeln. Eine sehr gesunde junge Frau mit einer üppigen Gestalt, die Poirot gefiel. Etwa drei- oder vierunddreißig, taxierte er, und von Natur aus dunkelhaarig.

Aber keine Frau, die sich von der Natur etwas diktieren ließ.

»Wegen Mr. Bentley«, sagte sie. »Was ist mit Mr. Bentley?«

»Wird er Berufung einlegen? Heißt das, daß es neues Beweismaterial gibt? Ach, ich bin so froh. Ich konnte – ich konnte einfach nicht glauben, daß er es getan hat.« Poirots Augenbrauen hoben sich. »Sie haben also nie geglaubt, daß er es getan hat?«

»Nun, zuerst nicht. Ich meinte, es müßte ein Irrtum sein. Aber dann kamen die Beweise ...« Sie verstummte. »Ja, die Beweise«, sagte Poirot.

»Es schien einfach niemand anderen zu geben, der es hätte tun können. Ich dachte, er wäre vielleicht verrückt geworden.«

»Schien er Ihnen jemals ein bißchen – wie soll ich sagen komisch?«

»O nein. Nicht auf diese Art komisch. Er war nur so schüchtern und ungeschickt wie möglich. Er hat sich wirklich nicht zur Geltung bringen können. Er hatte kein Zutrauen zu sich.« Poirot sah sie an. Sie hatte bestimmt Selbstvertrauen.

Wahrscheinlich hatte sie genug Vertrauen für zwei. »Mochten Sie ihn?« fragte er. Sie errötete.

»Ja, wirklich. Amy – das ist das andere Mädels im Büro lachte ihn gewöhnlich aus und nannte ihn einen Tropf, aber ich hatte ihn sehr gern. Er war sanft und höflich – und er wußte wirklich viel. So Dinge aus Büchern, meine ich.«

»Ach ja, Dinge aus Büchern.«

»Seine Mutter fehlte ihm. Sie war jahrelang krank gewesen, wissen Sie. Also, nicht wirklich krank, aber nicht stark, und er hat alles für sie getan.« Poirot nickte. Er kannte diese Sorte Mütter. »Und natürlich hat sie sich auch um ihn gekümmert. Ich meine, sich um seine Gesundheit gekümmert und im Winter auf seine Lungen aufgepaßt und auf das, was er aß und so.« Wieder nickte er. Er fragte: »Waren Sie und er befreundet?«

»Ich weiß nicht – eigentlich nicht richtig. Manchmal unterhielten wir uns. Aber nachdem er hier weg war, hat er ...

Ich ... ich habe ihn nicht oft gesehen. Ich habe ihm einmal ganz freundschaftlich geschrieben, aber er hat nicht geantwortet.«

Poirot sagte sanft: »Aber Sie haben ihn gern?« Sie sagte fast herausfordernd: »Jawohl.«

»Das ist ausgezeichnet«, sagte Poirot.

Seine Gedanken gingen zu dem Tage zurück, als er mit dem verurteilten Gefangenen gesprochen hatte ... Er sah James Bentley deutlich vor sich. Das mausfarbene Haar, den dünnen, unbeholfenen Körper, die Hände mit ihren dicken Knöcheln und Handgelenken, den Adamsapfel im mageren Halse. Er sah den unsicheren, verlegenen, fast schlaunen Blick. Nicht aufrichtig.

Kein Mann, dem man vertrauen konnte – ein verschlossener, hinterlistiger Bursche mit einer unangenehm murmelnden Art zu sprechen ... Das war der Eindruck, den James Bentley auf die meisten oberflächlichen Beobachter machen mußte. Das war der Eindruck, den er auf der Anklagebank gemacht hatte. So ein Bursche, der lügen und Geld stehlen und eine alte Frau auf den Kopf schlagen würde ...

Aber auf Kommissar Spence, der Menschen kannte, hatte er nicht diesen Eindruck gemacht. Und auch nicht auf Hercule Poirot ... Und jetzt war hier dieses Mädchen. »Wie heißen Sie, Mademoiselle?« fragte er. »Maude Williams. Könnte ich irgend etwas tun – um zu helfen?«

»Ich glaube schon. Es gibt einige Leute, Miss Williams, die glauben, daß James Bentley unschuldig ist. Sie arbeiten daran, das zu beweisen. Ich bin mit der Untersuchung beauftragt, und ich darf Ihnen sagen, daß ich schon beträchtliche Fortschritte gemacht habe. Jawohl, beträchtliche Fortschritte.« Er äußerte diese Lüge, ohne zu erröten. Ihm schien sie eine sehr notwendige Lüge. Jemand mußte irgendwo beunruhigt werden.

Maude Williams würde sprechen, und Gespräche waren wie ein Stein in einem Teich, sie machten eine kleine Welle, die nach außen lief und immer größer wurde. Er sagte: »Sie haben mir erzählt, daß Sie und Bentley zuweilen geplaudert haben. Er hat Ihnen von seiner Mutter erzählt und von seinem Leben zu Hause. Hat er jemals jemanden erwähnt, mit dem er oder vielleicht seine Mutter schlecht standen?« Maude Williams überlegte.

»Nein, nicht was man schlecht nennt. Seine Mutter mochte junge Frauen nicht, glaube ich.«

»Mütter ergebener Söhne haben junge Frauen nie gern. Nein, ich meinte mehr als das. Eine Art Familienfehde, eine Feindschaft. Jemanden, der etwas gegen sie hatte.« Sie schüttelte den Kopf. »Von so etwas hat er nie gesprochen.«

»Hat er jemals über seine Hausfrau gesprochen?« Sie erschauerte ein wenig.

»Nicht mit Namen. Einmal sagte er, daß sie ihm viel zu oft Heringe gebe – und einmal sagte er, seine Hausfrau wäre aufgeregt, weil sie ihre Katze verloren habe.«

»Hat er jemals – bitte, seien Sie aufrichtig – hat er jemals erwähnt, daß er wußte, wo sie ihr Geld aufbewahrte?« Das Mädchen erbleichte ein wenig, aber es streckte herausfordernd sein Kinn vor.

»Jawohl, das hat er. Wir sprachen über Leute, die den Banken mißtrauten – und er sagte, seine alte Hausfrau bewahre ihr Erspartes unter einem Fußbodenbrett auf. Er sagte: 'Ich könnte es jederzeit nehmen, wenn sie außer Haus ist.' Nicht eigentlich als Witz, er machte keine Witze, sondern eher, als wäre er über ihren Mangel an Vorsicht wirklich besorgt.«

»Ach«, sagte Poirot. »Das ist gut. Von meinem Standpunkt aus, will ich sagen. Wenn James Bentley an Diebstahl denkt, dann erscheint ihm der als eine Tat, die man hinter jemandes Rücken begeht. Sehen Sie, er hätte auch sagen können: 'Eines Tages wird jemand ihr deshalb den Schädel einschlagen.'«

»Aber was immer er gesagt hätte, er hätte es nicht ernst gemeint.«

»O nein. Aber ein Gespräch, wie leicht, wie unnütz es sein mag, verrät unvermeidlich, was für ein Mensch man ist. Der weise Verbrecher würde nie den Mund öffnen, aber Verbrecher sind selten weise und gewöhnlich eitel und schwatzen sehr viel - und so werden die meisten Verbrecher gefangen.« Maude Williams sagte plötzlich: »Aber jemand muß die Alte doch getötet haben.«

»Natürlich.«

»Wer hat es getan? Wissen Sie es? Haben Sie eine Ahnung?«

»Ja«, log Hercule Poirot. »Ich glaube, ich habe eine recht gute Ahnung. Aber wir stehen erst am Anfang unseres Weges.« Das Mädchen blickte auf die Uhr.

»Ich muß zurückgehen. Wir sollen nur eine halbe Stunde Tischzeit nehmen. Ein gräßliches Nest, dieses Kilchester. Ich habe früher immer Stellungen in London gehabt. Werden Sie mich verständigen, wenn ich etwas tun kann – ich meine, wirklich etwas tun kann?«

Poirot zog eine Besuchskarte aus der Tasche. Darauf schrieb er »Long Meadows« und die Telefonnummer. »Da wohne ich.«

Sein Name machte, wie er kummervoll bemerkte, keinen besonderen Eindruck auf sie. Er konnte nicht umhin zu empfinden, daß die jüngere Generation einen auffälligen Mangel an Kenntnis wahrer Berühmtheiten bewies.

Als Hercule Poirot im Autobus nach Broadhinny zurückfuhr, war er ein wenig fröhlicher. Wenigstens eine Person teilte seinen Glauben an James Bentleys Unschuld. Bentley war nicht so ohne Freunde, wie er es sich vorstellte.

Wieder dachte er an Bentley im Gefängnis. Welch enttäuschendes Gespräch war das gewesen. Er hatte keine Hoffnung erwecken können. Er hatte kaum sein Interesse erregt.

»Danke«, hatte Bentley stumpf gesagt. »Aber ich glaube, da kann man gar nichts mehr machen.« Nein, er war sicher, daß er keine Feinde hatte. »Wenn Leute kaum zur Kenntnis nehmen, daß man lebt, dann hat man keine Feinde.«

»Ihre Mutter? Hatte die einen Feind?«

»Gewiß nicht. Die hat jeder gern gehabt und geachtet.«

Sein Ton verriet einen gewissen Unwillen.

»Was ist mit Ihren Freunden?«

Und James Bentley hatte gesagt, oder eigentlich gebrummt:

»Ich habe keine Freunde ...«

Aber das hatte nicht ganz gestimmt. Denn Maude Williams war eine Freundin.

Welch wunderbare Anordnung der Natur ist es, dachte Hercule Poirot, daß jeder Mann, und sei er äußerlich noch so wenig anziehend, irgendeiner Frau gefällt.

Trotz dem aufreizenden Äußeren von Miss Williams hegte Poirot den Verdacht, daß sie in Wirklichkeit sehr mütterlich war.

Sie hatte das, was James Bentley fehlte. Die Energie, die Willenskraft, die Weigerung, sich geschlagen zu geben, die Entschlossenheit, Erfolg zu haben. Er seufzte.

Welch gräßliche Lügen hatte er an diesem Tage erzählt. Na, tut nichts – sie waren notwendig.

---

## 7

Das Häuschen, das Mrs. McGinty bewohnt hatte, lag nur wenige Schritte weit von der Autobushaltestelle entfernt. Zwei Kinder spielten auf der Türschwelle.

Eine Frau schaute um die Hausecke. Sie trug eine bunte Schürze, und ihr Haar war unordentlich.

Poirot ging von der Schwelle nach der Hausecke. Er wurde rund ums Haus zu der Hintertür geführt.

»Ich hab' die Vordertür immer verschlossen, mein Herr.

Kommen Sie doch herein.«

Poirot ging durch eine sehr schmutzige Abwasch in eine fast noch schmutzigere Küche.

»Sie ist nicht hier getötet worden«, sagte die Frau. »Im Wohnzimmer.« Poirot blinzelte.

»Darum sind Sie doch hergekommen, nicht? Sie sind doch der ausländische Herr, der bei den

Summerhayes wohnt?«

»So wissen Sie alles von mir?« sagte Poirot. Er strahlte. »Ja, das stimmt, Mrs ...«

»Kiddle. Mein Mann ist ein Gipsler. Sind vor vier Monaten hier eingezogen, ja. Haben vorher bei Berts Mutter gewohnt ...

Einige Leute haben uns gesagt: 'Ihr werdet doch wohl nicht in ein Haus ziehen, wo es einen Mord gegeben hat?' Aber ich hab' gesagt, ein Haus ist ein Haus und besser als ein Hinterzimmer und Schlafen auf zwei Stühlen. Gräßlich, dieser Wohnungsmangel, nicht? Und wir sind hier gar nicht belästigt worden. Es heißt immer, die gehen um, wenn man sie ermordet hat. Aber sie tut's nicht! Wollen Sie sehen, wo es geschehen ist?« Poirot, der sich vorkam wie ein Tourist bei einer Führung, war einverstanden.

Mrs. Kiddle führte ihn in ein kleines Zimmer, das mit schweren alten Möbeln überfüllt war. Im Gegensatz zu dem übrigen Haus sah es aus, als wäre es noch nie benützt worden.

»Da auf dem Boden ist sie gelegen, und der Hinterkopf war gespalten. Die hat der Mrs. Elliot einen schönen Schrecken eingejagt. Das ist die, die sie gefunden hat – sie und Larkin, der mit dem Brot vom Konsum kommt. Aber das Geld hat man oben genommen. Kommen Sie rauf, ich zeig's Ihnen.« Mrs.

Kiddle ging die Treppe hinauf und in ein Schlafzimmer, in dem eine große Kommode, ein breites Messingbett, ein paar Stühle und eine schöne Sammlung von nassen und trockenen Windeln waren.

»Gerade hier war es«, sagte Mrs. Kiddle stolz. Poirot blickte sich um. Er konnte sich nur schwer vorstellen, daß dieses feste Bollwerk unregelmäßiger Fruchtbarkeit einst das wohlgescheuerte Reich einer ältlichen, auf ihren Haushalt stolzen Frau gewesen war. Hier hatte Mrs. McGinty gewohnt und geschlafen.

»Ich vermute, daß dies nicht ihre Möbel sind.«

»O nein. Ihre Nichte drüben in Cullavon hat alles weggenommen.«

Von Mrs. McGinty war hier nichts geblieben. Die Kiddles waren gekommen und hatten gesiegt. Das Leben war stärker als der Tod.

Von unten kam das wilde, laute Gebrüll eines Babys. »Das Baby ist aufgewacht«, sagte Mrs. Kiddle überflüssigerweise.

Sie stürzte die Treppe hinunter, und Poirot folgte ihr. Hier würde er nichts finden.

»Ja, Herr, ich hab' sie gefunden.«

Mrs. Elliot war dramatisch. Dies hier war ein nettes Haus, ordentlich und sauber. Das einzig Dramatische darin war die Erzählung von Mrs. Elliot – einer großen, hageren, dunkelhaarigen Frau – vom glorreichsten Augenblick ihres Lebens. »Larkin, der Bäcker, kam und klopfte an die Tür. 'Es ist wegen Mrs. McGinty', sagte er, 'die hört uns nicht. Vielleicht ist sie krank.' Und wirklich, das hab' ich auch geglaubt. Sie war keine junge Frau, wirklich nicht. Und Herzklopfen hatte sie auch, das weiß ich bestimmt. Ich dachte, sie hätte vielleicht einen Schlaganfall erlitten. So bin ich hinübergelaufen, weil doch nur die beiden Männer da waren, und die wollten natürlich nicht ins Schlafzimmer gehen.«

Poirot nahm diesen Bericht von ihrer Wohlanständigkeit mit beifälligem Murmeln zur Kenntnis.

»Ich bin also die Treppe raufgelaufen. Er stand auf dem Treppenabsatz; bleich wie der Tod war er. Nicht, daß ich damals geglaubt hätte – nun, da wußte ich natürlich noch nicht, was geschehen war. Ich klopfte laut an die Tür, und ich bekam keine Antwort, so habe ich die Klinke niedergedrückt und bin hineingegangen. Der ganze Raum war in fürchterlicher Unordnung, und das Bodenbrett stand hoch 'Das ist ein Einbruch', sagte ich. 'Aber wo ist die arme Seele selbst?' Und dann schauten wir im Wohnzimmer nach – und da war sie ... Auf dem Fußboden, und ihr armer Kopf war eingeschlagen. Mord!

Ich sah gleich, was es war – Mord! Konnte nicht anders sein!

Raub und Mord! Hier in Broadhinny. Ich hab' geschrien und geschrien! Die hatten wirklich allerhand mit mir zu tun. Man mußte mir aus den 'Drei Enten' einen Weinbrand holen. Und selbst dann zitterte ich noch Stunden und Stunden lang.

'Machen Sie sich nicht so viel draus, Mutter', sagte mir der Wachtmeister, als er kam. 'Machen Sie sich nicht so viel draus.'

Gehen Sie nach Hause und machen Sie sich 'ne nette Tasse Tee.' Und das tat ich. Und als Elliot nach Hause kam – 'Ja, was ist denn los?' fragte er und starrte mich an. Immer noch hab' ich so gezittert. War von Kindheit an immer so empfindsam.«

Poirot unterbrach geschickt diese hochinteressante Erzählung.

»Ja, ja, das merkt man gleich. Und wann hatten Sie die arme Mrs. McGinty zum letzten Mal gesehen?«

»Muß am Tag vorher gewesen sein, als sie in den Hintergarten gegangen war, um ein bißchen Minze zu pflücken.

Ich habe eben die Hühner gefüttert.«

»Hat sie Ihnen etwas gesagt?«

»Nur guten Tag und daß sie besser legten.«

»Und da haben Sie sie zum letzten Mal gesehen? Sie haben sie nicht am Tage ihres Todes gesehen?«

»Nein. Aber ihn hab' ich gesehen.« Mrs. Elliot senkte die Stimme. »Gegen elf Uhr früh. Ging auf der Straße spazieren. Ist dahergeschlurft wie immer.«

Poirot wartete, aber es schien, daß es nichts weiter zu sagen gab.

»Waren Sie überrascht, als die Polizei ihn festnahm?«

»Nun, ich war's, und ich war's auch wieder nicht. Wissen Sie, ich hab' ihn immer für ein bißchen blöd gehalten. Und daran besteht ja kein Zweifel, diese Trottel werden manchmal böseartig. Ja, dieser Bentley, der war schon blöd, und es würde mich gar nicht überraschen, wenn man ihn gar nicht aufhängt, wenn's so weit ist, sondern ihn statt dessen in eine Anstalt schickt. Na, schauen Sie sich doch bloß einmal an, wo er das Geld versteckt hat! Niemand würde dort Geld verstecken, außer er wollte, daß man es findet. Einfach dumm und simpel, das war er.«

»Außer er wollte, daß man es findet«, murmelte Poirot. »Sie haben nicht zufällig einen Schlägel oder ein Beil vermißt?«

»Nein, Herr, ganz gewiß nicht. Die Polizei hat mich das schon gefragt. Hat uns alle in den Häuschen hier danach gefragt. Es ist immer noch ein Geheimnis, womit er sie umgebracht hat.«

Hercule Poirot ging zum Postamt.

Der Mörder hatte gewollt, daß man das Geld fände, aber die Waffe wollte er nicht finden lassen. Das Geld würde James Bentley belasten, aber auf wen hätte die Waffe gewiesen?«

Er schüttelte den Kopf Er war in den anderen beiden Häusern gewesen. Sie waren weniger überschwänglich gewesen als Mrs. Kiddle und weniger dramatisch als Mrs. Elliot. Sie hatten insgesamt nur gesagt, daß Mrs. McGinty eine sehr ehrenwerte Frau war, die zurückgezogen lebte, daß sie eine Nichte drüben in Cullavon hatte, daß außer dieser Nichte niemand sie besuchte, daß niemand, soweit man wußte, eine Abneigung oder einen Groll gegen sie hegte, und stimmte es wirklich, daß man eine Petition für James Bentley einreichen und alle ersuchen würde, sie zu unterzeichnen?

Ich habe nichts erreicht – nichts, sagte Poirot sich. Es ist nichts da – nicht der geringste Schimmer. Ich kann die Verzweiflung von Kommissar Spence wohl verstehen. Aber bei mir sollte das doch anders sein. Kommissar Spence, das ist ein sehr guter und eifriger Polizeibeamter, aber ich – ich bin

Hercule Poirot. Für mich sollte es doch eine Erleuchtung geben. Er betrat das Postamt.

Die rechte Seite war den Geschäften der Post Seiner Majestät gewidmet. Die linke Seite zeigte eine reiche Ansammlung von verschiedenen Waren, darunter Bonbons, Kolonialwaren, Spielzeug, Geschirr, Briefpapier, Geburtstagskarten, Strickwolle und Kinderwäsche.

Poirot machte sich daran, recht langsam Briefmarken einzukaufen.

Die Frau, die hastig vorstürzte, um ihn zu bedienen, war mittleren Alters und hatte scharfe, helle Augen. »Hier«, sagte sich Poirot, »ist zweifellos das Gehirn des Dorfes Broadhinny.«

Sie hieß Mrs. Sweetiman.

»Und zwölf Einpennymarken«, sagte Mrs. Sweetiman und nahm sie geschickt aus einem großen Buch. »Das macht zusammen vier Schilling zehn Pence. Sonst noch etwas, mein Herr?« Sie sah ihn mit klaren, eifrigen Augen an. Durch die Hintertür streckte ein gierig lauschendes Mädchen seinen Kopf.

Es hatte ungekämmtes Haar und einen Schnupfen. »Ich bin hier noch fremd«, sagte Poirot feierlich. »Das stimmt, Herr«, sagte Mrs. Sweetiman. »Sie sind aus London gekommen, nicht wahr?«

»Ich vermute, Sie wissen so gut wie ich, warum ich hier bin«, sagte Poirot lächelnd.

»O nein, mein Herr, ich habe wirklich keine Ahnung«, sagte Mrs. Sweetiman völlig mechanisch. »Mrs. McGinty«, sagte Poirot.

Mrs. Sweetiman schüttelte den Kopf.

»Das war eine traurige Angelegenheit – eine gräßliche Angelegenheit.«

»Ich glaube. Sie haben sie gut gekannt.«

»Aber sicher. So gut wie sonstwer in Broadhinny, möchte ich sagen. Wir plauderten immer ein wenig, wenn sie herkam, um eine Kleinigkeit zu kaufen. Ja, es war eine schreckliche Tragödie. Und noch nicht erledigt, wie ich gehört habe.«

»Gewisse Kreise heben einige Zweifel an James Bentleys Schuld.«

»Nun«, sagte Mrs. Sweetiman, »das wäre nicht das erste Mal, daß die Polizei den Falschen erwischt – obgleich ich nicht sagen würde, daß es hier der Fall war. Ich hätte es ihm allerdings nicht wirklich zugetraut. Ein schüchterner, unbeholfener Bursche, aber nicht gefährlich, sollte man meinen. Aber man weiß ja nie, nicht wahr?«

Poirot erkundigte sich nach Briefpapier.

»Natürlich, mein Herr. Kommen Sie doch, bitte, auf die andere Seite.«

Mrs. Sweetiman eilte, ihren Platz hinter der linken Seite der Theke einzunehmen.

»Man kann sich bloß schwer vorstellen, wer's gewesen sein sollte, wenn's nicht Mr. Bentley war«, bemerkte sie, während sie sich nach dem oberen Bord reckte, um Briefpapier und Umschläge herunterzuholen. »Wir haben hier manchmal üble Landstreicher, und es ist möglich, daß einer von denen ein Fenster offen fand und eingestiegen ist. Aber der würde doch nicht weggehen und das Geld zurücklassen, nicht wahr? Nicht, nachdem er gemordet hat, um es zu bekommen – und dazu noch Pfundscheine, alles ohne Nummer oder Markierung. Hier, mein Herr, da ist ein nettes blaues Schreibpapier mit passenden Umschlägen.«

Poirot kaufte das Papier.

»Mrs. McGinty hat nie gesagt, daß jemand sie beunruhigte oder ängstigte, nicht wahr?« fragte er.

»Nicht zu mir, nein. Sie war keine ängstliche Frau. Sie ist manchmal bis spät bei den Carpenters geblieben, das ist in Holmesleigh, oben auf dem Hügel. Die haben oft Leute zum Abendessen und über Nacht, und Mrs. McGinty ging manchmal abends hinauf, um beim Geschirrwaschen zu helfen, und dann kam sie im Dunkel wieder den Hügel herab, und das ist mehr, als ich tun möchte. Sehr dunkel ist's, wenn man den Hügel herabkommt.«

»Kennen Sie eigentlich ihre Nichte, Mrs. Burch?«

»Ja, so flüchtig. Sie und ihr Mann kommen manchmal her.«

»Die haben ein bißchen Geld geerbt, als Mrs. McGinty starb?« Die durchdringenden Augen sahen ihn streng an. »Nun, das ist wohl natürlich, nicht wahr? Mitnehmen kann man es ja nicht, und es ist nur recht, wenn das eigene Fleisch und Blut es bekommt.«

»O ja, o ja. Da bin ich ganz Ihrer Meinung. Hatte Mrs. McGinty ihre Nichte gern?«

»Sehr gern, glaube ich, mein Herr. So auf ihre ruhige Art.«

»Und den Mann ihrer Nichte?«

Mrs. Sweetimans Gesicht trug plötzlich einen Ausdruck, als wollte sie der Antwort ausweichen.

»Soviel ich weiß, ja.«

»Wann haben Sie Mrs. McGinty zum letztenmal gesehen?«

»Lassen Sie mich mal nachdenken. Wann war das, Edna?«

Edna, die in der Tür stand, schnüffelte bloß. »War es am Tage, als sie starb? Nein, es war am Tage zuvor – oder noch einen Tag eher? Ja, es war am Montag. Das stimmt, sie ist am Mittwoch getötet worden. Ja, es war Montag. Sie kam her, um eine Flasche Tinte zu kaufen.«

»Sie wollte eine Flasche Tinte?«

»Wollte wohl einen Brief schreiben«, sagte Mrs. Sweetiman vergnügt.

»Das scheint möglich. Und da war sie ganz wie sonst? Nicht irgendwie anders?«

»N-ein, ich glaube nicht.«

Die schnüffelnde Edna schlurfte in den Laden und mengte sich plötzlich ins Gespräch.

»Sie war anders«, behauptete sie. »Über etwas erfreut. Nun, eigentlich nicht erfreut – erregt.«

»Vielleicht hast du recht«, sagte Mrs. Sweetiman. »Nicht, daß ich es damals bemerkt hätte. Aber jetzt, da du es sagst – ich würde sagen, sie war aufgeregt.«

»Erinnern Sie sich an etwas, das sie an jenem Tage sagte?«

»Sonst hätte ich mich nicht erinnert. Aber weil sie ermordet wurde und die Polizei kam und all das, da erinnert man sich an diese Dinge. Sie sagte nichts von James Bentley, das weiß ich gewiß. Sie sprach ein bißchen über die Carpenters und Mrs. Upward – über Leute, für die sie arbeitete, wissen Sie.«

»Ach, ja, ich wollte Sie noch fragen, für wen sie hier arbeitet.« Mrs. Sweetiman antwortete sofort:

»Montag und Donnerstag ging sie zu Mrs. Summerhayes in Long Meadows. Dort wohnen Sie doch, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Poirot seufzend. »Ich glaube, man kann sonst nirgends wohnen?«

»Nicht in Broadhinny selbst, nein. Ich glaube, Sie haben's in Long Meadows nicht sehr behaglich? Mrs. Summerhayes ist eine nette Dame, aber sie hat keine Ahnung vom Haushalt. Das haben diese Damen nie, die aus dem Ausland kommen. Da mußte man immer eine schreckliche Unordnung beseitigen, zumindest hat Mrs. McGinty das immer gesagt. Ja, am Montag nachmittag und Donnerstag morgens Mrs. Summerhayes, dann Dienstag morgen bei Dr. Rendell und am Nachmittag bei Mrs. Upward in Laburnums. Mittwoch war sie bei Mrs. Wetherby im Hunters Close und Freitag bei Mrs. Selkirk – jetzt ist sie Mrs. Carpenter. Mrs. Upward ist eine ältere Dame, die mit ihrem Sohn zusammenwohnt. Sie haben eine Hausgehilfin, aber die wird auch schon alt, und Mrs. McGinty ging einmal in der Woche hin, um gründlichzumachen. Mr. und Mrs. Wetherby scheinen niemals eine Hausgehilfin lange zu behalten – sie ist ein bißchen kränklich. Mr. und Mrs. Carpenter haben ein schönes Haus und geben viele Gesellschaften. Es sind alles sehr ehrbare Leute.«

Mit dieser abschließenden Erklärung über die Bevölkerung von Broadhinny ging Poirot wieder auf die Straße. Langsam ging er hügelab nach Long Meadows. Er hoffte von Herzen, daß der Inhalt der ausgebeulten Konservendose und die blutbefleckten Bohnen zu Mittag aufgegessen worden wären und daß man ihm davon nichts zum Abendessen aufbewahrt hätte. Aber vielleicht waren da noch

andere zweifelhafte Dosen.

Das Leben in Long Meadows hatte sicherlich seine Gefahren.

Es war, alles in allem, ein enttäuschender Tag gewesen. Was hatte er erfahren?

Daß James Bentley eine Freundin hatte. Daß weder er noch Mrs. McGinty Feinde hatten. Daß Mrs. McGinty zwei Tage vor ihrem Tode erregt ausgesehen und eine Flasche Tinte gekauft hatte ...

Poirot blieb plötzlich stehen. War das ein Hinweis? Endlich ein winziger Hinweis?

Er hatte so nebenbei gefragt, was Mrs. McGinty wohl mit einer Flasche Tinte anfangen würde, und Mrs. Sweetiman hatte ganz ernsthaft erklärt, sie hätte wohl einen Brief schreiben wollen.

Das war von Bedeutung – von einer Bedeutung, die ihm beinahe entgangen wäre, weil für ihn, wie für die meisten Leute, Briefe zu schreiben etwas Alltägliches war. Aber nicht für Mrs. McGinty. Einen Brief zu schreiben war für Mrs. McGinty eine so ungewöhnliche Angelegenheit, daß sie ausgehen und eine Flasche Tinte kaufen mußte, wenn sie es tun wollte.

Mrs. McGinty schrieb also kaum jemals einen Brief. Mrs. Sweetiman, die das Postamt hatte, kannte diese Tatsache sehr wohl. Aber Mrs. McGinty hatte zwei Tage vor ihrem Tode einen Brief geschrieben. Wem hatte sie geschrieben und warum?

Es konnte ganz unwichtig sein. Sie konnte ihrer Nichte geschrieben haben – oder einer Freundin. Lächerlich, so viel Wert auf eine so einfache Sache wie eine Flasche Tinte zu legen. Aber die war alles, was er hatte, und er wollte dieser Spur nachgehen. Eine Flasche Tinte ...

---

## 8

»Einen Brief?« Bessie Burch schüttelte den Kopf. »Nein, ich hab' keinen Brief von Tantchen bekommen. Worüber sollte sie mir denn schreiben?«

»Sie hätte Ihnen vielleicht etwas mitteilen wollen.«

»Tantchen war keine große Schreiberin. Sie ging schon auf Siebzig, wissen Sie, und als sie jung war, hatte man keine guten Schulen.«

»Aber sie konnte lesen und schreiben?«

»Ach, natürlich. Sie war auch keine große Leserin, aber die *News of the World* und den *Sunday Comet* hatte sie gern.

Schreiben fiel ihr immer ein bißchen schwer. Wenn sie uns etwas zu sagen hatte, etwa uns einzuladen oder uns mitzuteilen, daß sie nicht zu uns kommen konnte, rief sie gewöhnlich Mr. Benson an, den Apotheker neben uns, und der benachrichtigte uns dann. Er ist sehr nett, wirklich. Sehen Sie, wir sind im gleichen Netz, so kostet es nur zwei Pence. Im Postamt in Broadhinny ist eine Telefonzelle.«

Poirot nickte. Er sah ein, daß zwei Pence weniger waren als zweieinhalb, das Briefporto. Er hatte schon von Mrs. McGinty den Eindruck gewonnen, daß sie sparsam war. Sie hatte Geld sehr geliebt, meinte er. Er erkundigte sich freundlich weiter:

»Aber ich glaube doch, daß Ihre Tante Ihnen manchmal geschrieben hat?«

»Nun, wir sandten einander Weihnachtskarten.«

»Und vielleicht hatte sie Freunde anderswo in England, denen sie schrieb?«

»Davon weiß ich nichts. Da war ihre Schwägerin, aber die ist vor zwei Jahren gestorben, und da war eine Mrs. Birdlip, aber die ist auch tot.«

»Wenn sie also jemandem schrieb, dann muß es wohl die Antwort auf einen Brief gewesen sein, den sie erhalten hatte?«

Wieder blickte Bessie Burch zweifelnd drein. »Ich wüßte nicht, wer ihr schreiben sollte.

Natürlich«, sagte sie strahlend, »ist da immer die Regierung.« Poirot gab zu, daß in diesen Tagen Mitteilungen von dem, was Bessie einfach »Regierung« nannte, eher die Regel als die Ausnahme waren.

»So hatte Mrs. McGinty vielleicht eine Mitteilung von einer Behörde bekommen, die sie beantworten mußte?«

»Wenn sie das hätte, dann hätte sie sie zu Joe gebracht, damit er ihr helfe. Diese Dinge haben sie immer verwirrt, und sie hat sie immer Joe gebracht.«

»Können Sie sich nicht erinnern, ob unter ihren Sachen irgendwelche Briefe waren?«

»Könnte ich eigentlich nicht sagen. Ich erinnere mich nicht daran. Aber die Polizei hat ja alles zuerst in die Hand genommen. Erst nach einer ganzen Weile durfte ich ihre Sachen einpacken und wegbringen.«

»Was ist mit diesen Dingen geschehen?«

»Die Kommode da drüben ist von ihr – gutes, solides Mahagoni, und ein Schrank ist oben und ein paar gute Küchensachen. Den Rest haben wir verkauft, weil wir keinen Platz dafür hatten.«

»Ich meinte ihren persönlichen Besitz.« Er fügte hinzu:

»Solche Dinge wie Bürsten und Kämmen, Fotografien, Toilettesachen, Kleider ...«

»Ach, die. Nun, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, die habe ich in einen Koffer gepackt, und der steht noch oben. Wußte nicht recht, was ich damit anfangen sollte. Wollte die Kleider zu Weihnachten zum Basar bringen, aber ich hab's vergessen. Es schien mir nicht anständig, sie zu einem dieser ekelhaften Altwarenhändler zu tragen.«

»Sagen Sie – dürfte ich den Inhalt dieses Koffers sehen?«

»Aber gern, bestimmt. Aber ich glaube nicht, daß Sie was finden, was Ihnen hilft. Die Polizei hat schon alles durchsucht, wissen Sie.«

»Natürlich. Aber dennoch ...«

Mrs. Burch führte ihn schnell in ein kleines Hinterzimmer. Sie zog einen Koffer unter dem Bett hervor und sagte: »Nun, hier haben Sie's, und Sie werden mich entschuldigen, aber ich muß nach dem Fleisch sehen.«

Poirot entschuldigte sie dankbar und hörte, wie sie wieder nach unten stapfte. Er zog den Koffer zu sich und öffnete ihn.

Eine Welle von Naphthalin schlug ihm entgegen. Voll Mitleid hob er den Inhalt heraus, der in seiner Enthüllung einer Toten so beredt war. Ein ziemlich abgetragener langer, schwarzer Mantel.

Zwei wollene Strickblusen. Eine Jacke mit einem Rock.

Strümpfe. Keine Wäsche. (Vermutlich hatte Bessie Burch die für sich genommen.) Zwei Paar Schuhe, in Zeitungspapier verpackt. Kamm und Bürste, abgenutzt, aber sauber. Ein alter, verbeulter Spiegel mit silbernem Rücken. Eine in Leder gerahmte Fotografie von einem Hochzeitspaar in der Mode von dreißig Jahren zuvor – vermutlich ein Bild von Mrs. McGinty und ihrem Mann. Zwei Ansichtskarten von Margate. Ein Porzellanhund. Ein Marmeladenrezept, das aus einer Zeitung ausgeschnitten war. Ein anderer Artikel, der auf sensationelle Art das Thema der »Fliegenden Untertassen« behandelte. Ein dritter Ausschnitt behandelte Mutter Shiptons Prophezeiungen.

Auch eine Bibel und ein Gebetbuch waren da. Er sah weder Handtaschen noch Handschuhe. Wahrscheinlich hatte Bessie Burch sie genommen oder verschenkt. Die anderen Kleidungsstücke waren nach Poirots Schätzung für die üppige Bessie zu klein. Mrs. McGinty war eine magere, schwächliche Frau gewesen.

Er packte ein Paar Schuhe aus. Sie waren noch recht gut und wenig getragen. Für Bessie Burch entschieden zu klein. Er wollte sie eben wieder einpacken, als sein Auge auf den Kopf des Zeitungspapiers fiel.

Es war der *Sunday Comet*, und das Datum zeigte: 19.

November.

Mrs. McGinty war am 22. November getötet worden. Das war also die Zeitung, die sie am Sonntag vor ihrem Tode gekauft hatte. Sie war in ihrem Zimmer gelegen, und Bessie Burch hatte sie dann benützt, um die Habe ihrer Tante einzupacken.

Sonntag, den 19. November. Und am Montag war Mrs. McGinty ins Postamt gegangen, um eine Flasche Tinte zu kaufen. Vielleicht, weil sie etwas in der Sonntagszeitung gesehen hatte? Er packte das andere Paar Schuhe aus. Die waren in die *News of the World* vom gleichen Datum eingewickelt. Er strich beide Zeitungen glatt und nahm sie zu einem Stuhl hinüber, wo er sich setzte, um sie zu lesen. Und sofort machte er eine Entdeckung. Aus einer Seite des *Sunday Comet* hatte man etwas ausgeschnitten. Es war ein rechteckiges Stück aus der Mittelseite. Der Raum war zu groß für einen der Ausschnitte, die er gefunden hatte.

Er sah beide Zeitungen durch, konnte aber sonst nichts Interessantes finden. Er wickelte die Schuhe wieder ein und packte den Koffer säuberlich. Dann ging er hinunter. Mrs. Burch war in der Küche beschäftigt. »Sie haben wohl kaum was gefunden«, sagte sie. »Leider nicht.« Er fügte gleichmütig hinzu: »Sie erinnern sich wohl nicht, ob im Geldbeutel oder der Handtasche Ihrer Tante ein Zeitungsausschnitt war? Oder doch?«

»Kann mich an keinen erinnern. Vielleicht hat die Polizei ihn genommen. Aber die Polizei hatte ihn nicht genommen. Das wußte Poirot aus seinem Studium von Spences Aufzeichnungen.

Der Inhalt der Handtasche der Toten war verzeichnet worden.

Kein Zeitungsausschnitt war darunter.

»*Eh bien*«, sagte Hercule Poirot zu sich. »Der nächste Schritt ist leicht. Entweder ist er ein völliger Fehlschlag, oder ich komme endlich vorwärts.«

Poirot saß sehr ruhig vor einem staubigen Stapel alter Zeitungen. Er sagte sich, daß die Erkenntnis, wie wichtig die Flasche voll Tinte war, ihn nicht auf eine falsche Spur gebracht hatte. Der *Sunday Comet* liebte romantische Dramatisierungen vergangener Ereignisse.

Die Zeitung, die Poirot ansah, war der *Sunday Comet* von Sonntag, dem 19. November. Oben auf der mittleren Seite stand in großen Buchstaben:

#### OPFER ALTER TRAGÖDIEN WO SIND DIESE FRAUEN JETZT?

Unter der Schlagzeile waren vier sehr unscharfe Fotografien, die offensichtlich vor vielen Jahren aufgenommen worden waren.

Die Personen darauf sahen nicht tragisch aus. Sie sahen eher lächerlich aus, da alle in altmodischen Kleidern steckten, und nichts ist lächerlicher als die Mode von gestern – obgleich in weiteren dreißig Jahren ihr Reiz wieder zum Vorschein kommen mag oder zumindest deutlicher zu sehen ist. Unter jeder Fotografie stand ein Name. »Eva Kane, die 'andere Frau' im berühmten Fall Craig.«

»Janice Courtland, die 'tragische Gattin', deren Gatte ein Teufel in Menschengestalt war.«

»Die kleine Lily Gamboll, ein tragisches Erzeugnis unseres überlasteten Zeitalters.«

»Vera Blake, die ahnungslose 'Frau eines Mörders.« Und dann kam wieder die Frage in Fettdruck: WO SIND DIE FRAUEN JETZT?

Poirot setzte sich hin und las sorgfältig die ziemlich romantische Prosa, die die Lebensgeschichte dieser undeutlichen und verwischten Heldinnen erzählte.

An den Namen Eva Kane erinnerte er sich, denn der Fall Craig hatte viel Aufsehen erregt. Alfred Craig war Stadtschreiber von Parminster gewesen, ein gewissenhafter, ziemlich unbedeutender kleiner Mann, korrekt und angenehm in seinem Benehmen. Er hatte das Pech, eine lästige, launische Frau zu heiraten. Mrs. Craig stürzte ihn in Schulden, behandelte ihn schlecht, keifte mit ihm und litt an Nervenkrankheiten, die unfreundliche Freunde als rein ihrer Einbildung entstammend

bezeichneten. Eva Kane war das junge Kindermädchen bei Craigs. Sie war neunzehn Jahre alt, hübsch, hilflos und ziemlich beschränkt. Sie verliebte sich Hals über Kopf in Craig, und er sich ebenso in sie. Eines Tages erfuhren die Nachbarn, der Arzt hätte Mrs. Craig geraten, zur Erholung ins Ausland zu fahren.

Craig erzählte es. Eines Abends spät brachte er sie mit seinem Wagen nach London, der ersten Etappe ihrer Reise. Und dann fuhr sie nach Südfrankreich. Er kehrte nach Parminster zurück und erwähnte gelegentlich, seine Frau hätte geschrieben, daß ihr Gesundheitszustand sich nicht gebessert hätte. Eva Kane blieb bei ihm, um ihm das Haus zu führen, und bald setzten sich die spitzen Zungen in Bewegung. Schließlich erhielt Craig die Nachricht, seine Frau wäre im Ausland verstorben. Er fuhr weg und kam eine Woche später mit einem Bericht vom Begräbnis zurück.

In gewisser Hinsicht war Craig ein einfältiger Mensch. Er machte den Fehler zu erzählen, wo seine Frau gestorben war. In einem einigermaßen bekannten Bad an der französischen Riviera. So genügte es, daß jemand, der dort einen Freund oder Verwandten hatte, hinschrieb und erfuhr, daß jemand dieses Namens dort weder gestorben noch begraben war, worauf er nach einer Zeit üppigen Klatsches die Polizei verständigte. Was folgte, kann kurz zusammengefaßt werden. Mrs. Craig war nicht nach der Riviera gefahren. Sie war in saubere Stücke zerschnitten und in Craigs Keller begraben worden. Und die Leichenschau der Reste zeigte deutlich eine Vergiftung durch ein pflanzliches Alkaloid. Craig wurde verhaftet und vor Gericht gestellt. Eva Kane wurde ursprünglich wegen Beihilfe mitangeklagt, aber man ließ die Anklage fallen, da es bewiesen schien, daß sie niemals auch nur geahnt hatte, was geschehen war. Craig legte schließlich ein volles Geständnis ab und wurde hingerichtet.

Eva Kane, die ein Kind erwartete, verließ Parminster und, nach den Worten des *Sunday Comet*: »Freundliche Verwandte in der Neuen Welt boten ihr ein Heim. Das arme Mädchel, das in ihrer vertrauensvollen Jugend von einem kaltblütigen Mörder verführt worden war, änderte ihren Namen und verließ diese Gestade für immer, um ein neues Leben zu beginnen und den Namen des Vaters ihrer Tochter für immer in ihrem Herzen zu verschließen. Ihre Tochter sollte nie wissen, wer ihr Vater war.

'Meine Tochter soll glücklich und unschuldig aufwachsen. Ihr Leben soll nicht von der grausamen Vergangenheit befleckt werden. Das habe ich geschworen. Meine tragischen Erinnerungen sollen mir allein gehören.« Die arme, zarte, vertrauensvolle Eva Kane. Schon so jung die Schlechtigkeit und Gemeinheit der Männer kennenzulernen! Wo ist sie jetzt? Lebt vielleicht in einer Stadt des Mittelwestens, ruhig und von ihren Nachbarn geachtet, eine ältliche Frau, die traurige Augen hat ...? Und kommt eine glückliche, vergnügte junge Frau, vielleicht mit ihren Kindern, um 'Mami« zu sehen und ihr von all den kleinen Streitigkeiten und Sorgen des Alltags zu erzählen – ohne eine Ahnung zu haben, welche Leiden ihre Mutter in der Vergangenheit durchgemacht hat?«

»O lala!« sagte Hercule Poirot. Und ging zum nächsten »Tragischen Opfer« über.

Janice Courtland, die »tragische Gattin«, hatte gewiß Pech mit ihrem Manne gehabt. Seine Eigenarten, die so vorsichtig erwähnt wurden, daß jedermann sofort darauf neugierig werden mußte, waren von ihr acht Jahre lang erduldet worden. Acht Jahre des Martyriums, behauptete der *Sunday Comet*. Dann fand Janice einen Freund. Einen idealistischen, weltfremden jungen Mann, der, entsetzt über eine Eheszene, der er zufällig beiwohnte, den Mann so heftig angriff, daß dieser sich den Schädel an der scharfen Kante einer marmornen Kaminverkleidung einschlug. Die Geschworenen hatten gefunden, daß der junge Mann arg provoziert worden war und daß der junge Idealist keine Tötungsabsicht ge hegt hatte. Er wurde wegen Totschlages zu fünf Jahren verurteilt. Die leidende Janice war, entsetzt über all die Publizität, die der Fall gehabt hatte, ins Ausland gegangen, »um zu vergessen«. »Hat sie vergessen?« fragte der *Sunday Comet*. »Wir hoffen es. Irgendwo lebt vielleicht

eine glückliche Frau und Mutter, der diese Jahre eines Alpdrucks von still erduldeten Leiden jetzt bloß wie ein Traum vorkommen ...«

»Na, na«, sagte Hercule Poirot und ging zu Lily Gamboll über, dem tragischen Produkt einer überlasteten Zeit. Lily Gamboll war, wie man las, aus ihrem überfüllten Heim entfernt worden. Eine Tante hatte die Verantwortung für Lilys Leben übernommen. Lily hatte ins Kino gehen wollen, und die Tante hatte nein gesagt. Da nahm Lily eine Fleischhacke, die in Reichweite auf dem Tisch lag, und schlug damit auf die Tante los. Obwohl die Tante sehr diktatorisch war, war sie klein und zart. Der Schlag tötete sie. Lily war für ihre zwölf Jahre wohlentwickelt und kräftig. Eine Erziehungsanstalt hatte ihre Tore geöffnet, und Lily verschwand aus dem Alltagsleben, »Jetzt ist sie eine Frau, wieder frei, ihren Platz in unserer Gesellschaft einzunehmen. Ihre Führung während der Jahre der Haft und der Bewährung soll einwandfrei gewesen sein. Zeigt dies nicht, daß nicht das Kind, sondern das System schuld war?

In Unwissenheit erzogen, in armseligsten Verhältnissen, war die kleine Lily ein Opfer ihrer Umgebung.

Jetzt hat sie ihren tragischen Fehler gebüßt und lebt irgendwo glücklich, wie wir hoffen, eine gute Staatsbürgerin und eine gute Frau und Mutter. Arme kleine Lily Gamboll.« Poirot schüttelte den Kopf. Ein zwölfjähriges Kind, das mit einer Fleischhacke auf seine Tante losschlug und dazu noch so fest, daß es sie tötete, hielt er nicht für ein sympathisches Kind. In diesem Falle galt seine Sympathie der Tante. Er wandte sich nun Vera Blake zu.

Vera Blake war sichtlich eine jener Frauen, denen alles schiefgeht. Erst hatte sie sich mit einem Freunde eingelassen, der sich als Gangster herausstellte, den die Polizei wegen Mordes an einem Bankwächter suchte. Dann hatte sie einen ehrbaren Kaufmann geheiratet, der als Hehler entlarvt wurde.

Ihre beiden Kinder hatten ebenfalls im Laufe der Zeit die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich gezogen. Sie gingen mit Mami in Warenhäuser und erwiesen sich als ganz gute Ladendiebe. Schließlich betrat aber ein »guter Mann« die Bühne. Er hatte der tragischen Vera ein Heim in einem der Dominien angeboten. Sie und ihre Kinder sollten dieses verkommene Land verlassen.

»Von da an wartete ein neues Leben auf sie. Endlich, nach vielen Jahren wiederholter Schicksalsschläge, sind Veras Sorgen vorüber.«

»Ob das stimmt?« sagte Poirot skeptisch.

»Höchstwahrscheinlich wird sie herausfinden, daß sie einen Betrüger geheiratet hat, der auf Überseedampfern seine Opfer sucht.« Er lehnte sich zurück und sah die vier Fotografien eingehend an. Eva Kane, mit zerzaustem Kraushaar und einem riesigen Hut, hielt einen Strauß Rosen wie einen Telefonhörer ans Ohr. Janice Courtland hatte einen Glockenhut über die Ohren gezogen und enggeschnürte Hüften. Lily Gamboll war ein häßliches Kind mit offenem Munde, das aussah, als hätte es Polypen und könnte nur schwer atmen. Sie trug dicke Brillen.

Vera Blake war so tragisch schwarz und weiß, daß man überhaupt keine Züge erkannte.

Aus irgendeinem Grunde hatte Mrs. McGinty diese Geschichte mitsamt den Fotografien ausgeschnitten. Warum?

Nur um sie aufzubewahren, weil die Geschichte sie interessierte? Das glaubte Poirot nicht. Mrs. McGinty hatte in den einigen sechzig Jahren ihres Lebens sehr wenige Dinge aufbewahrt. Poirot wußte das aus dem Polizeibericht über ihre Habe. Am Sonntag hatte sie diese Geschichte ausgeschnitten, und am Montag hatte sie eine Flasche Tinte gekauft. Man durfte daraus schließen, daß sie, die niemals Briefe schrieb, einen Brief schreiben wollte. Wäre es ein Geschäftsbrief gewesen, so hätte sie wahrscheinlich Joe Burch gebeten, ihr zu helfen. Also war es nicht geschäftlich gewesen. Aber was denn sonst? Poirot sah wieder die vier Fotografien an. »Wo«, fragte der *Sunday*

*Comet*, »sind diese Frauen jetzt?« Poirot meinte, daß eine davon im vergangenen November in Broadhinny gewesen sein mochte.

Erst am nächsten Tage stand Poirot Miss Pamela Horsefall gegenüber.

Miss Horsefall hatte nicht viel Zeit für ihn, weil sie, wie sie ihm sagte, eiligst nach Sheffield fahren mußte. Miss Horsefall war groß und sah aus wie ein Mann, der viel trank und rauchte.

Wenn man sie ansah, schien es höchst unwahrscheinlich, daß die süßlichen Gefühlsergüsse im *Sunday Comet* ihrer Feder entstammten. Aber das war doch der Fall.

»Also los, reden Sie schon«, sagte Miss Horsefall ungeduldig zu Poirot. »Ich muß weg.«

»Es ist wegen Ihres Artikels im *Sunday Comet*. Im vorigen November. Die Serie über die 'Tragischen Frauen'.«

»Ach so. Die war recht mies, was?« Poirot äußerte sich nicht hierzu. Er sagte:

»Ich spreche hauptsächlich von dem Artikel in der Ausgabe vom 19. November, über Frauen, die mit Verbrechen zu tun hatten. Er behandelte Eva Kane, Vera Blake, Janice Courtland und Lily Gamboll.« Miss Horsefall lächelte.

»Wo sind diese tragischen Frauen jetzt?« Ich erinnere mich.«

»Ich vermute, Sie bekommen zuweilen Briefe, wenn solche Artikel erscheinen.«

»Darauf können Sie sich verlassen! Manche Leute scheinen nichts Besseres zu tun zu haben als Briefe zu schreiben. Jemand 'hat einmal den Mörder Craig auf der Straße gesehen'. Jemand möchte mir 'ihre Lebensgeschichte erzählen, die weit tragischer ist als alles, was ich mir vorstellen könnte'.«

»Haben Sie nach dem Erscheinen jenes Artikels einen Brief von einer Mrs. McGinty aus Broadhinny bekommen?«

»Mein lieber Mann, wie soll ich das wissen? Ich bekomme Briefe körbeweise. Wie soll ich mich an einen besonderen Namen erinnern?«

»Ich dachte, Sie könnten sich daran erinnern«, sagte Poirot, »weil Mrs. McGinty ein paar Tage darauf ermordet wurde.«

»Jetzt reden Sie vernünftig.« Miss Horsefall vergaß ihre Ungeduld, nach Sheffield zu fahren, und setzte sich rittlings auf einen Stuhl. »McGinty ... McGinty. Ich erinnere mich an den Namen. Von ihrem Zimmerherrn über den Schädel geschlagen.

Kein sehr aufregendes Verbrechen vom Publikumsstandpunkt aus. Kein Sex-Appeal darin. Sie sagen, die Frau hat mir geschrieben?«

»Ich glaube, sie hat dem *Sunday Comet* geschrieben.«

»Ist dasselbe. Das würde zu mir kommen. Und bei diesem Mord – und da ihr Name in den Meldungen stand – sollte ich mich erinnern ...« Sie verstummte. »Hören Sie mal, der Brief kam nicht von Broadhinny, der kam von Broadway.«

»Also, erinnern Sie sich?«

»Na, ich bin nicht sicher ... Aber der Name ... Komischer Name, nicht wahr? McGinty! Ja, eine gräßliche Schrift und ganz ungebildet. Hätte ich bloß begriffen ... Aber ich bin sicher, daß er von Broadway kam.«

Poirot sagte: »Sie sagen selbst, daß die Handschrift schlecht war. Broadway und Broadhinny können gleich aussehen.«

»Ja, das könnte sein. Schließlich kann man ja nicht alle diese komischen Namen von Dörfern kennen. McGinty – ja. Daran erinnere ich mich bestimmt. Vielleicht ist mir der Name durch den Mord in Erinnerung geblieben.«

»Können Sie sich daran erinnern, was sie in ihrem Brief sagte?«

»Etwas von einer Fotografie. Sie wußte, wo eine Fotografie wie die in der Zeitung war, und ob wir ihr etwas dafür bezahlen würden und wieviel.«

»Und haben Sie geantwortet?«

»Mein lieber Mann, das Zeug wollen wir nicht. Wir haben die übliche Antwort geschickt. Höflichen Dank, aber nichts zu machen. Aber da wir sie nach Broadway geschickt haben, hat sie sie wohl nie bekommen.«

»Sie wußte, wo eine Fotografie war ...«

Poirot fiel etwas ein. Maureen Summerhayes' unbekümmerte Stimme, die sagte: »Natürlich hat sie ein bißchen herumgeschnüffelt.«

Mrs. McGinty hatte geschnüffelt. Sie war ehrlich, aber sie wußte gern alles. Und die Leute bewahrten Dinge auf närrische, bedeutungslose Dinge aus der Vergangenheit.

Bewahrten sie aus sentimental Gründen auf oder wußten gar nicht mehr, daß sie noch da waren.

Mrs. McGinty hatte eine alte Fotografie gesehen und hatte später die Reproduktion im *Sunday Comet* erkannt. Und sie hatte sich gefragt, ob damit Geld zu verdienen wäre. Er stand schnell auf.

»Danke sehr, Miss Horsefall. Sie werden mir die Frage verzeihen: Stimmt die Einzelheiten, die Sie erwähnt haben? Es ist mir zum Beispiel aufgefallen, daß das Jahr des Craig-Prozesses falsch war – er fand tatsächlich ein Jahr später statt, als Sie sagten. Und im Fall Courtland war der Vorname des Mannes, wie ich mich erinnere, Herbert und nicht Hubert.

Lily Gambolls Tante wohnte in Buckinghamshire, nicht in Berkshire.«

Miss Horsefall machte eine wegwerfende Geste mit ihrer Zigarette.

»Mein lieber Mann, Genauigkeit hat keinen Sinn. Das Ganze war von der ersten bis zur letzten Zeile ein romantischer Mischmasch. Ich habe die ganze Geschichte ein bißchen sentimental gemacht und dann mit großem Trara geschrieben. «

»Was ich sagen möchte – die Charaktere Ihrer Heldinnen sind vielleicht auch nicht ganz so, wie sie dargestellt wurden.«

Pamela wieherte wie ein Pferd.

»Natürlich nicht. Was glauben Sie denn? Ich habe gar keinen Zweifel, daß Eva Kane durch und durch ein kleines Luder war und gar nicht eine verletzte Unschuld. Und diese Courtland, warum hat sie acht Jahre lang schweigend unter einem perversen Sadisten gelitten? Weil er von Geld stank und der romantische Freund keinen Groschen hatte.«

»Und das tragische Kind Lily Gamboll?«

»Ich möchte nicht, daß sie bei mir mit einer Fleischhacke herumtobt.«

Poirot zählte an den Fingern ab.

»Sie wanderten aus – sie fuhren in die Neue Welt – ins Ausland – in die Dominien – um ein neues Leben zu beginnen.

Und wir haben gar keinen Beweis, daß sie nicht später wieder hierher zurückkehrten?«

»Gar keinen«, gab Miss Horsefall zu. »Und jetzt muß ich aber wirklich absausen ...« Später an diesem Tage rief Poirot Spence an. »Ich habe schon an Sie gedacht, Poirot. Haben Sie etwas?

Irgendwas?«

»Ich habe nachgeforscht«, erwiderte Poirot grimmig. »Ja?«

»Und das Ergebnis meiner Nachforschungen ist: Die Leute in Broadhinny sind alles sehr ehrbare Leute.«

»Was wollen Sie damit sagen, Monsieur Poirot?«

»Ach, mein Freund, denken Sie doch einmal nach. 'Sehr ehrbare Leute.' Das ist schon früher mal ein Motiv für einen Mord gewesen.«

»Alles sehr ehrbare Leute«, murmelte Poirot, als er vor der Gartentür von Crossways stand.

Ein Messingschild am Türpfosten kündigte an, daß hier Dr. med. Rendell wohnte.

Dr. Rendell war ein kräftiger, fröhlicher Vierziger. Er begrüßte seinen Gast mit entschiedener Begeisterung. »Unser ruhiges kleines Dorf ist geehrt durch die Anwesenheit des großen Hercule Poirot«, sagte er.

»Ach«, sagte Poirot. Er war recht zufrieden. »Sie wenigstens haben also schon von mir gehört?«

»Natürlich haben wir von Ihnen gehört. Wer hätte das nicht?«

Die Antwort darauf hätte Poirots Selbstachtung geschädigt. Er sagte nur höflich: »Ich habe Glück, daß ich Sie antreffe.« Es war kein besonderes Glück. Es war ganz im Gegenteil eine schlaue Zeitberechnung. Aber Dr. Rendell antwortete herzlich: »Ja. Sie haben mich gerade erwischt. Eine Operation in einer Viertelstunde. Nun, was kann ich für Sie tun? Ich brenne vor Neugier zu erfahren, was Sie hier machen. Sind Sie zur Erholung hier? Oder haben wir ein Verbrechen in unserer Mitte?«

»Im Perfektum, nicht im Präsens.«

»Perfektum? Ich erinnere mich nicht ...«

»Mrs. McGinty.«

»Natürlich. Natürlich. Das hatte ich vergessen. Aber Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie sich damit beschäftigen – jetzt, so spät?«

»Ich darf Ihnen das im Vertrauen sagen. Ich bin von der Verteidigung beauftragt. Neues Beweismaterial, auf Grund dessen sie eine Berufung einlegen kann.«

Dr. Rendell sagte scharf: »Aber was für neue Beweise kann es da geben?«

»Das darf ich Ihnen leider nicht sagen.«

»Ach, sicher. Entschuldigen Sie, bitte.«

»Aber ich habe ein paar Dinge gefunden, die, wie ich sagen darf, sehr merkwürdig sind, sehr – wie soll ich das ausdrücken? - sehr anregend. Ich bin zu Ihnen gekommen, Dr. Rendell, weil ich hörte, daß Mrs. McGinty gelegentlich hier gearbeitet hat.«

»Ach ja, ja, das hat sie ... Möchten Sie was trinken? Sherry?

Whisky? Sie haben lieber Sherry? Ich auch.« Er brachte zwei Gläser, setzte sich neben Poirot und fuhr fort: »Sie kam einmal in der Woche, um beim Aufräumen zu helfen. Ich habe eine sehr gute Haushälterin – eine ausgezeichnete – aber das Messing - und das Scheuern des Küchenbodens – nun, meine Mrs. Scott kann nicht mehr sehr gut niederknien. Mrs. McGinty hat ausgezeichnet gearbeitet.«

»Glauben Sie, daß sie wahrheitsliebend war?«

»Wahrheitsliebend? Nun, das ist eine seltsame Frage. Ich kann das gar nicht sagen – hatte keine Gelegenheit, es zu erfahren. Soweit ich weiß, war sie ganz wahrheitsliebend.«

»Wenn sie also jemandem etwas sagte, würden Sie ihre Aussage für wahr halten?«

Dr. Rendell sah ein wenig verlegen drein.

»Ach, so weit würde ich nicht gehen. Ich weiß wirklich so wenig von ihr. Ich könnte Mrs. Scott fragen. Die würde das besser wissen.«

»Nein, nein. Es wäre besser, das nicht zu tun.«

»Sie machen mich aber neugierig«, sagte Dr. Rendell freundlich. »Was hat sie denn herumerzählt? Klatsch?

Verleumdungen?« Poirot schüttelte nur den Kopf. Er sagte: »Sie müssen verstehen, im Augenblick ist das alles noch ganz geheim. Ich stehe erst ganz am Anfang meiner Untersuchung.«

Dr. Rendell sagte trocken:

»Da werden Sie sich ein bißchen beeilen müssen, wie?«

»Sie haben recht. Mir steht nur wenig Zeit zur Verfügung.«

»Ich muß sagen, Sie überraschen mich ... Wir hier waren alle ganz sicher, daß Bentley es getan hat. Es schien gar kein Zweifel möglich.«

»Es schien ein gewöhnliches, schäbiges Verbrechen. Nicht sehr interessant. Das wollten Sie wohl sagen?«

»Ja, ja, das ist recht gut gesagt.«

»Haben Sie James Bentley gekannt?«

»Er hat mich ein paar Male in der Ordination besucht. Er machte sich Sorgen wegen seiner Gesundheit. Ich vermute, er war von seiner Mutter verwöhnt. Das sieht man so oft. Wir haben noch so einen Fall hier.«

»Ach, wirklich?«

»Ja, Mrs. Upward. Laura Upward. Ist ganz närrisch mit ihrem Sohn. Hat ihn fest an ihre Schürze gebunden. Er ist ein schlauer Bursche – nicht ganz so schlau, wie er selbst glaubt, im Vertrauen gesagt – aber doch ganz entschieden begabt. Unser Robin ist auf dem Wege dazu, ein Bühnenautor zu werden.«

»Leben die Upwards schon lange hier?«

»Drei oder vier Jahre. Noch niemand wohnt seit langem in Broadhinny. Das ursprüngliche Dorf war nur eine Handvoll Bauernhäuser, die sich um Long Meadows gruppierten. Sie wohnen dort, habe ich gehört.«

»Ja«, sagte Poirot ohne übertriebene Begeisterung. Dr. Rendell schien belustigt.

»So was von Pension«, sagte er. »Die junge Frau weiß wirklich nicht, wie man eine Pension führt. Seit ihrer Heirat hat sie in Indien gelebt, mit einem ganzen Haus voll Diener. Ich wette, Sie haben's nicht behaglich. Niemand wohnt lange dort.

Und der arme Summerhayes, der wird nie einen Erfolg mit seiner Gemüsegärtnerei haben, die er sich anlegen will. Ein netter Kerl, hat aber keine Ahnung von Geschäften, und heute muß man ein Geschäftsmann sein, wenn man den Kopf über Wasser halten will. Glauben Sie ja nicht, daß ich Kranke heile.

Ich bin nur ein glorifizierter Formularausfüller und Zeugnisunterschreiber. Ich habe die Summerhayes aber gern.

Sie ist eine reizende Person, und obgleich Summerhayes verteufelt launisch ist und dazu neigt, schlecht aufgelegt zu sein, ist er einer von der alten Garde. Und zwar von ganz oben. Sie hätten den alten Oberst Summerhayes kennen sollen, ein wahrer Tatar und so stolz wie ein Teufel.«

»Das war Major Summerhayes' Vater?«

»Ja. Es war nicht viel Geld da, als der alte Bursche starb, und da war natürlich die Erbschaftssteuer, die diese Leute ganz fertiggemacht hat, aber sie waren entschlossen, ihr altes Haus zu halten. Man weiß nicht, ob man sie bewundern soll oder sagen:

'Solche Narren!« – Er sah auf die Uhr. »Ich darf Sie nicht aufhalten«, sagte Poirot. »Ich habe noch ein paar Minuten Zeit.

Und dann möchte ich gern, daß Sie meine Frau kennenlernen.

Sie hat sich ungeheuer dafür interessiert, als Sie hörte, daß Sie hier sind. Wir interessieren uns beide sehr für Verbrechen.

Lesen viel darüber.«

»Kriminalistische Fachschriften, Romane, oder die Sonntagszeitungen?« fragte Poirot lächelnd.

»Alle drei.«

»Steigen Sie bis zum *Sunday Comet* hinab?« Rendell lachte.

»Der brachte vor etwa fünf Monaten ein paar interessante Artikel. Besonders einen über Frauen, die

mit Mordfällen zu tun hatten, und über die Tragödien ihres Lebens.«

»Ja, an den erinnere ich mich. War aber alles Unsinn.«

»Nun, den Fall Craig kenne ich natürlich nur von dem, was ich darüber gelesen habe. Aber in einem der anderen, dem Fall Courtland, kann ich Ihnen sagen, daß diese Frau keine tragische Unschuld war. Eine regelrechte kleine Bestie. Ich weiß es, weil ein Onkel von mir der Arzt des Mannes war. Der war gewiß kein Prachtstück, aber sie war nicht viel besser. Hat diesen unerfahrenen Jungen erwischt und ihn dazu gebracht, zu morden. Und dann geht er wegen Totschlags ins Gefängnis, und sie fährt als reiche Witwe davon und heiratet jemand anderen.«

»Das hat der *Sunday Comet* nicht erwähnt. Erinnern Sie sich daran, wen sie geheiratet hat?«

Rendell schüttelte den Kopf.

»Glaube nicht, daß ich den Namen je gehört habe. Aber man hat mir erzählt, daß sie sich ganz weich gebettet hat«

»Man fragt sich beim Lesen des Artikels, wo diese vier Frauen heute wohl sind«, sagte Poirot leise.

»Ich weiß. Vielleicht hat man sie vorige Woche auf einer Gesellschaft getroffen. Ich wette, daß die alle ihre Vergangenheit schön verheimlichen. Nach diesen Fotografien kann man bestimmt keine erkennen. Wahrhaftig, die haben recht häßlich ausgesehen.«

Die Uhr schlug, und Poirot stand auf. »Ich darf Sie nicht länger aufhalten. Sie waren sehr gütig.«

»Habe Ihnen leider nicht viel helfen können. Der normale Mann weiß kaum, wie seine Putzfrau aussieht. Aber einen kleinen Augenblick noch, Sie müssen meine Frau kennenlernen.

Sie würde mir sonst nie verzeihen.« Er ging vor Poirot in die Halle hinaus und rief laut: »Shelagh ... Shelagh!«

Leise klang die Antwort aus dem ersten Stock. »Komm herunter! Ich habe was für dich.« Eine schlanke, blonde, bleiche Frau kam behende die Treppe herab.

»Hier ist Monsieur Hercule Poirot, Shelagh. Was sagst du dazu?«

»Ach.« Mrs. Rendell schien vor Staunen die Sprache verloren zu haben. Ihre sehr hellblauen Augen sahen Poirot ein wenig ängstlich an.

»Madame«, sagte Poirot und beugte sich mit seiner allerausländischsten Manier über ihre Hand.

»Wir haben gehört, daß Sie hier sind«, sagte Shelagh Rendell.

»Aber wir wußten nicht ...« Sie verstummte. Ihre hellen Augen wandten sich schnell ihrem Gatten zu. Er hat hier die Hosen an, dachte Poirot.

Er äußerte ein paar blumenreiche Sätze und verabschiedete sich. Er nahm den Eindruck eines sehr freundlichen Dr. Rendell und einer schweigsamen, ängstlichen Mrs. Rendell mit. Das also waren die Rendells, bei denen Mrs. McGinty jeden Dienstagmorgen gearbeitet hatte.

Hunters Close war ein festes viktorianisches Haus mit einer langen, ungepflegten, unkrautüberwachsenen Auffahrt.

Ursprünglich hatte es nicht als großes Haus gegolten, aber jetzt war es groß genug, um Personalschwierigkeiten zu bereiten.

Poirot fragte die junge Ausländerin, die ihm die Tür öffnete, nach Mrs. Wetherby.

Sie schaute ihn lange an und sagte dann: »Ich weiß nicht.

Bitte zu kommen. Miss Henderson vielleicht?« Sie ließ ihn in der Halle stehen. Diese war, wie ein Häusermakler gesagt hätte, »voll möbliert« – mit einer beträchtlichen Menge Andenken aus verschiedenen Teilen der Welt. Nichts sah sehr rein und gut abgestaubt aus.

Dann kam das ausländische Mädchen zurück. Es sagte: »Bitte zu kommen«, und führte ihn in einen kalten Raum mit einem großen Schreibtisch. Auf dem Kamin stand eine große, recht böse aussehende kupferne Kaffeekanne mit einem riesigen gebogenen Schnabel, der einer großen Hakennase glich. Die Tür hinter Poirot ging auf, und ein Mädchen kam ins Zimmer.

»Meine Mutter liegt gerade«, sagte es. »Kann ich etwas für Sie tun?«

»Sind Sie Miss Wetherby?«

»Henderson. Mr. Wetherby ist mein Stiefvater.« Sie war ein Mädchen von etwa dreißig Jahren, weder hübsch noch häßlich.

Sie war groß und unbeholfen. Ihre Augen waren wachsam.

»Ich hätte gern gehört, was Sie mir über eine Mrs. McGinty erzählen können, die hier gearbeitet hat.« Sie sah ihn verblüfft an. »Mrs. McGinty? Aber die ist doch tot.«

»Das weiß ich«, sagte Poirot freundlich. »Dennoch möchte ich gern etwas über sie hören.«

»Ach, ist das wegen der Versicherung oder so etwas?«

»Nicht für eine Versicherung. Es ist eine Frage neuen Beweismaterials.«

»Neues Beweismaterial? Sie meinen über ihren Tod?«

»Die Verteidiger haben mich beauftragt, im Interesse James Bentleys Nachforschungen zu machen«, sagte Poirot. Ihn immer noch anstarrend, fragte sie: »Ja, hat er es denn nicht getan?«

»Die Geschworenen meinten, ja. Aber es ist schon vorgekommen, daß Geschworene sich geirrt haben.«

»Dann hat sie in Wirklichkeit also wer anderer getötet?«

»Das ist möglich.« Sie fragte plötzlich: »Wer?«

»Das«, sagte Poirot leise, »ist eben die Frage.«

»Ich verstehe das Ganze nicht.«

»Nein? Aber über Mrs. McGinty können Sie mir doch etwas erzählen, nicht wahr?« Sie sagte ziemlich widerstrebend: »Ich glaube, schon ... Was wollen Sie wissen?«

»Nun, um damit anzufangen, was haben Sie von ihr gehalten?«

»Also, eigentlich nichts Besonderes. Sie war genau wie alle anderen Leute.«

»Geschwätzig oder schweigsam? Neugierig oder zurückhaltend? Freundlich oder mürrisch? Eine ehrbare Frau, oder eine – nicht ganz ehrbare Frau?« Miss Henderson dachte nach.

»Sie hat gut gearbeitet – aber sie hat viel geredet. Manchmal sagte sie ganz komische Dinge ... Ich habe sie nicht sehr gern gehabt.« Die Tür öffnete sich, und die ausländische Hausgehilfin sagte:

»Miss Deirdre. Ihre Mutter sagen: Bitte zu bringen.«

»Meine Mutter möchte, daß ich diesen Herrn hinaufführe?«

»Ja bitte, danke.«

Deirdre Henderson sah Poirot zweifelnd an. »Möchten Sie zu meiner Mutter kommen?«

»Aber gern.«

Deirdre führte ihn durch die Halle und die Treppe hinauf. Das Zimmer im ersten Stock war von Nippes überfüllt. Es war das Zimmer einer Frau, die viel gereist war und sich vorgenommen hatte, Andenken an allen Orten zu kaufen, an denen sie gewesen war. Es standen zu viel Sofas und Tische und Stühle im Zimmer, und es gab zu wenig Luft und zu wenig Vorhänge – und mitten darin war Mrs. Wetherby.

Mrs. Wetherby sah klein aus – eine mitleiderregende kleine Frau in einem großen Zimmer. So wirkte sie. Aber in Wahrheit war sie nicht ganz so klein, wie sie zu erscheinen beschlossen hatte. Der »Ach-ich-arme-Kleine-Typ« kann seine Ziele ganz gut erreichen, selbst wenn er nur mittelgroß ist. Sie lehnte sehr behaglich auf einem Sofa, und neben ihr waren ein Buch und ein Strickzeug und ein Glas Orangensaft und eine Schachtel Pralinen. Sie sagte vergnügt: »Sie müssen mir verzeihen, daß ich nicht aufstehe, aber mein Arzt besteht darauf, daß ich jeden Tag ruhe, und alle schelten mich, wenn ich nicht tue, was er mir gesagt hat.« Poirot nahm ihre Hand und beugte sich mit dem gehörigen Murmeln der Ehrerbietung über sie.

Hinter ihm sagte Deirdre undiplomatisch: »Er will was über Mrs. McGinty wissen.«

Die zarte Hand, die schlaff in seiner gelegen hatte, wurde gespannt, und einen Augenblick lang dachte Poirot an die Krallen eines Vogels. Nicht ein zartes Stück von Meißener Porzellan – eine kratzende Raubvogelklaue ... Leicht auflachend sagte Mrs. Wetherby:

»Wie lächerlich du bist, Deirdre, Liebling. Wer ist Mrs. McGinty?«

»Ach, Mami, das weißt du doch. Sie hat für uns gearbeitet. Du weißt doch, die, die ermordet wurde.« Mrs. Wetherby schloß die Augen und erschauerte. »Nicht, Liebes. Es war alles so schrecklich. Wochenlang bin ich nervös gewesen. Die arme alte Frau, aber wie dumm, sein Geld unter dem Fußboden aufzubewahren. Sie hätte es der Bank übergeben sollen.

Natürlich erinnere ich mich an das alles – ich hatte nur ihren Namen vergessen.« Deirdre sagte schwerfällig: »Er will was über sie wissen.«

»Aber bitte, setzen Sie sich doch, Monsieur Poirot. Die Neugier verzehrt mich geradezu. Mrs. Rendell rief mich eben an und sagte, wir hätten einen sehr berühmten Kriminalisten hier, und sie beschrieb mir Sie. Und als diese Idiotin Frieda einen Besuch ankündigte, war ich sicher, daß Sie es waren. Darum habe ich Sie bitten lassen, heraufzukommen. Nun sagen Sie mir, was bedeutet das alles?«

»Wie Ihre Tochter schon sagte, möchte ich etwas über Mrs. McGinty wissen. Sie hat hier gearbeitet. Wie ich gehört habe, ist sie immer am Mittwoch zu Ihnen gekommen. Und an einem Mittwoch ist sie gestorben. So war sie an dem Tage doch hier gewesen, nicht wahr?«

»Ich denke schon. Ja, ich denke schon. Ich kann es Ihnen jetzt wirklich nicht sagen. Es ist so lange her.«

»Ja. Mehrere Monate. Und sie hat an dem Ta ge nichts gesagt?

Nichts Besonderes?«

»Diese Art von Leuten sprechen immer viel«, sagte Mrs. Wetherby angewidert. »Man hört nicht wirklich zu. Und auf keinen Fall konnte sie erzählen, daß man sie am Abend berauben und umbringen würde, nicht wahr?«

»Es gibt Ursache und Wirkung«, sagte Poirot. Mrs. Wetherby runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht, was Sie damit meinen.«

»Vielleicht weiß ich es selbst noch nicht. Man arbeitet sich durch das Dunkel zum Licht. Lesen Sie die Sonntagszeitungen, Mrs. Wetherby?«

Ihre blauen Augen öffneten sich weit.

»O ja. Natürlich. Wir haben den *Observer* und die *Sunday Times*. Warum?«

»Ich wollte es nur wissen. Mrs. McGinty las den *Sunday Comet* und die *News of the World*.«

Er verstummte, aber niemand sagte etwas. Mrs. Wetherby seufzte und schloß ihre Augen halb. Sie sagte:

»Es war alles sehr aufregend. Ihr gräßlicher Zimmerherr. Ich glaube, er muß wirklich nicht ganz richtig gewesen sein.

Offenbar war er noch dazu ein recht gebildeter Mann. Das macht es noch ärger, nicht wahr?«

»Wirklich?«

»Ach ja, ich glaube das. Ein so brutales Verbrechen. Eine Fleischhacke. Uff!«

»Die Polizei hat die Waffe nie gefunden«, sagte Poirot. »Ich glaube, er hat sie vielleicht in einen Teich geworfen.«

»Man hat die Teiche mit Schleppnetzen abgesucht«, sagte Deirdre. »Ich habe es gesehen.«

»Liebling«, sagte die Mutter seufzend, »sei nicht so trübsinnig. Du weißt, wie sehr ich es hasse, an solche Dinge zu denken.« Das Mädchen wandte sich wild gegen Poirot. »Sie dürfen nicht weiter darüber sprechen«, sagte es. »Es ist schlecht für sie. Sie ist furchtbar empfindlich. Sie kann nicht einmal Kriminalromane lesen.«

»Ich bitte um Entschuldigung«, sagte Poirot. Er stand auf.

»Ich habe nur eine Entschuldigung. Ein Mann soll in drei Wochen hingerichtet werden. Und wenn er es nicht getan hat ...«

Mrs. Wetherby stützte sich auf ihren Ellbogen auf. Ihre Stimme war schrill.

»Aber natürlich hat er es getan«, rief sie. »Natürlich war er's.«

Poirot schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht so sicher.«

Er ging schnell aus dem Zimmer. Als er die Treppe hinabging, kam das Mädchen ihm nach. In der Halle holte es ihn ein. »Was glauben *Sie* denn?« fragte sie. »Was ich sagte, Mademoiselle.«

»Ja, aber ...« Sie brach ab. Poirot wartete.

Deirdre Henderson sagte langsam:

»Sie haben meine Mutter aufgeregt. Sie haßt solche Dinge - Raub und Mord und – und Gewalttätigkeit.«

»Dann muß es ein schwerer Schlag für sie gewesen sein, als eine Frau, die hier arbeitete, ermordet wurde.«

»O ja – o ja, das war es.«

»Sie war ganz zerschlagen, nicht wahr?«

»Sie wollte gar nichts davon hören ... Wir ... ich ... wir versuchen, diese ... diese Dinge von ihr fernzuhalten. All diese Gemeinheiten.«

»Wie war das im Krieg?«

»Glücklicherweise wurden wir hier nie bombardiert«

»Was haben Sie denn im Krieg gemacht. Mademoiselle?«

»Ach, ich habe als Luftschutzhelferin in Kilchester gearbeitet.

Und bin für den Weiblichen Hilfsdienst gefahren. Ich konnte natürlich nicht von zu Hause weg. Mutter braucht mich. Sie wollte so schon nicht, daß ich so viel weg war. Es war alles sehr schwierig. Und dann die Dienerschaft – Mutter hat natürlich nie Hausarbeit verrichtet – sie ist nicht kräftig genug. Und es war so schwer, überhaupt jemanden zu bekommen. Darum war Mrs. McGinty ein solcher Segen. Damals begann sie, zu uns zu kommen. Sie hat ausgezeichnet gearbeitet. Aber es ist natürlich nichts mehr so wie früher.«

»Und macht Ihnen das viel aus. Mademoiselle?«

»Mir? Ach nein.« Sie schien überrascht. »Aber für Mutter ist das anders. Sie ... sie lebt sehr in der Vergangenheit.«

»Das tun manche Leute«, sagte Poirot. Sein Gedächtnis ließ das Zimmer vor ihm erstehen, in dem er vor kurzem gewesen war. Eine Schreibtischschublade war halb herausgezogen gewesen. Eine Schublade voll Kleinigkeiten – ein seidenes Nadelkissen, ein zerbrochener Fächer, eine silberne Kaffeekanne, ein paar alte Zeitschriften. Die Lade war zu voll gewesen, als daß man sie hätte schließen können. Er sagte leise:

»Und sie bewahren Dinge auf, Andenken an die alten Zeiten - die Ballkarte, den Fächer, die Fotografien ehemaliger Freunde, selbst die Speisekarten und Theaterprogramme, weil beim Anblick dieser Dinge alte Erinnerungen lebendig werden.«

»Ich glaube, das ist's«, sagte Deirdre. »Ich kann es nicht verstehen. Ich hebe nie etwas auf.«

»Sie schauen vorwärts, nicht zurück?« Deirdre sagte langsam.

»Ich weiß nicht, ob ich irgendwohin schaue ... Ich meine, das Heute ist doch im allgemeinen genug, nicht wahr?« Die Haustür wurde geöffnet, und ein großer, magerer, ällicher Mann betrat die Halle. Er blieb wie vom Blitz getroffen stehen, als er Poirot sah.

Er sah Deirdre an und hob fragend seine Brauen. »Das ist mein Stiefvater«, sagte Deirdre. »Ich ... ich weiß nicht, wie Sie heißen.«

»Ich bin Hercule Poirot.« Mr. Wetherby schien nicht beeindruckt.

Er sagte: »Aha« und drehte sich um, um seinen Mantel aufzuhängen. Deirdre sagte:

»Er ist hergekommen, um sich nach Mrs. McGinty zu erkundigen.«

Mr. Wetherby blieb eine Sekunde lang stehen, dann hängte er seinen Mantel an den Haken.

»Das scheint mir etwas merkwürdig«, sagte er. »Die Frau ist vor ein paar Monaten gestorben, und obgleich sie hier gearbeitet hat, wissen wir nichts über sie oder ihre Familie. Hätten wir etwas gewußt, dann hätten wir es schon der Polizei mitgeteilt.«

Sein Ton klang endgültig. Er blickte auf die Uhr. »Ich vermute, das Mittagessen wird in einer Viertelstunde fertig sein.«

»Ich fürchte, es wird heute ein bißchen später werden.« Mr. Wetherby zog seine Brauen wieder hoch. »Wirklich? Darf ich fragen, warum?«

»Frieda hatte sehr viel zu tun.«

»Meine liebe Deirdre, ich erinnere dich nicht gern daran, aber die Aufgabe, den Haushalt zu führen, liegt dir ob. Ich würde ein bißchen mehr Pünktlichkeit sehr schätzen.« Poirot öffnete die Haustür und ging hinaus. Er blickte über die Schulter zurück.

Kalte Abneigung lag in dem Blick, den Mr. Wetherby seiner Stieftochter schenkte. Und in den Augen, die seinen Blick erwiderten, lag wirklicher Haß.

---

## 10

Poirot verschob seinen dritten Besuch bis nach dem Mittagessen. Zu Mittag gab es einen ungenügend geschmorten Ochsenschwanz, wässrige Kartoffeln und etwas, das Maureen in ihrem Optimismus für Pfannkuchen hielt. Sie waren sehr eigenartig.

Poirot ging langsam hügelaufwärts. Gleich würde er zu seiner Rechten nach Laburnums kommen, zwei Landhäuschen, aus denen man eines gemacht und dem modernen Geschmack entsprechend umgebaut hatte. Hier wohnten Mrs. Upward und jener vielversprechende junge Bühnendichter, Robin Upward.

Poirot blieb einen Augenblick am Gartentor stehen, um sich über den Schnurrbart zu streichen. Während er dies tat, kam ein Wagen langsam über die Serpentina hügelaufwärts, und das Kerngehäuse eines Apfels traf ihn schmerzhaft auf die Wange.

Poirot stieß einen empörten Ausruf aus. Das Auto blieb stehen, und ein Kopf blickte aus dem Fenster. »Entschuldigen Sie. Habe ich Sie getroffen?« Poirot wollte antworten, aber dann zögerte er überrascht. Er sah das vornehme Gesicht an, die massige Stirn, die unordentlichen Zotten grauen Haars, und eine Saite der Erinnerung wurde angeschlagen. Auch das Kerngehäuse des Apfels half seinem Gedächtnis.

»Aber das ist doch Mrs. Oliver«, rief er aus. Es war wirklich die berühmte Kriminalschriftstellerin. Sie rief: »Nanu, da ist ja Monsieur Poirot!« und versuchte, sich aus dem Wagen herauszuwinden. Es war ein kleines Auto, und Mrs. Oliver war eine dicke Frau. Poirot eilte, ihr zu helfen.

Indem sie erklärend murmelte: »Steif von der langen Fahrt«, landete Mrs. Oliver plötzlich auf der Straße. Es war wie ein Vulkanausbruch. Große Mengen von Äpfeln kamen heraus und rollten fröhlich hügelaufwärts. »Die Tüte ist geplatzt«, erklärte Mrs. Oliver. Sie wischte ein paar verirrte Stücke eines angebissenen Apfels von ihrem üppigen Busen und schüttelte sich dann wie ein großer Neufundländer. Der letzte Apfel, der sich in den Falten ihres Kleides verborgen hatte, lief seinen Geschwistern nach.

»Schade, daß die Tüte geplatzt ist«, sagte Mrs. Oliver. »Nun, wie geht es Ihnen, Monsieur Poirot?«

Sie wohnen doch nicht hier, nicht wahr? Nein, bestimmt nicht. Dann ist es vermutlich ein Mord? Doch nicht meine Gastgeberin?«

»Wer ist Ihre Gastgeberin?«

»Dort drin«, sagte Mrs. Oliver und deutete mit dem Kopf.

»Das heißt, wenn das Haus dort Laburnums heißt, halbwegs den Hügel hinab, zur Linken, gleich nach der Kirche. Ja, das muß es sein. Wie ist sie?«

»Sie kennen sie nicht?«

»Nein, ich bin sozusagen beruflich hergekommen. Eines meiner Bücher soll zu einem Theaterstück verarbeitet werden - von Robin Upward. Wir sollen gemeinsam daran arbeiten.«

»Meine Glückwünsche, Madame.«

»Es ist noch lange nicht so weit«, sagte Mrs. Oliver. »Bisher war es ein reines Leiden. Wie ich mich jemals darauf einlassen konnte, weiß ich nicht. Meine Bücher bringen mir genug Geld - das heißt, die Blutsauger von der Steuer nehmen mir das meiste wieder weg, und wenn ich mehr verdiente, würden sie noch mehr nehmen. Also überarbeite ich mich nicht. Aber Sie haben keine Ahnung, wie man leidet, wenn man Ihnen Ihre Personen nimmt und sie Sachen sagen läßt, die sie nie sagen, und Dinge tun, die sie nie tun würden. Und wenn man sich dagegen wehrt, heißt es bloß, daß es 'bühnenwirksam' ist. Robin Upward denkt an nichts anderes. Alle sagen, daß er sehr gescheit ist. Wenn er so gescheit ist, verstehe ich nicht, warum er nicht selbst ein Theaterstück schreibt und meinen armen, unseligen Finnen in Ruhe läßt. Es ist nicht einmal mehr ein Finne. Er ist ein Mitglied der norwegischen Widerstandsbewegung geworden.« Sie fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Was habe ich mit meinem Hut gemacht?« Poirot blickte ins Auto.

»Ich glaube, Madame, Sie sind darauf gesessen.«

»Es sieht so aus«, gab Mrs. Oliver zu und sah sich das Wrack an. »Na ja«, fuhr sie vergnügt fort, »ich habe ihn ohnedies nie gemocht. Aber ich glaubte, ich würde wohl Sonntag in die Kirche gehen müssen, und obgleich der Erzbischof gesagt hat, man muß es nicht, glaube ich, daß die mehr altmodischen Geistlichen erwarten, daß man einen Hut trägt. Aber erzählen Sie mir von Ihrem Mord oder was sonst es ist. Erinnern Sie sich an unseren Mord?«

»Sogar sehr gut.«

»War recht lustig, nicht wahr? Nicht der Mord selbst – den mochte ich gar nicht. Aber nachher. Wer ist es diesmal?«

»Keine so pittoreske Gestalt wie Mr. Shaitana. Eine ältliche Putzfrau, die vor fünf Monaten ausgeraubt und ermordet wurde.

Sie haben es vielleicht gelesen. Mrs. McGinty. Ein junger Mann wurde schuldig gesprochen und zum Tode verurteilt ...«

»Und er hat es nicht getan, aber Sie wissen, wer es getan hat, und Sie werden es beweisen«, sagte Mrs. Oliver schnell.

»Ausgezeichnet.«

»Sie gehen zu rasant vor«, seufzte Poirot. »Ich weiß noch nicht, wer es getan hat – und wenn ich es weiß, wird es immer noch ein langer Weg bis zum Beweis werden.«

»Männer sind so langsam«, sagte Mrs. Oliver herablassend.

»Ich werde Ihnen bald sagen, wer es getan hat. Jemand von hier, vermute ich. Ich werde mich ein, zwei Tage umsehen, und ich werde den Mörder entdecken. Weibliche Intuition – das brauchen Sie. In dem Fall Shaitana hatte ich doch völlig recht, nicht wahr?«

Poirot war zu galant, um Mrs. Oliver daran zu erinnern, wie oft ihr Verdacht bei jener Gelegenheit gewechselt hatte.

»Ihr Männer«, sagte Mrs. Oliver nachsichtig. »Also, wenn eine Frau an der Spitze von Scotland

Yard stünde ...«

Sie ließ dieses abgegriffene Thema fallen, als eine Stimme ihnen vom Garagentor aus einen Gruß zurief.

»Hallo!« sagte die Stimme, ein angenehmer, heller Tenor.

»Sind Sie Mrs. Oliver?«

»Hier bin ich«, rief Mrs. Oliver. Dann sagte sie leise zu Poirot:

»Haben Sie keine Angst. Ich werde sehr diskret sein.«

»Nein, nein, Madame. Ich will nicht, daß sie diskret seien.

Ganz im Gegenteil.«

Robin Upward kam den Pfad herab und durch die Gartentür.

Er war barhäuptig und trug sehr alte graue Flanellhosen und ein unansehnliches Sportjackett. Bis auf eine Neigung zu einem Bäuchlein war er hübsch.

»Ariadne, meine Teuerste!« rief er und umarmte sie herzlich.

Er trat zurück, seine Hände auf ihren Schultern.

»Meine Liebe, ich habe die wunderbarste Idee für den zweiten Akt.«

»Wirklich?« sagte Mrs. Oliver ohne Begeisterung. »Das ist Monsieur Hercule Poirot.«

»Fein«, sagte Robin. »Haben Sie Gepäck?«

»Ja, liegt hinten im Wagen.«

Robin zog zwei Handkoffer heraus.

»So unangenehm«, sagte er. »Wir haben keine ordentliche Dienerschaft. Nur die alte Janet. Und die müssen wir immer schonen. Das ist so lästig, finden Sie nicht auch?«

Er mühte sich den Pfad hinauf und rief zurück:

»Kommen Sie herein und trinken Sie etwas.«

»Er meint Sie«, sagte Mrs. Oliver und nahm ihre Handtasche, ein Buch und ein Paar alte Schuhe vom Vordersitz. »Haben Sie wirklich gesagt, daß Sie wünschen, daß ich indiskret sei?«

»Je indiskreter, desto besser.«

»Ich würde ja nicht so an die Sache herangehen«, sagte Mrs. Oliver, aber es ist Ihr Mord. Ich werde Ihnen helfen, so viel ich kann.«

Robin erschien wieder unter dem Haustor. »Kommen Sie herein, nur herein«, rief er. »Um den Wagen kümmern wir uns später. Madre stirbt vor Ungeduld, Sie zu sehen.«

Mrs. Oliver eilte den Pfad hinauf, und Poirot folgte ihr. Die Inneneinrichtung von Laburnums war reizend. Poirot ahnte, daß sehr viel Geld dafür ausgegeben worden war, aber das Ergebnis war eine kostbare und reizende Einfachheit. Jedes kleine Möbelstück war echt.

In einem Rollstuhl am Kamin des Wohnzimmers saß Laura Upward. Sie lächelte ihnen ein Willkommen zu. Sie war eine kräftig aussehende Frau von einigen Sechzig mit eisengrauem Haar und einem energischen Kinn.

»Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Mrs. Oliver«, sagte sie.

»Ich vermute, daß Sie nicht leiden können, wenn Leute über Ihre Bücher sprechen, aber mir waren Sie seit Jahren ein ungeheurer Trost – und besonders seit ich so ein Krüppel bin.«

»Das ist sehr lieb von Ihnen«, sagte Mrs. Oliver verlegen und verschlang ihre Hände wie ein Schulmädchen. »Oh, das ist Monsieur Poirot, mein alter Freund. Wir haben uns zufällig gerade vor Ihrem Hause getroffen. Genau genommen habe ich ihn mit einem Apfelputz getroffen. Wie Wilhelm Teil, bloß anders herum.«

»Guten Tag, Monsieur Poirot. – Robin!«

»Ja, Madre?«

»Hol was zu trinken. Wo sind die Zigaretten?«

»Dort auf dem Tisch.«

Mrs. Upward fragte: »Sind Sie auch ein Schriftsteller, Monsieur Poirot?«

»O nein«, sagte Mrs. Oliver. »Er ist ein Detektiv. Wissen Sie, vom Sherlock-Holmes-Typ.

Hirschjagd und Geigen und all das Zeug. Und er ist hergekommen, um einen Mord aufzuklären.«

Man hörte das leise Klirren eines zerbrochenen Glases. Mrs. Upward sagte scharf: »Sei vorsichtig, Robin.« Zu Poirot sagte sie: »Das ist sehr interessant, Monsieur Poirot.«

»So hat Maureen Summerhayes recht gehabt«, rief Robin.

»Sie hat mir eine lange, wirre Geschichte erzählt, daß sie einen Detektiv im Hause hat. Sie schien es schrecklich komisch zu finden. Aber in Wirklichkeit ist es ganz ernst, nicht wahr?«

»Natürlich ist es ernst«, sagte Mrs. Oliver. »Sie haben einen Verbrecher mitten unter Ihnen.«

»Ja, aber hören Sie mal, wer ist denn ermordet worden? Oder ist es jemand, den man ausgegraben hat, und ist es alles schrecklich geheim?«

»Es ist nicht geheim«, sagte Poirot. »Den Mord kennen Sie schon.«

»Mrs. McSowieso – eine Putzfrau – im Herbst«, sagte Mrs. Oliver.

»Ach!« Robin Upwards Stimme klang enttäuscht. »Aber das ist doch längst erledigt.«

»Es ist gar nicht erledigt«, sagte Mrs. Oliver. »Man hat den Falschen verhaftet, und man wird ihn hinrichten, wenn Monsieur Poirot nicht rechtzeitig den wirklichen Mörder findet.

Es ist alles furchtbar aufregend.« Robin verteilte die Gläser.

»White Lady für dich, Madre.«

»Danke, mein lieber Junge.«

Poirot runzelte leicht die Brauen. Robin reichte Mrs. Oliver und ihm ihre Gläser.

»Nun«, sagte Robin, »auf das Wohl des Verbrechens.« Er trank.

»Sie hat hier gearbeitet«, sagte er. »Mrs. McGinty?« fragte Mrs. Oliver. »Ja. Nicht wahr, Madre?«

»Hier gearbeitet? Sie kam einen Tag in der Woche.«

»Und manchmal am Nachmittag.«

»Wie war sie?« fragte Mrs. Oliver.

»Schrecklich ehrbar«, sagte Robin. »Und so ordentlich, daß sie einen verrückt machte. Sie hatte eine gräßliche Art, alles zu ordnen und Dinge in Schubladen zu stecken, so daß man nie ahnen konnte, wo sie waren.« Mrs. Upward sagte mit einem grimmigen Humor:

»Wenn jemand nicht wenigstens einmal in der Woche Ordnung machte, könnte man sich bald in diesem kleinen Hause nicht mehr bewegen.«

»Ich weiß, Madre, ich weiß. Aber wenn man die Sachen nicht läßt, wohin ich sie lege, kann ich einfach nicht arbeiten. Meine Notizen kommen in völlige Unordnung.«

»Es ist lästig, wenn man so hilflos ist wie ich«, sagte Mrs. Upward. »Wir haben ein treues altes Mädchen, aber sie kann nur eben noch ein bißchen kochen.«

»Was hat sie?« fragte Mrs. Oliver. »Arthritis?«

»Irgendeine Form davon. Ich fürchte, ich werde bald eine ständige Pflegerin und Gesellschafterin haben müssen. So unangenehm. Ich bin gern unabhängig.«

»Aber, Liebste«, sagte Robin. »Reg dich nicht auf.« Er tätschelte ihren Arm. Sie lächelte ihn mit plötzlicher Zärtlichkeit an. »Robin ist so gut wie eine Tochter zu mir«, sagte sie. »Er macht alles – und denkt an alles. Niemand könnte rücksichtsvoller sein.«

Sie lächelten einander zu. Hercule Poirot stand auf.

»Leider«, sagte er, »muß ich gehen. Ich muß noch einen Besuch machen und einen Zug erreichen. Madame, ich danke Ihnen für Ihre Gastfreundschaft. Mr. Upward, ich wünsche Ihnen vollen Erfolg für Ihr Stück.«

»Und Ihnen vollen Erfolg mit Ihrem Mord«, sagte Mrs. Oliver. »Ist das wirklich ernst, Monsieur

Poirot?« fragte Robin Upward. »Oder ist alles bloß ein großer Spaß?«

»Natürlich ist es kein Spaß«, sagte Mrs. Oliver. »Es ist todernst. Er will mir nicht sagen, wer der Mörder ist, aber er weiß es, nicht wahr?«

»Nein, nein, Madame.« Poirot widersprach auf eine Art, die niemanden überzeugte. »Ich sagte es Ihnen schon, nein, ich weiß es noch nicht.«

»Das haben Sie gesagt, aber ich glaube, in Wirklichkeit wissen Sie es ... Sie sind ein gräßlicher Geheimniskrämer, nicht wahr?«

Mrs. Upward fragte scharf: »Ist das wirklich wahr? Kein Spaß?«

»Es ist kein Spaß, Madame«, sagte Poirot.

Er verbeugte sich und ging.

Als er den Pfad hinabschritt, hörte er Robin Upwards hellen Tenor:

»Aber, Ariadne, Liebling«, sagte er, »das ist alles schön und gut, aber mit dem Schnurrbart und sonst allem, wie kann man ihn ernst nehmen? Wollen Sie wirklich sagen, daß er gut ist?«

Poirot lächelte vor sich hin. Ob er gut war! Als er die enge Straße überschreiten wollte, sprang er gerade noch rechtzeitig zurück.

Der Lieferwagen der Summerhayes' sauste schwankend und hopsend an ihm vorüber. Summerhayes fuhr ihn.

»Entschuldigung«, rief er. »Muß den Zug erreichen.« Und aus der Entfernung kam es noch schwach: »Covent Garden ...«

Poirot hatte auch die Absicht, mit der Bahn zu fahren – mit der Lokalbahn nach Kilchester, wo er sich mit Kommissar Spence verabredet hatte.

Vor der Abfahrt hatte er noch Zeit für einen weiteren Besuch.

Er ging den Hügel hinauf und durch ein Gartentor und über eine gut gehaltene Auffahrt nach einem modernen Hause aus gerauhtem Beton mit einem flachen Dach und sehr großen Fenstern. Das war das Heim von Mr. und Mrs. Carpenter. Guy Carpenter war Teilhaber der großen Carpenter-Maschinenwerke - ein sehr reicher Mann, der sich kürzlich der Politik zugewandt hatte. Er war erst seit kurzem verheiratet. Die Haustür der Carpenters wurde weder von einer ausländischen Hausgehilfin noch von einer getreuen Alten geöffnet. Ein unerschütterlicher Diener öffnete die Tür und zeigte sich ziemlich abgeneigt, Hercule Poirot einzulassen. Nach seiner Ansicht gehörte Hercule Poirot zu den Besuchern, die man draußen stehenließ.

Es war ihm anzusehen, daß er den Verdacht hegte, Hercule Poirot wollte etwas verkaufen. »Mr. und Mrs. Carpenter sind nicht zu Hause.«

»Dann kann ich vielleicht warten?«

»Ich weiß nicht, wann sie zurückkommen.« Er schloß die Tür.

Poirot ging nicht nach der Auffahrt zurück. Statt dessen ging er um die Hausecke und stieß beinahe mit einer großen jungen Frau in einem Nerzmantel zusammen. »Hallo«, sagte sie. »Was, zum Teufel, wollen Sie?« Poirot zog galant den Hut.

»Ich hoffte, Mr. oder Mrs. Carpenter zu sehen«, sagte er.

»Habe ich das Vergnügen mit Mrs. Carpenter zu sprechen?«

»Ich bin Mrs. Carpenter.«

Sie sprach unfreundlich, aber ihr Benehmen verriet eine gewisse Zufriedenheit. »Mein Name ist Hercule Poirot.«

Gar kein Eindruck. Sie kannte den großen, den einzigartigen Namen nicht. »Ja?«

»Ich möchte entweder mit Mr. oder Mrs. Carpenter sprechen, aber Sie, Madame, sind für meinen Zweck am besten. Denn meine Fragen, die ich stellen muß, betreffen häusliche Angelegenheiten.«

»Wir haben einen Staubsauger«, sagte Mrs. Carpenter. Poirot lachte.

»Nein, nein, Sie verstehen mich nicht. Ich habe Ihnen nur ein paar Fragen über eine häusliche Angelegenheit zu stellen.«

»Ach, Sie meinen einen dieser Haushaltsfragebogen. Ich finde, das ist wirklich völlig idiotisch ...« Sie unterbrach sich.

»Vielleicht kommen Sie lieber ins Haus?«

Poirot lächelte schwach. Sie hatte sich mit Mühe und Not davon zurückgehalten, eine beleidigende Äußerung zu tun. Da ihr Mann jetzt eine politische Tätigkeit entfaltete, war es ratsam, mit der Kritik an der Tätigkeit der Regierung vorsichtig zu sein.

Sie führte ihn durch die Halle in ein ziemlich großes Zimmer, das auf einen sorgfältig gepflegten Garten blickte. Das Zimmer sah sehr neu aus. Es hatte eine große Brokatgarnitur von einem Sofa und zwei Ohrensesseln, drei oder vier imitierte Chippendalestühle, einen Schrank und einen Schreibtisch. Keine Kosten waren gescheut worden, man hatte die besten Firmen beschäftigt, und es gab dennoch kein einziges Zeichen von persönlichem Geschmack. Was war die junge Frau gewesen? fragte sich Poirot. Gleichgültig? Vorsichtig? Er sah sie abschätzend an, als sie sich umdrehte. Eine kostspielig gekleidete, gut aussehende junge Frau. Platinblondes Haar, sorgfältig geschminkt, aber da war noch etwas – große kornblumenblaue Augen – Augen mit einem gefrorenen Blick - schöne, ertrunkene Augen.

Sie war jetzt freundlich, und sie verbarg, daß sie sich langweilte. Sie sagte:

»Bitte, setzen Sie sich.«

»Sie sind sehr liebenswürdig, Madame. Nun zu den Fragen, die ich Ihnen stellen will. Sie beziehen sich auf eine Mrs. McGinty, die im vergangenen November starb, das heißt ermordet wurde.«

»Mrs. McGinty? Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen.« Sie starrte ihn an. Ihre Augen waren hart und mißtrauisch. »Sie erinnern sich doch an Mrs. McGinty?«

»Nein. Ich weiß nichts von ihr.«

»Sie erinnern sich an den Mord? Oder ist ein Mord hier so alltäglich, daß Sie ihn gar nicht mehr bemerken?«

»Ach, der Mord? Ja, natürlich. Ich hatte vergessen, wie die alte Frau hieß.«

»Obgleich sie für Sie in diesem Hause arbeitete?«

»Das hat sie nicht. Ich habe damals nicht hier gewohnt. Mr. Carpenter und ich haben erst vor drei Monaten geheiratet.«

»Aber sie hat für Sie gearbeitet. Ich glaube, immer am Freitag vormittag. Sie hießen damals Mrs. Selkirk und wohnten in Rose Cottage.« Sie sagte trotzig:

»Wenn Sie schon alle Antworten wissen, verstehe ich nicht, warum Sie mich was fragen. Übrigens, worum handelt es sich denn?«

»Ich untersuche die Umstände ihrer Ermordung.«

»Warum? Wozu denn bloß? Und warum kommen Sie da zu mir?«

»Sie könnten etwas wissen, das mir hilft.«

»Ich weiß gar nichts. Warum sollte ich das? Sie war nur eine dumme, alte Putzfrau. Sie bewahrte ihr Geld unter dem Fußboden auf, und deshalb hat jemand sie beraubt und erschlagen. Es war ganz widerlich – scheußlich, die ganze Angelegenheit. Wie Dinge, die man in der Sonntagszeitung liest.« Poirot ging schnell darauf ein.

»Wie die Sonntagszeitung, ja. Wie der *Sunday Comet*. Lesen Sie zufällig den *Sunday Comet*?«

Sie sprang auf und ging unbeholfen nach der offenen Tür zum Garten. Sie ging so unsicher, daß sie gegen den Türrahmen lief.

Poirot dachte an eine schöne, große Motte, die blindlings gegen einen Lampenschirm flatterte. Sie rief: »Guy! Guy!«

Aus einiger Entfernung antwortete eine Männerstimme:

»Eve?«

»Komm schnell her!«

Ein großer Mann von etwa fünfunddreißig Jahren erschien. Er beschleunigte seine Schritte und kam über die Terrasse an die Tür. Eve Carpenter sagte heftig:

»Da ist ein Mann hier – ein Ausländer. Er stellt mir alle möglichen Fragen über den gräßlichen Mord von letztem Jahr.

So eine alte Putzfrau – erinnerst du dich? Ich hasse solche Sachen. Du weißt, daß ich es nicht leiden kann.«

Guy Carpenter zog die Augenbrauen zusammen und kam durch die Tür in den Salon. Er hatte ein langes Pferdegesicht, war bleich und sah recht hochmütig aus. Sein Benehmen war hochtrabend.

Hercule Poirot fand ihn nicht sympathisch. »Darf ich fragen, worum es sich hier handelt?« fragte Carpenter. »Haben Sie meine Frau belästigt?« Hercule Poirot breitete seine Hände aus.

»Eine reizende Dame zu belästigen, wäre wohl das letzte, was ich tun würde. Ich hoffte nur, weil die Verstorbene für sie gearbeitet hat, daß Ihre Frau mir in meinen Nachforschungen helfen könnte.«

»Aber – was für Nachforschungen?«

»Ja, frag ihn das!« drängte die Frau.

»Man hat eine neue Untersuchung der Umstände von Mrs. McGintys Tod eröffnet.«

»Unsinn – der Fall ist erledigt.«

»Nein, da irren Sie. Er ist nicht erledigt.«

»Eine neue Untersuchung, sagen Sie?« Guy Carpenter runzelte die Stirn. Er sagte mißtrauisch: »Durch die Polizei?

Unsinn – Sie haben nichts mit der Polizei zu tun.«

»Das stimmt. Ich arbeite unabhängig von der Polizei.«

»Er ist Reporter«, sprach Eve Carpenter dazwischen.

»Irgendein gräßliches Sonntagsblatt. Das hat er gesagt.« Ein Schimmer der Vorsicht erschien in Guy Carpenters Augen. In seiner Stellung legte er keinen großen Wert darauf, die Presse zu verstimmen. Er sagte freundlicher: »Meine Frau ist sehr empfindlich. Morde und solche Dinge regen sie auf. Ich bin sicher, daß Sie es kaum nötig haben, sie zu belästigen. Sie kannte diese Frau kaum.«

Eve sagte wütend:

»Sie war nur eine dumme, alte Putzfrau. Das habe ich ihm schon gesagt.« Sie fügte hinzu:

»Und sie war auch eine gräßliche Lügnerin.«

»Ach, das ist interessant.« Poirot wandte Mrs. Carpenter ein strahlendes Gesicht zu. »Sie hat also gelogen. Das kann ein sehr wertvoller Fingerzeig sein.«

»Ich verstehe nicht, wieso«, sagte Eve trotzig. »Es kann das Motiv zeigen«, sagte Poirot. »Das ist genau die Spur, der ich nachgehe.«

»Man hat sie ihrer Ersparnisse beraubt«, erwiderte Carpenter scharf. »Das war das Motiv des Verbrechens.«

»Ach«, sagte Poirot leise. »War es das aber wirklich?« Er stand auf wie ein Schauspieler, der eben einen bedeutenden Satz gesprochen hatte.

»Ich bedaure, Madame einen Schmerz zugefügt zu haben«, sagte er höflich. »Diese Angelegenheiten sind immer ziemlich unangenehm.«

»Die ganze Geschichte war betrüblich«, sagte Carpenter schnell. »Natürlich hatte meine Frau es nicht gern, daran erinnert zu werden. Ich bedaure, Ihnen nicht mit irgendwelchen Mitteilungen helfen zu können.«

»Ach, das haben Sie doch schon.«

»Wie, bitte?« Poirot sagte ruhig:

»Mrs. McGinty hat gelogen. Eine wertvolle Tatsache.

Übrigens, was für Lügen hat sie denn erzählt, Madame?« Er wartete höflich, bis Eve Carpenter sprechen wollte. Schließlich sagte sie:

»Ach, nichts Besonderes. Ich meine – ich kann mich nicht mehr erinnern.«

Vielleicht weil sie bemerkte, daß beide Männer sie erwartungsvoll ansahen, sagte sie: »Dumme Dinge – über die Leute. Dinge, die nicht wahr sein konnten.« Wieder herrschte Schweigen. Dann sagte Poirot: »Ich verstehe – sie hatte eine gefährliche Zunge.« Eve Carpenter machte eine schnelle Bewegung. »Ach nein, das meinte ich nicht direkt. Sie war nur ein Klatschweib, das war alles.«

»Nur ein Klatschweib«, sagte Poirot leise. Er nahm mit einer Geste Abschied. Guy Carpenter begleitete ihn in die Halle hinaus. »Diese Zeitung, für die Sie arbeiten, diese Sonntagszeitung – wie heißt sie?«

»Die Zeitung, von der ich zu Madame sprach«, erwiderte Poirot vorsichtig, »war der *Sunday Comet*.« Er schwieg. Guy Carpenter wiederholte nachdenklich: »Der *Sunday Comet*. Ich sehe ihn leider nicht oft.«

»Es stehen manchmal interessante Artikel darin. Und interessante Illustrationen ...«

Bevor die Pause zu lang werden konnte, verbeugte er sich und sagte schnell:

»*Au revoir*, Mr. Carpenter. Ich bedauere, wenn ich Sie gestört habe.«

Draußen blickte er aufs Haus zurück. »Ich bin doch neugierig«, sagte er. »Ja, ich möchte wissen ...«

---

## 11

Kommissar Spence saß Poirot gegenüber und seufzte. »Ich sage nicht, daß Sie nichts erreicht haben, Monsieur Poirot«, sagte er langsam. »Ich meine. Sie haben schon was erreicht Aber es ist mager. Es ist schrecklich mager!« Poirot nickte.

»Das allein genügt nicht. Wir brauchen mehr.«

»Mein Wachtmeister oder ich hätten diese Zeitung sehen müssen.«

»Nein, nein, Sie dürfen sich keinen Vorwurf machen. Das Verbrechen war so eindeutig. Raub mit Gewaltanwendung. Das ganze Zimmer in Unordnung, das Geld fehlte. Warum sollte Ihnen in all der Unordnung eine zerrissene Zeitung auffallen?«

Spence wiederholte hartnäckig: »Ich hätte es sehen müssen. Und die Flasche Tinte -«

»Davon habe ich bloß durch einen unglaublichen Zufall gehört.«

»Ja, aber für Sie hatte es eine Bedeutung. Warum?«

»Nur wegen dieses zufälligen Satzes über das Briefschreiben.

Sie und ich, Spence, wir schreiben so viele Briefe – für uns ist das eine Selbstverständlichkeit.«

Kommissar Spence seufzte. Dann legte er vier Fotografien auf den Tisch.

»Dies sind die Fotos, um die Sie mich ersucht haben – die Originale, die der *Sunday Comet* verwendet hat. Die sind wenigstens ein bißchen deutlicher als die Reproduktionen. Aber glauben Sie mir, viel kann man damit nicht anfangen. Alt, verblichen – und bei den Frauen macht die Frisur so viel aus.

Auf keiner ist etwas Bestimmtes, nach dem man sich richten könnte, wie etwa ein Ohr oder ein Profil. Dieser Glockenhut und das kunstvoll frisierte Haar und diese Rosen! Gibt einem keine Chance.«

»Sie stimmen mir bei, daß wir Vera Blake weglassen können?«

»Ich meine, doch. Wenn Vera Blake in Broadhinny wäre, würden alle es wissen – ihre traurige

Lebensgeschichte zu erzählen, scheint ihre Spezialität gewesen zu sein.«

»Was können Sie mir von den anderen sagen?«

»Ich habe inzwischen alles für Sie gesammelt, was ich bekommen konnte. Eva Kane hat England verlassen, nachdem Craig verurteilt worden war. Und ich kann Ihnen sagen, welchen Namen sie angenommen hat. Sie nannte sich Hope. Die Hoffnung! Vielleicht ein Symbol?« Poirot murmelte:

»Ja, ja – die romantische Linie. 'Die schöne Evelyn Hope ist tot.' Eine Zeile von einem eurer Dichter. Ich glaube, sie muß daran gedacht haben. Übrigens, hieß sie Evelyn?«

»Ja, ich glaube. Aber man nannte sie stets Eva. Und da wir gerade von ihr sprechen, Monsieur Poirot – die Polizei hat eine ganz andere Meinung von Eva Kane als dieser Artikel. Ganz, ganz anders.« Poirot lächelte.

»Was die Polizei meint, ist kein Beweismittel. Aber man kann sich gewöhnlich sehr gut danach richten. Was hielt die Polizei von Eva Kane?«

»Daß sie keineswegs das unschuldige Opfer war, für das die Öffentlichkeit sie hielt. Ich war damals ein ganz junger Bursche und erinnere mich daran, wie mein alter Chef und Inspektor Traill, der den Fall bearbeitete, ihn besprachen. Traill glaubte (bitte sehr, er hatte keinen Beweis), daß der nette, kleine Gedanke, Mrs. Craig aus dem Wege zu räumen, ganz und gar Eva Kanes Idee war – und daß sie nicht nur daran gedacht, sondern ihren Gedanken auch ausgeführt hat. Craig kam eines Tages nach Hause und sah, daß seine kleine Freundin die Angelegenheit kurzerhand erledigt hatte. Sie meinte, es würde als natürlicher Todesfall durchgehen, glaube ich. Aber Craig wußte es besser. Er bekam Angst, verbarg die Leiche im Keller und arbeitete den Plan aus, Mrs. Craig im Ausland sterben zu lassen. Dann, als das Ganze herauskam, versicherte er verzweifelt, er hätte es alles allein getan und Eva Kane hätte nichts davon gewußt. Nun«, Kommissar Spence zuckte die Achseln, »niemand konnte das Gegenteil beweisen. Das Zeug war im Hause. Beide hätten das Gift verwenden können. Die kleine Eva Kane bestand bloß aus Unschuld und Entsetzen. Und das hat sie auch sehr gut gemacht. Sie war eine geschickte kleine Schauspielerin. Inspektor Traill hegte Zweifel – aber er konnte sich auf nichts stützen. Ich erzähle Ihnen das bloß so, Monsieur Poirot. Es ist kein Beweismaterial.«

»Aber es zeigt einem doch die Möglichkeit, daß zumindest eine dieser 'tragischen Frauen' ein bißchen mehr war als eine tragische Frau – daß *sie* eine Mörderin war und daß sie, wenn der Anreiz dazu groß genug ist, wieder morden könnte ... Und jetzt zur nächsten, zu Janice Courtland. Was können Sie mir von der erzählen?«

»Ich habe die Akten angeschaut. Ein übles Stück. Wenn wir Edith Thompson aufgehängt haben, dann hätten wir auch Janice Courtland hängen müssen. Ein unangenehmes Paar, sie und ihr Mann, die Wahl fällt einem zwischen ihnen schwer, und sie hat diesen jungen Mann bearbeitet, bis er ganz wild geworden ist.

Aber vergessen Sie nicht, die ganze Zeit stand da ein reicher Mann im Hintergrund, und um den zu heiraten, wollte sie ihren Mann aus dem Wege räumen.«

»Hat sie ihn geheiratet?« Spence schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung.«

»Sie fuhr ins Ausland – und dann?« Spence schüttelte den Kopf.

»Sie war eine freie Frau. Man hatte sie nicht angeklagt. Ob sie geheiratet hat, oder was aus ihr geworden ist, wissen wir nicht.«

»Man könnte sie jeden Tag bei einer Cocktailgesellschaft treffen«, sagte Poirot, dem Dr. Rendells Bemerkung einfiel.

»Sehr richtig.«

Poirot betrachtete das letzte Foto. »Und das Kind? Lily Gamboll?«

»Zu jung, um wegen Mordes angeklagt zu werden. Wurde in eine Erziehungsanstalt geschickt. Hat

sich dort gut geführt.

Lernte Stenographie und Maschinenschreiben, und man verschaffte ihr während der Bewährungsfrist eine Stellung. Hat gut gearbeitet. Zuletzt haben wir aus Irland von ihr gehört. Ich glaube, wir können sie weglassen, Monsieur Poirot, genau wie Vera Blake. Schließlich hat sie sich gut geführt, und man darf es jemandem nicht dauernd vorwerfen, daß er als zwölfjähriges Kind in einem Wutanfall etwas getan hat. Was meinen Sie?«

»Ich könnte sie weglassen«, sagte Poirot, »wenn da nicht die Fleischhacke wäre. Man kann nicht leugnen, daß Lily Gamboll ihre Tante mit einer Fleischhacke erschlug, und der unbekannte Mörder Mrs. McGinty benützte etwas, das wie eine Fleischhacke gewesen sein soll.«

»Vielleicht haben Sie recht. Nun, Monsieur Poirot, erzählen Sie Ihre Seite der Geschichte. Ich freue mich zu sehen, daß noch niemand versucht hat. Sie umzubringen.«

»N-nein«, sagte Poirot nach kurzem Zögern. »Ich sage Ihnen offen, daß ich seit jenem Abend in London ein paar Male Angst um Sie hatte. Was sind nun die Möglichkeiten, soweit es die Einwohner von Broadhinny betrifft?« Poirot öffnete sein kleines Notizbuch.

»Wenn Eva Kane noch lebt, müßte sie jetzt gegen Sechzig sein. Ihre Tochter, von deren Leben als Erwachsener unser *Sunday Comet* ein so rührendes Bild malt, wäre nun in den Dreißig. Lily Gamboll wäre auch ungefähr so alt. Janice Courtland wäre jetzt nicht weit von Fünfzig.« Spence nickte beifällig.

»So kommen wir zu den Einwohnern von Broadhinny mit besonderer Berücksichtigung derer, für die Mrs. McGinty arbeitete.«

»Das ist sehr richtig, denke ich.«

»Ja. Es wird durch die Tatsache erschwert, daß Mrs. McGinty gelegentlich hier und dort arbeitete, aber wir wollen für den Augenblick annehmen, daß sie, was sie gesehen hat, vermutlich eine Fotografie, in einem der Häuser sah, in denen sie regelmäßig arbeitete.«

»Einverstanden.«

»Soweit es das Alter betrifft, haben wir als Möglichkeiten erstens die Wetherbys, bei denen Mrs. McGinty am Tage ihres Todes arbeitete. Mrs. Wetherby hat das richtige Alter für Eva Kane, und sie hat eine Tochter, die das Alter von Eva Kanes Tochter hat – eine Tochter, die angeblich aus einer früheren Ehe stammt.«

»Und was die Fotos angeht?«

»*Mon cher*, nach denen kann man niemand genau identifizieren. Zu viel Zeit ist vergangen, zu viel Wasser ist, wie Sie sagen, den Fluß hinabgeflossen. Man kann nur das eine sagen: Mrs. Wetherby ist bestimmt eine hübsche Frau gewesen.

Sie hat alle Angewohnheiten einer solchen. Sie scheint für einen Mord viel zu zerbrechlich und hilflos, aber das war ja, wie ich gehört habe, die allgemeine Ansicht über Eva Kane. Wieviel Körperkraft nötig war, um Mrs. McGinty zu töten, kann man schwer sagen, wenn man nicht weiß, welche Waffe benützt wurde. Wenn man den Griff nicht kennt, die Leichtigkeit, mit der sie geschwungen werden konnte, die Schärfe ihrer Schneide, und so weiter.«

»Ja. Warum wir die nie haben finden können – Aber erzählen Sie weiter.«

»Das einzige, was ich sonst über den Haushalt der Wetherbys zu sagen hätte, ist, daß Mr. Wetherby, wenn er will, sehr unangenehm werden kann, und ich glaube, er wird das auch. Die Tochter ist ihrer Mutter blind ergeben. Sie haßt ihren Stiefvater.

Ich ziehe aus diesen Tatsachen keine Schlüsse. Ich erzähle sie nur, damit man darüber nachdenken kann. Die Tochter hätte morden können, um zu verhindern, daß dem Stiefvater die Vergangenheit der Mutter zu Ohren kommt. Die Mutter hätte aus dem gleichen Grunde morden können. Der Vater hätte morden können, um zu verhindern, daß ein 'Skandal' bekannt wird. Mehr Morde werden aus

Ehrbarkeit begangen, als man für möglich halten sollte. Die Wetherbys sind 'ehrbare Leute'.«

Spence nickte.

»Wenn – ich sage, wenn – etwas an dieser *Sunday-Comet*-Geschichte ist, dann sehen die Wetherbys sicher wie die beste Möglichkeit aus«, sagte er.

»Stimmt. Die einzige andere Person, die dem Alter nach Eva Kane sein könnte, ist Mrs. Upward. Aber zwei Dinge sprechen dagegen, daß Mrs. Upward als Eva Kane Mrs. McGinty ermordet hat. Erstens leidet sie an Arthritis und verbringt die meiste Zeit in einem Rollstuhl ...«

»In einem Buch«, sagte Spence, »wäre diese Geschichte mit dem Rollstuhl faul, aber im wirklichen Leben ist wahrscheinlich alles in bester Ordnung.«

»Zweitens«, fuhr Poirot fort, »scheint Mr. Upward sehr dogmatisch und energisch zu sein, mehr geneigt, einen zu tyrannisieren als einem zu schmeicheln, was mit den Berichten über unsere junge Eva nicht übereinstimmt. Andererseits entwickeln sich die Charaktere der Menschen, das Sichdurchsetzenkönnen ist eine Eigenschaft, die oft erst mit dem Alter kommt.«

»Das stimmt«, gab Spence zu. »Mrs. Upward – nicht unmöglich, aber unwahrscheinlich. Nun die anderen Möglichkeiten. Janice Courtland?«

»Können wir auslassen, glaube ich. Niemand in Broadhinny hat das richtige Alter.«

»Außer wenn eine der jüngeren Frauen Janice Courtland nach einer Gesichtsoption ist. Na, achten Sie nicht auf mich – ist nur einer meiner kleinen Spaße.«

»Drei Frauen sind da, die ein wenig über Dreißig sind. Da ist einmal Deirdre Henderson. Da ist Dr. Rendells Frau, und da ist Mrs. Guy Carpenter. Das heißt, eine von diesen dreien könnte Lily Gamboll sein oder auch Eva Kanes Tochter, soweit es das Alter betrifft.«

»Und soweit es die Möglichkeiten betrifft?« – Poirot seufzte.

»Eva Kanes Tochter kann groß sein oder klein, dunkelhaarig oder blond – wir haben keine Anhaltspunkte dafür, wie sie aussieht. Wir haben uns schon Deirdre Henderson in dieser Rolle angesehen. Nun zu den beiden anderen. Ich will Ihnen erst etwas sagen: Mrs. Rendell hat Angst vor etwas.«

»Angst vor Ihnen?«

»Ich glaube.«

»Das könnte eine Bedeutung haben«, sagte Spence langsam.

»Sie meinen, Mrs. Rendell könnte Eva Kanes Tochter oder Lily Gamboll sein. Ist sie blond oder dunkel?«

»Blond.«

»Lily Gamboll war als Kind blond.«

»Mrs. Carpenter ist auch blond. Eine äußerst gut zurechtgemachte junge Frau. Ob sie wirklich hübsch ist oder nicht, sie hat jedenfalls bemerkenswerte Augen. Schöne, weit geöffnete, dunkelblaue Augen.«

»Aber, Poirot ...« Spence schüttelte den Kopf. »Wissen Sie, wie sie aussah, als sie aus dem Zimmer lief, um ihren Mann zu rufen? Sie erinnerte mich an einen schönen, flatternden Falter.

Sie stieß gegen die Möbel und streckte ihre Hände vor wie eine Blinde.« Spence sah ihn nachsichtig an.

»Romantisch, das sind sie, Monsieur Poirot«, sagte er. »Sie und Ihre schönen flatternden Falter und weit geöffneten blauen Augen.«

»Durchaus nicht«, sagte Poirot. »Mein Freund Hastings, der war romantisch und sentimental, aber ich nicht. Ich, ich bin streng sachlich. Ich sage Ihnen nur, wenn die Ansprüche auf Schönheit einer Frau hauptsächlich von der Schönheit ihrer Augen abhängen, dann wird sie ihre Brille abnehmen, ganz gleich, wie kurzsichtig sie ist, und sie wird lernen, ohne sie umherzugehen, selbst wenn die

Umriss verschwommen und die Entfernungen schwer zu schätzen sind.«

Und er klopfte leise mit dem Zeigefinger auf die Fotografie des Kindes Lily Gamboll mit seinen dicken, entstellenden Brillengläsern.

»Das meinen Sie also? Lily Gamboll?«

»Nein, ich sage nur, was sein könnte. Als Mrs. McGinty starb, war Mrs. Carpenter noch nicht Mrs. Carpenter. Sie war eine junge Kriegerwitwe, sehr arm, wohnte in der Hütte eines Tagelöhners. Sie war mit dem reichen Mann aus der Gegend verlobt – einem Mann mit politischem Ehrgeiz und einer hohen Meinung von seiner Wichtigkeit. Wenn Guy Carpenter herausgefunden hätte, daß er, sagen wir, ein Kind niederer Herkunft heiraten sollte, das dadurch bekannt geworden war, daß es seiner Tante den Schädel mit einer Fleischhacke eingeschlagen hatte, oder etwa die Tochter Craigs, eines der bekanntesten Verbrecher unseres Jahrhunderts – der in eurer Schreckenskammer ganz vorn aufgestellt ist – nun, da fragt man sich, ob er sie wirklich geheiratet hätte. Sie sagen vielleicht - wenn er das Mädchen wirklich geliebt hat, ja. Aber er ist nicht ganz dieser Typ. Mir scheint er selbstsüchtig, ehrgeizig und sehr auf seinen Ruf bedacht. Ich glaube, wenn die junge Mrs. Selkirk, wie sie damals hieß. Wert auf diese Heirat legte, dann hätte sie sehr, sehr großen Wert darauf gelegt, daß keine Andeutung ihrem Verlobten zu Ohren kam.«

»Ich sehe, Sie glauben, daß sie es ist, nicht wahr?«

»Ich sage Ihnen nochmals, *mon cher*, ich weiß es nicht. Ich prüfe nur die Möglichkeiten. Mrs. Carpenter war bei meinem Besuch sehr vorsichtig, paßte auf, war nervös.«

»Das sieht böse aus.«

»Ja, ja, aber es ist alles sehr schwierig. Einmal wohnte ich bei Freunden auf dem Lande, und sie gingen auf die Jagd. Sie wissen, wie das vor sich geht? Man geht mit Hunden und Gewehren spazieren, und die Hunde, die jagen das Wild auf – es fliegt aus dem Walde heraus und in die Luft, und man macht piff paff. Das ist so wie bei uns. Wir jagen nicht nur einen Vogel auf. Vielleicht sitzen noch andere Vögel im Dickicht. Vielleicht Vögel, mit denen wir gar nichts zu tun haben. Aber die Vögel wissen das nicht. Wir müssen sehr genau herausfinden, *mon cher*, welches unser Vogel ist. Während Mrs. Carpenters Witwenschaft kann geklatscht worden sein – nicht mehr als das, aber immerhin unangenehm. Es muß doch einen Grund haben, daß sie mir so schnell sagte, Mrs. McGinty wäre eine Lügnerin gewesen.« Kommissar Spence rieb sich die Nase.

»Sprechen Sie einmal offen, Poirot. Was ist Ihre wahre Ansicht?«

»Meine Ansicht hat nichts zu sagen. Ich muß wissen. Und bis jetzt sind die Hunde eben erst ins Dickicht eingedrungen.«

Spence brummte: »Wenn wir nur etwas Bestimmtes herausfänden. Einen wirklich verdächtigen Umstand. Aber so ist alles nur Theorie, und dazu noch eine an den Haaren herbeigezogene Theorie. Die ganze Sache ist mager, wie ich gesagt habe, wissen Sie. Mordet jemand denn wirklich aus den Gründen, über die wir gesprochen haben?«

»Das kommt darauf an«, sagte Poirot. »Es kommt auf viele Familienangelegenheiten an, die wir nicht kennen. Aber die Leidenschaft für Ehrbarkeit ist sehr groß. Und ehrbare Leute bewahren gern ihre Ehrbarkeit. Vielleicht Jahre einer glücklichen Ehe, kein Verdacht, daß man je eine bekannte Gestalt in einem der sensationellsten Mordprozesse war, kein Verdacht, daß ihr Kind das Kind eines berüchtigten Mörders ist.

Man könnte sagen: »Lieber sterbe ich, als daß mein Mann das erfährt!« oder 'Ich würde lieber sterben als meine Tochter herausfinden lassen, wer sie ist.« Und dann könnte man sich überlegen, daß es besser wäre, wenn Mrs. McGinty stürbe ...«

Spence sagte ruhig:

»Sie glauben also, daß es die Wetherbys sind.«

»Nein. Sie passen vielleicht am besten dazu, aber das ist alles.

Ihrem Charakter nach könnte Mrs. Upward viel eher eine Mörderin sein als Mrs. Wetherby. Sie hat Entschlußkraft und Willensstärke, und sie ist in ihren Sohn ganz verliebt. Um zu verhindern, daß er erfährt, was geschehen ist, ehe sie seinen Vater heiratete und zu einer ehrbaren, glücklichen Ehefrau wurde, könnte sie weit gehen, glaube ich.«

»Würde ihn das so sehr erschüttern?«

»Ich glaube nicht. Der junge Robin hat den modernen skeptischen Standpunkt, ist durch und durch selbstsüchtig und jedenfalls seiner Mutter weniger ergeben als sie ihm, möchte ich sagen. Er ist kein zweiter James Bentley.«

»Nehmen wir einmal an, Mrs. Upward wäre Eva Kane.

Würde ihr Sohn Robin nicht einen Mord begehen, um zu verhüten, daß diese Tatsache bekannt wird?«

»Nicht einmal daran denken, würde ich sagen. Er würde wahrscheinlich Geld herausschlagen. Die Tatsache benützen, um für seine Theaterstücke Reklame zu machen. Ich kann Robin Upward nicht als Mörder aus Ehrbarkeit sehen, oder aus Ergebenheit oder aus irgendeinem anderen Grund als um eines guten, soliden Gewinnes für Robin Upward willen.« Spence seufzte. Er sagte: »Es ist ein weites Gebiet. Wir könnten vielleicht etwas über die Vergangenheit dieser Leute erfahren.

Aber das braucht Zeit. Der Krieg hat das noch kompliziert.

Akten zerstört – für Leute, die ihre Spuren verdecken wollen, einzigartige Gelegenheiten, dies dadurch zu tun, daß sie die Ausweise anderer Personen benützen und so weiter, besonders nach Unglücksfällen, bei denen niemand wußte, wer die Leichen waren. Wenn wir uns nur auf eine Gruppe konzentrieren könnten. Aber Sie haben so viele Möglichkeiten, Monsieur Poirot!«

»Vielleicht können wir ihre Anzahl bald verringern.« Poirot verließ das Büro des Kommissars mit weniger Heiterkeit im Herzen, als er in seinem Benehmen gezeigt hatte. Er war, genau wie Spence, von der Kürze der Zeit beunruhigt. Wenn er nur Zeit hätte ...

Und dann diese Zweifel – war das Gebäude, das er und Spence aufgebaut hatten, wirklich solide? Wenn nun James Bentley dennoch schuldig war?

Er gab diesen Zweifeln nicht nach, aber er machte sich Sorgen. Wieder und wieder hatte er sein Gespräch mit James Bentley in Gedanken untersucht. Jetzt, da er auf dem Bahnsteig von Kilchester auf seinen Zug wartete, dachte er wieder daran.

Es war Markttag, und der Bahnsteig war voll Menschen. Noch mehr Leute kamen durch die Sperren.

Poirot beugte sich vor, um zu sehen. Ja, endlich kam der Zug.

Bevor er sich noch aufrichten konnte, fühlte er einen harten, absichtlichen Stoß ins Kreuz. Es war so heftig und so unerwartet, daß Poirot davon überrascht wurde. Im nächsten Augenblick wäre er unter den einfahrenden Zug gefallen, aber ein Mann neben ihm auf dem Bahnsteig packte ihn blitzschnell und riß ihn zurück.

»Na, was ist denn mit Ihnen los?« fragte er. Es war ein großer, stämmiger Feldweibel. »Ist Ihnen schlecht geworden? Mensch, Sie waren ja beinahe unter dem Zug.«

»Ich danke Ihnen. Ich danke Ihnen tausendmal.« Die Menge drängte sich schon um die beiden, stieg in den Zug, andere Leute stiegen aus.

»Ist Ihnen jetzt besser? Ich helfe Ihnen einsteigen.«

Erschüttert ließ Poirot sich auf einen Sitz fallen. Es hatte keinen Sinn zu sagen: »Man hat mich gestoßen.« Aber man hatte ihn gestoßen. Bis zu diesem Abend war er mit gewissenhafter Vorsicht umhergegangen, immer auf Gefahr vorbereitet. Aber nach seinem Gespräch mit Spence, nach Spences scherzhafter Anfrage, ob man schon ein Attentat auf ihn gemacht hätte, hatte er unbewußt

die Gefahr als vorüber oder als unwahrscheinlich angesehen.

Aber wie unrecht hatte er gehabt! Eines der Gespräche, die er in Broadhinny geführt hatte, hatte ein Ergebnis gehabt. Jemand fürchtete sich und versuchte, Schluß mit dieser gefährlichen Auferstehung eines geschlossenen Falles zu machen.

Von einem Telefonautomaten im Bahnhof von Broadhinny rief Poirot Kommissar Spence an.

»Sind Sie es, *mon ami*? Passen Sie auf, bitte. Ich habe etwas Neues für Sie. Eine ausgezeichnete Nachricht. Jemand hat versucht, mich zu töten ...«

Er hörte zufrieden den Wortschwall vom anderen Ende der Leitung.

»Nein, ich bin nicht verletzt. Aber es war eine knappe Angelegenheit ... Ja, unter einen Zug. Nein, ich habe nicht gesehen, wer es war. Aber seien Sie sicher, mein Freund, ich werde es herausbekommen. Wir wissen jetzt, daß wir auf der richtigen Spur sind.«

---

## 12

Der Mann, der den Zähler prüfte, unterhielt sich mit dem hochherrschaftlichen Diener Guy Carpenters, der ihm zusah.

»Der Elektrizitätsverbrauch wird jetzt neu geregelt«, erklärte er.

»Gestaffelte Grundgebühr nach der Anzahl der Bewohner.« Der hochherrschaftliche Diener bemerkte skeptisch: »Sie wollen sagen, daß es jetzt mehr kosten wird, wie alles andere auch.«

»Das kommt darauf an. Anständige Zuteilung für alle, das sage ich immer. Sind Sie gestern in die Versammlung in Kilchester gegangen?«

»Nein.«

»Ihr Chef, Mr. Carpenter, hat sehr gut gesprochen, sagt man. Glauben Sie, daß er gewählt wird?«

»Das letzte Mal wäre es beinahe gelungen, glaube ich.«

»Ja, eine Mehrheit von hundertfünfundzwanzig, so ungefähr.

Fahren Sie ihn zu diesen Versammlungen, oder fährt er selbst?«

»Gewöhnlich fährt er selbst. Er fährt gern. Er hat einen Bentley.«

»Der läßt sich nichts abgehen. Fährt Mrs. Carpenter auch?«

»Ja. Und wenn Sie mich fragen, fährt sie viel zu schnell.«

»Tun die Frauen gewöhnlich. War sie gestern abend auch in der Versammlung? Oder interessiert sie sich nicht für Politik?«

Der hochherrschaftliche Diener grinste.

»Tut jedenfalls so, als ob. Aber gestern abend hat sie's nicht ausgehalten. Hatte Kopfweg oder so was und ist mitten in einer Rede weggegangen.«

»Ach!« Der Elektriker schaute in den Sicherungskasten. »So, das hätten wir.« Er stellte noch ein paar gleichgültige Fragen, nahm sein Werkzeug zusammen und ging weg. Er ging die Auffahrt schnell hinunter, aber hinter dem Gartentor blieb er stehen und machte eine Eintragung in sein Notizbuch.

»C. fuhr gestern abend allein nach Hause. Kam 10 Uhr 30 an (ungefähr). Hätte zu angegebener Zeit Bahnhof Kilchester sein können. Mrs. C. verließ Versammlung früher. Kam erst 10 Minuten vor C. nach Hause. Soll mit Zug gefahren sein.« Es war die zweite Eintragung im Buch des Elektrikers. Die erste lautete:

»Dr. R. gestern abend zu Krankenbesuch gerufen worden.

Richtung Kilchester. Hätte zu angegebener Zeit Hauptbahnhof Kilchester sein können. Mrs. R.

ganzen Abend allein zu Hause (?). Nachdem Kaffee hineingetragen, hat Mrs. Scott, Haushälterin, sie nicht mehr gesehen. Hat eigenen Kleinwagen.«

In Laburnums war die Zusammenarbeit in vollem Gange.

Robin Upward sagte ernst:

»Sie sehen doch, nicht wahr, welche gute Idee das ist? Und wenn wir wirklich zeigen können, daß zwischen dem Burschen und dem Mädels eine sexuelle Abneigung besteht, dann bekommt das Ganze viel mehr Schwung.«

Traurig fuhr sich Mrs. Oliver mit der Hand durch ihr windverwehtes Haar.

»Sie sehen doch, was ich meine, nicht wahr, Ariadne, Liebling?«

»Ach, ich verstehe schon, was Sie meinen«, sagte Mrs. Oliver düster.

»Aber die Hauptsache ist, daß Sie wirklich glücklich darüber sind.«

Nur wer fest entschlossen war, sich selbst zu belügen, konnte glauben, daß Mrs. Oliver glücklich aussah. Robin fuhr vergnügt fort:

»Also, sehen Sie, da haben wir diesen wundervollen jungen Mann, der mit dem Fallschirm abgesprungen ist ...«

Mrs. Oliver unterbrach ihn: »Er ist Sechzig.«

»Aber nein!«

»Doch.«

»Ich sehe ihn nicht so. Fünfunddreißig – keinen Tag älter.«

»Aber ich habe seit dreißig Jahren Bücher über ihn geschrieben, und im ersten war er mindestens Fünfunddreißig.«

»Aber Liebling, wenn er sechzig Jahre alt ist, kann doch keine Spannung zwischen ihm und dem Mädels bestehen – wie heißt sie noch? – Ingrid. Ich meine, dann wäre er doch bloß ein lüsterner alter Mann.«

»Ganz gewiß.«

»Sie sehen also, er muß einfach Fünfunddreißig sein«, sagte Robin triumphierend.

»Dann kann er nicht Sven Hjerson sein. Machen Sie einfach einen jungen Norweger daraus, der in der Widerstandsbewegung ist.«

»Aber liebste Ariadne, das Wichtigste an dem ganzen Stück ist doch Sven Hjerson. Sie haben ein ungeheures Publikum, das Sven Hjerson liebt und haufenweise kommen wird, um Sven Hjerson zu sehen. Er ist ein Massenmagnet, Liebling.«

»Aber Leute, die meine Bücher lesen, wissen doch, wie er ist.

Sie können doch nicht einen ganz neuen jungen Mann aus der norwegischen Widerstandsbewegung erfinden und ihn einfach Sven Hjerson nennen.«

»Liebste Ariadne, das habe ich Ihnen doch schon alles erklärt.

Es ist kein Buch, Liebling, es ist ein Theaterstück. Und wir müssen einige Effekte hineinbringen. Und wenn wir diese Spannung haben, die Feindschaft zwischen Sven Hjerson und dieser – wie heißt sie doch? – dieser Karin – wissen Sie, ganz gegeneinander gestellt und von einander doch schrecklich angezogen ...«

»Sven Hjerson hat sich nie um Frauen gekümmert«, sagte Mrs. Oliver kühl.

»Aber Sie können doch keinen Puppenjungen daraus machen, Liebste. Nicht für diese Art von Theaterstück. Ich meine, es gibt hier doch keine grünen Lorbeerbäume und solches Zeug. Hier gibt's Aufregung und Morde und saubere Unterhaltung in frischer Luft.« Die Erwähnung der frischen Luft hatte ihre Wirkung.

»Ich glaube, ich gehe spazieren«, sagte Mrs. Oliver plötzlich.

»Ich brauche Luft. Ich brauche sie ganz furchtbar nötig.«

»Soll ich mit Ihnen gehen?« fragte Robin zärtlich. »Nein, ich gehe lieber allein.«

»Wie Sie wollen, Liebling. Vielleicht haben Sie recht. Ich werde lieber gehen und Madre einen Egnogg machen. Die arme Liebe fühlt sich ein wenig vernachlässigt. Sie hat es nämlich sehr gern, wenn man sich um sie kümmert, wissen Sie.

Und Sie werden über die Szene im Keller nachdenken, nicht wahr? Das Ganze wird ganz wundervoll werden. Es wird der unglaublichste Erfolg werden. Ich weiß das.« Mrs. Oliver seufzte.

»Aber die Hauptsache«, fuhr Robin fort, »ist, daß Sie damit zufrieden sind.« Mrs. Oliver seufzte.

Mrs. Oliver sah ihn kalt an, warf um ihre üppigen Schultern einen Umhang und ging nach Broadhinny. Sie würde ihre Sorgen vergessen, beschloß sie, indem sie ihren Geist auf die Lösung wirklicher Verbrechen lenkte. Hercule Poirot brauchte Hilfe. Sie würde sich die Einwohner von Broadhinny ansehen, ihre unfehlbare weibliche Eingebung arbeiten lassen und Poirot sagen, wer der Mörder war. Dann würde er nur noch die nötigen Beweise herbeischaffen müssen. Mrs. Oliver begann ihre Aufgabe damit, daß sie den Hügel hinab nach dem Postamt ging und zwei Pfund Äpfel kaufte. Während des Einkaufs begann sie eine freundschaftliche Unterhaltung mit Mrs. Sweetiman.

Nachdem sie erklärt hatte, daß das Wetter für diese Jahreszeit recht warm war, bemerkte Mrs. Oliver, daß sie bei Mrs. Upward in Laburnums wohne.

»Ja, ich weiß. Sie sind wohl die Dame aus London, die diese Mordbücher schreibt? Ich habe gerade drei davon in der Taschenbuchausgabe hier. Die sind sehr beliebt. Sie werden's nicht glauben. Ich habe nie selbst eines gelesen, weil ich wirklich keine Zeit für Bücher habe.«

»Sie hatten doch selbst einen Mord hier, nicht wahr?« sagte Mrs. Oliver.

»Ja, im vorigen November. Beinahe meine Nachbarin, könnte man sagen.«

»Ich hörte, daß ein Detektiv hier ist, der den Fall untersucht.«

»Ach, Sie meinen den kleinen ausländischen Herrn, der in Long Meadows wohnt? Erst gestern war er hier und ...« Mrs. Sweetiman verstummte, weil eine neue Kundschaft kam, um Briefmarken zu kaufen. Sie hastete auf die andere Seite hinüber.

»Guten Morgen, Miss Henderson. Heute ist's warm für diese Jahreszeit.«

»Ja, wirklich.«

Mrs. Oliver sah das Mädchen genau an. Es führte einen Sealyhamterrier an der Leine.

»Das bedeutet, daß die Obstblüte später erfrieren wird«, sagte Mrs. Sweetiman mit düsterer Freude.

»Wie geht es Mrs. Wetherby?«

»Ganz gut, danke. Sie ist nicht viel ausgegangen.« Als das Mädchen wegging, sagte Mrs. Oliver:

»Mrs. Wetherby ist leidend, nicht wahr?«

»Wie man's nimmt«, sagte Mrs. Sweetiman säuerlich. »Es gibt auch ein paar Leute, die keine Zeit haben, sich hinzulegen.«

»Da haben Sie wahrhaftig recht«, sagte Mrs. Oliver. »Ich sagte auch Mrs. Upward, wenn sie sich nur mehr bemühte, ihre Beine zu gebrauchen, wäre es besser für sie.« Mrs. Sweetiman schmunzelte vergnügt.

»Sie kann schon umhergehen, wenn sie nur will – zumindest habe ich das gehört.«

»Ach, wirklich?«

Mrs. Oliver dachte nach, aus welcher Quelle diese Nachricht stammen könnte. »Janet?« fragte sie auf gut Glück.

»Janet Groom brummt ein bißchen«, sagte Mrs. Sweetiman, »und das ist ja kaum erstaunlich, nicht wahr? Miss Groom ist nicht mehr so jung und hat gräßlichen Rheumatismus, wenn der Wind aus Osten weht. Na ja, ich möchte den Gebrauch meiner Beine nicht verlieren, ich nicht. Aber wenn heutzutage einer eine Frostbeule hat, rennt er zum Arzt, damit er auch seines Geldes Wert aus der Nationalen Gesundheitspflege bekommt.

Ich finde diese ganze Gesundheitsgeschichte reichlich übertrieben. Hat einem nie gut getan, darüber nachzudenken, wie schlecht es einem geht.«

»Ich glaube, Sie haben recht«, sagte Mrs. Oliver.

Sie nahm ihre Äpfel und ging Deirdre Henderson nach. Das war nicht schwierig, denn der Sealyham war alt und fett. Hunde, meinte Mrs. Oliver, sind immer ein gutes Anknüpfungsmittel.

»Wie süß er ist!« rief sie. Das Mädchen schien erfreut.

»Er ist wirklich recht hübsch«, sagte es. »Nicht wahr, Ben, das bist du?«

Ben blickte auf und wackelte ein bißchen mit seinem wurstartigen Körper.

»Rauft er?« fragte Mrs. Oliver. »Das tun Sealyhams oft.«

»Ja, er ist ein schrecklicher Raufbold. Darum halte ich ihn an der Leine.«

»Das dachte ich mir.« Beide Frauen sahen den Sealyham an.

Dann sagte Deirdre Henderson leicht errötend: »Sie sind ... Sie sind Ariadne Oliver, nicht wahr?«

»Ja. Ich wohne bei den Upwards.«

»Ich weiß. Robin sagte mir, daß Sie kommen würden. Ich muß Ihnen sagen, wie gern ich Ihre Bücher habe.« Mrs. Oliver lief wie gewöhnlich vor Verlegenheit purpurn an. »Oh«, sagte sie leise und unglücklich. »Ich freue mich«, fügte sie düster hinzu.

»Ich habe nicht so viele davon gelesen, wie ich es gern möchte, weil Mutter Kriminalromane nicht mag. Sie ist schrecklich empfindlich, und sie lassen sie nachts nicht schlafen.

Aber ich liebe sie.«

»Sie haben hier doch ein wirkliches Verbrechen gehabt, nicht wahr?« sagte Mrs. Oliver. »Welches Haus war es? Eins von diesen kleinen Häuschen?«

»Das dort drüben.«

Deirdre Henderson sprach fast mit erstickter Stimme. Mrs. Oliver richtete ihren Blick auf Mrs. McGintys ehemalige Behausung. »Sieht gar nicht aus wie ein Haus, in dem ein Mord begangen wurde, nicht wahr?«

»Nein, gar nicht.«

»Eine alte Putzfrau, nicht wahr? Und jemand hat sie beraubt?«

»Ihr Untermieter. Sie hatte ein bißchen Geld – unter dem Fußboden.«

»Ach so.«

Deirdre Henderson sagte plötzlich:

»Aber vielleicht war er es doch nicht. Hier ist ein komischer kleiner Mann – ein Ausländer. Er heißt Hercule Poirot ...«

»Hercule Poirot? O ja, ich kenne ihn sehr gut.«

»Ist er wirklich ein Detektiv?«

»Meine Liebe, er ist schrecklich berühmt. Und schrecklich gescheit.«

»Dann wird er vielleicht herausfinden, daß er es doch nicht getan hat.«

»Wer?«

»Der – der Zimmerherr. James Bentley. Ach, ich hoffe so sehr, daß er freikommt.«

»Wirklich? Warum?«

»Weil ich nicht will, daß er es war. Ich habe das nie gewollt.«

Mrs. Oliver sah sie neugierig an, durch die Leidenschaft in ihrer Stimme verblüfft. »Kannten Sie ihn?«

»Nein«, sagte Deirdre langsam. »Richtig gekannt habe ich ihn nicht. Aber einmal ist Ben mit einer Pfote in eine Falle geraten, und er hat mir geholfen, ihn freizumachen. Und wir haben ein bißchen geplaudert ...«

»Wie war er?«

»Er war furchtbar einsam. Seine Mutter war eben erst gestorben. Er hat seine Mutter schrecklich geliebt.«

»Und Sie lieben Ihre sehr?« sagte Mrs. Oliver schnell. »Ja.

Darum habe ich es verstanden. Verstanden, was er empfand, meine ich. Mutter und ich – wir haben nur einander, wissen Sie.«

»Ich dachte, Robin hätte mir gesagt, daß Sie einen Stiefvater haben.«

Deirdre sagte verbittert: »O ja, ich habe einen richtigen Stiefvater.«

Mrs. Oliver meinte unbetont: »Ist nicht dasselbe wie ein richtiger Vater, nicht wahr? Erinnern Sie sich an Ihren Vater?«

»Nein, er starb, bevor ich auf die Welt kam. Mutter hat Mr. Wetherby geheiratet, als ich vier Jahre alt war. Ich ... ich habe ihn immer gehaßt. Und Mutter ...« Sie machte eine Pause, ehe sie fortfuhr: »Mutter hat ein sehr trauriges Leben gehabt. Man hatte für sie weder Mitgefühl noch Verständnis. Mein Stiefvater ist ein ganz gefühlloser Mann, hart und kalt.«

Mrs. Oliver nickte und sagte leise:

»Dieser James Bentley sieht gar nicht wie ein Verbrecher aus.«

»Ich habe nie geglaubt, daß die Polizei gerade ihn verhaften würde. Ich bin sicher, es muß ein Landstreicher gewesen sein.

Manchmal sind hier in der Gegend scheußliche Landstreicher.

Es war sicher einen von denen.«

Mrs. Oliver sagte tröstend:

»Vielleicht wird Hercule Poirot die Wahrheit finden.«

»Ja, vielleicht -«

Sie wandte sich plötzlich ab und ging die Auffahrt von Hunters Close hinauf.

Mrs. Oliver sah ihr ein paar Augenblicke lang nach, dann nahm sie ein kleines Notizbuch aus der Handtasche. Sie schrieb hinein: »Nicht Deirdre Henderson.« Sie unterstrich das »Nicht« so stark, daß ihr Bleistift abbrach.

Auf halber Höhe des Hügels begegnete sie Robin Upward, der mit einer hübschen, platinblonden Frau herunterkam. Robin stellte vor.

»Das ist die wundervolle Ariadne Oliver, Eve«, sagte er.

»Meine Liebe, ich weiß wirklich nicht, wie sie es macht. Sieht so gutmütig aus, nicht wahr? Gar nicht, als ob sie sich in Verbrechen wälzte. Das ist Eve Carpenter. Ihr Mann wird unser nächster Abgeordneter. Der jetzige, Sir George Cartwright, ist schon ganz vertrottelt, der arme Alte. Springt hinter Türen hervor auf junge Mädchen los.«

»Robin, du darfst nicht so schreckliche Lügen erfinden. Du wirst die Partei in Verruf bringen.«

»Na, und was soll mich das kümmern? Es ist nicht meine Partei. Ich bin ein Liberaler. Das ist die einzige Partei, zu der man heute gehören kann. Wirklich klein und exklusiv und ohne Aussicht, eine Rolle zu spielen. Ich liebe aussichtslose Sachen.«

Er wandte sich an Mrs. Oliver:

»Eve möchte, daß wir heute abend auf ein paar Cocktails zu ihr kommen. Sozusagen eine Gesellschaft für Sie, Ariadne. Sie wissen ja, den Löwen kennenlernen. Wir sind alle furchtbar, furchtbar aufgeregt, daß Sie hier sind. Können Sie nicht den Schauplatz Ihres nächsten Mordes nach Broadhinny verlegen?«

»Ach, tun Sie das, Mrs. Oliver«, sagte Eve Carpenter.

»Sie können Sven Hjerson leicht herbringen«, sagte Robin.

»Er kann wie Hercule Poirot sein und in der Pension der Summerhayes wohnen. Wir gehen eben hin, weil ich Eve sagte, daß Hercule in seinem Beruf genau so berühmt ist wie Sie in Ihrem, und sie

sagte, sie wäre gestern recht grob zu ihm gewesen. So lädt sie ihn auch ein. Aber ernsthaft, Liebe, lassen Sie Ihren nächsten Mord in Broadhinny geschehen. Das wäre so aufregend für uns alle.«

»Ach, bitte, tun Sie's, Mrs. Oliver. Das wäre lustig«, sagte Eve Carpenter.

»Wer soll der Mörder sein und wer das Opfer?« fragte Robin.

»Wen haben Sie jetzt als Putzfrau?« fragte Mrs. Oliver. »Ach, meine Liebe, nicht so einen Mord. So langweilig. Nein, ich glaube, Eve hier würde ein recht nettes Opfer sein. Vielleicht mit einem ihrer eigenen Nylonstrümpfe erwürgt. Nein, das ist schon dagewesen.«

»Ich glaube, es wäre besser, dich zu ermorden. Robin«, sagte Eve. »Der aufstrebende Bühnenautor, in seinem Landhaus erstochen.«

»Wir haben uns noch nicht auf einen Mörder geeinigt«, sagte Robin. »Wie war's mit meiner Mama? Sie benützt ihren Rollstuhl, so daß man keine Fußspuren findet. Ich meine, das wäre wunderschön.«

»Sie würde dich aber nicht erstechen wollen, Robin.« Robin dachte nach.

»Nein, vielleicht nicht. Allerdings habe ich gemeint, daß sie dich erwürgen sollte. Das würde ihr nicht halb so viel ausmachen.«

»Ich möchte aber, daß du das Opfer bist. Und die Person, die dich tötet, kann Deirdre Henderson sein. Das unterdrückte häßliche Mädchen, das keiner beachtet.«

»Da haben Sie's, Ariadne«, sagte Robin. »Der ganze Stoff für Ihren nächsten Roman wird Ihnen hier geliefert. Sie brauchen bloß noch ein paar falsche Spuren hineinzuarbeiten und natürlich – das Buch zu schreiben. Ach du meine Güte, was für gräßliche Hunde Maureen hat.«

Sie waren durch das Gartentor von Long Meadows gegangen, und zwei irische Wolfshunde sausten bellend auf sie zu.

Maureen Summerhayes kam mit einem Eimer in der Hand in den Hof heraus.

»Hallo. Ich säubere gerade den Stall unseres Schweinchens.«

»Das wissen wir, Liebling«, sagte Robin. »Wir können Sie bis hierher riechen. Wie geht's Schweinchen denn?«

»Gestern haben wir uns seinetwegen schrecklich geängstigt.«

Es lag und wollte sein Frühstück nicht. Johnnie und ich haben im Schweinebuch über alle Krankheiten nachgelesen und konnten nicht schlafen, so sehr haben wir uns um Schweinchen gesorgt. Aber heute früh ging es ihm schrecklich gut, und es war vergnügt, und als Johnnie ihm sein Fressen brachte, ist es geradezu auf ihn losgestürzt. Hat ihn glatt umgeworfen. Johnnie mußte gleich baden.«

»Welch aufregendes Leben Sie und Johnnie führen«, sagte Robin.

Eve sagte: »Wollen Sie und Johnnie heute abend zu Cocktails zu uns kommen, Maureen?«

»Sehr gern.«

»Um Mrs. Oliver kennenzulernen«, sagte Robin. »Aber Sie können sie in Wirklichkeit gleich jetzt kennenlernen. Das ist sie.«

»Wirklich?« sagte Maureen. »Wie aufregend! Sie und Robin schreiben zusammen ein Theaterstück, nicht wahr?«

»Es macht glänzende Fortschritte«, sagte Robin. »Übrigens, Ariadne, mir ist heute früh, als Sie weg waren, etwas Gutes eingefallen. Wegen der Besetzung.«

»Ach, wegen der Besetzung«, sagte Mrs. Oliver erleichtert.

»Ich kenne genau den richtigen Mann für die Rolle des Eric.

Cecil Leech ... Spielt jetzt im Kleinen Theater in Cullenquay.

Wir müssen einen Abend hinüberfahren und uns die Vorstellung ansehen.«

»Wir möchten Ihren Mieter sehen«, sagte Eve zu Maureen.

»Ist er hier? Ich möchte ihn auch für heute abend einladen.«

»Wir bringen ihn mit«, sagte Maureen.

»Ich glaube, ich muß ihn selbst einladen. Ich war gestern ein bißchen grob zu ihm.«

»Oh! Nun, er muß hier irgendwo sein«, sagte Maureen unbestimmt. »Im Garten, glaube ich.«

---

## 13

Gegen Ende der Gesellschaft bei den Carpenters kam Mrs. Oliver mit dem Glas in der Hand auf Hercule Poirot zu. Bis zu diesem Augenblick war jedes von ihnen der Mittelpunkt eines Kreises von Bewunderern gewesen. Nun, da man schon ziemlich viel Gin getrunken hatte und die Gesellschaft gut im Schwunge war, neigten alte Freunde dazu, sich zueinander zu gesellen und Lokalklatsch auszutauschen, und die beiden Außenstehenden konnten endlich miteinander sprechen.

»Kommen Sie auf die Terrasse«, flüsterte Mrs. Oliver wie eine Verschwörerin.

Gleichzeitig drückte sie ihm einen kleinen Zettel in die Hand.

Gemeinsam traten sie ins Freie und gingen ans Ende der Terrasse. Poirot entfaltete den Zettel. »Dr. Rendell«, las er.

Er sah Mrs. Oliver fragend an. Mrs. Oliver nickte energisch, wobei ihr eine dicke Strähne ihres grauen Haares ins Gesicht fiel.

»Er ist der Mörder«, sagte Mrs. Oliver. »Glauben Sie?

Warum?«

»Ich weiß es einfach«, sagte Mrs. Oliver. »Er ist der Typ.

Herzlich und freundlich und so weiter.«

»Vielleicht.«

Es klang nicht sehr überzeugt. »Aber was war Ihrer Meinung nach sein Motiv?«

»Vergehen gegen die Standesordnung«, sagte Mrs. Oliver.

»Und Mrs. McGinty wußte das. Aber was immer der Grund war, Sie können sich darauf verlassen, daß er es war. Ich habe mir alle die anderen angesehen. Er ist es.« Poirot bemerkte ganz unbetont:

»Gestern hat jemand im Bahnhof Kilchester versucht, mich unter den Zug zu stoßen.«

»Lieber Himmel! Um Sie zu töten, meinen Sie?«

»Ich hege keinen Zweifel daran, daß das die Absicht war.«

»Und Dr. Rendell war zu einem Krankenbesuch ausgefahren.

Das weiß ich.«

»Ja, ich habe gehört, daß Dr. Rendell wirklich ausgefahren war.«

»Dann ist's ja klar«, sagte Mrs. Oliver zufrieden.

»Nicht ganz«, sagte Poirot. »Mr. und Mrs. Carpenter waren gestern auch in Kilchester und sind getrennt nach Hause gekommen. Mrs. Rendell ist vielleicht den ganzen Abend zu Hause gesessen und hat Radio gehört. Aber vielleicht auch nicht. Das kann niemand sagen. Miss Henderson geht oft nach Kilchester ins Kino.«

»Aber nicht gestern abend. Sie war zu Hause. Das hat sie mir erzählt.«

»Man kann nicht alles glauben, was einem erzählt wird«, sagte Poirot vorwurfsvoll. »Familien halten zusammen. Und das ausländische Mädchen Frieda war gestern im Kino, so kann sie uns nicht sagen, wer in Hunters Close war. Sie sehen, es ist nicht so einfach, Personen auszuschalten.«

»Für unsere Gesellschaft kann ich wahrscheinlich bürgen«, sagte Mrs. Oliver. »Wann sagen Sie, ist das geschehen?«

»Genau um neun Uhr fünfunddreißig.«

»Dann kommt Laburnums auf keinen Fall in Frage. Von acht bis halb elf haben Robin, seine Mutter

und ich Pokerpatience gespielt.«

»Ich dachte, Sie und er hätten sich nach unten zur Zusammenarbeit zurückgezogen.«

»So daß wir Mama auf ein Motorrad springen ließen, das sie hinter den Stauden versteckt hatte?«  
Mrs. Oliver lachte. »Nein, Mama war unter unseren Augen.« Maureen Summerhayes kam auf sie zu.

Ihr sommersprossiges Gesicht sah ganz verklärt aus. Sie hielt ein Glas in der Hand. Sie lächelte beide liebevoll an. »Ich glaube, ich habe einen kleinen Schwips«, sagte sie. »So viel guter Gin, Ich habe Gesellschaften so gern. Wir haben nicht oft welche in Broadhinny. Das ist heute, weil Sie beide so berühmt sind. Ich wollte, ich könnte auch Bücher schreiben. Mein Fehler ist, daß ich gar nichts ordentlich kann.«

»Sie sind eine gute Frau und Mutter, Madame«, sagte Poirot.

Maureens Augen öffneten sich weit. Schöne nußbraune Augen in einem kleinen sommersprossigen Gesicht. Mrs. Oliver fragte sich, wie alt sie sein mochte. Nicht mehr als Dreißig, riet sie.

»Bin ich das?« sagte Maureen. »Ich weiß nicht. Ich liebe sie alle schrecklich, aber ist das genug?«  
Poirot hustete.

»Ich hoffe, Sie halten mich nicht für vermessen, Madame.

Eine Frau, die ihren Mann wahrhaft liebt, sollte sich sehr um seinen Bauch kümmern. Der Bauch ist wichtig.« Maureen sah leicht beleidigt aus.

»Johnnie hat einen wundervollen Bauch«, sagte sie empört.

»Ganz flach. Hat praktisch überhaupt keinen Bauch.«

»Ich sprach von dem, was man hineintut.«

»Sie meinen meine Küche«, sagte Maureen. »Ich habe nie geglaubt, daß Essen sehr wichtig ist.«  
Poirot stöhnte.

»Oder die Kleidung«, sagte Maureen verträumt. »Oder der Beruf. Ich glaube nicht, daß Dinge wichtig sind. Nicht wirklich wichtig.«

Einen Augenblick lang schwieg sie. Ihre Augen waren vom Alkohol ein wenig verschleiert. Sie sah aus, als blickte sie in eine weite Ferne.

»Neulich hat eine Frau an die Zeitung geschrieben«, sagte sie unvermittelt. »Einen wirklich dummen Brief. Fragte, was das beste wäre – sein Kind von jemandem adoptieren zu lassen, der ihm jeden Vorteil bieten könnte – und sie meinte eine gute Erziehung und Kleidung und ein behagliches Milieu – oder ob man das Kind behalten sollte, wenn man ihm gar keine Vorteile bieten konnte. Ich meine, das ist dumm – wirklich dumm. Wenn man einem Kinde nur genug zu essen geben kann, das ist alles, worauf es ankommt.«

Sie blickte in ihr leeres Glas, als wäre es eine Kristallkugel.

»Ich muß das wissen«, sagte sie. »Ich war ein adoptiertes Kind.

Meine Mutter hat mich weggegeben, und ich hatte jeden Vorteil, wie man es nennt. Aber es tut immer weh, immer ... immer ... zu wissen, daß man nicht wirklich erwünscht war, daß die Mutter einen weggehen lassen konnte.«

»Vielleicht war es ein Opfer zu Ihren Gunsten«, sagte Poirot.

Ihre hellen Augen begegneten seinen.

»Ich glaube nicht, daß das jemals wahr ist. So nennt man es nur vor sich selbst. Aber wesentlich ist doch, daß man ohne einen auskommen kann ... Und das tut weh. Ich würde meine Kinder nicht hergeben, nicht für alle Vorteile der Welt.«

»Ich glaube, da haben Sie recht«, sagte Mrs. Oliver. »Ich bin auch Ihrer Meinung«, sagte Poirot.

»Dann ist das ja in Ordnung«, sagte Maureen fröhlich. »Worüber streiten wir dann?«

Robin, der zu ihnen auf die Terrasse getreten war, fragte: »Ja, worüber streiten Sie?«

»Adoption«, sagte Maureen. »Ich bin nicht gern adoptiert.

Und Sie?«

»Nun, es ist viel besser, als eine Waise zu sein, meinen Sie nicht auch, Liebling? Ich meine, wir sollten jetzt gehen, nicht wahr, Ariadne?«

Die Gäste gingen alle gleichzeitig. Dr. Rendell hatte schon eher gehen müssen. Sie gingen gemeinsam den Hügel hinab und plauderten vergnügt.

Als sie ans Tor von Laburnums kamen, bestand Robin darauf, daß alle noch hineingingen.

»Nur, um Madre von der Gesellschaft zu erzählen. So langweilig für die arme Liebe, daß sie nicht kommen konnte, weil ihr Bein ihr wieder Geschichten machte. Aber sie kann es nicht leiden, wenn sie gar nichts von der Sache hat.« Vergnügt eilten sie hinein, und Mrs. Upward schien sich zu freuen, sie zu sehen.

»Wer war noch dort?« fragte sie. »Die Wetherbys?«

»Nein, Mrs. Wetherby fühlte sich nicht wohl genug, und das trübselige Hendersonmädel wollte nicht ohne sie kommen.«

»Sie ist wirklich ein armer Kerl, nicht wahr?« sagte Shelagh Rendell.

»Ich halte sie beinahe für pathologisch. Sie nicht?« meinte Robin.

»Das ist ihre Mutter«, sagte Maureen. »Manche Mütter fressen ihre Jungen beinahe auf.«

Sie errötete plötzlich, als sie Mrs. Upwards spöttischem Blick begegnete.

»Fresse ich dich auf, Robin?« fragte Mrs. Upward. »Madre!

Natürlich nicht!«

Um ihre Verwirrung zu verdecken, stürzte Maureen sich in eine Erzählung von ihren Erfahrungen in der Zucht irischer Wolfshunde. Das Gespräch wurde fachmännisch. Mrs. Upward sagte entschieden:

»Von der Erbmasse kommt man nicht weg – bei Menschen so wenig wie bei Hunden.« Shelagh Rendell sagte leise:

»Glauben Sie nicht, daß die Umgebung etwas zu sagen hat?«

Mrs. Upward war nicht einverstanden.

»Nein, meine Liebe. Das glaube ich nicht. Die Umgebung kann einem einen Firnis geben – mehr nicht. Was wirklich zählt, ist, was den Leuten angeboren ist.«

Hercule Poirots Augen ruhten neugierig auf dem erröteten Gesicht Shelagh Rendells. Sie sagte mit scheinbar unnötiger Leidenschaft:

»Aber das ist grausam ... ungerecht.« Mrs. Upward sagte:

»Das Leben ist ungerecht.« Johnnie Summerhayes mischte sich ein:

»Ich bin der gleichen Meinung wie Mrs. Upward. Nur die Abstammung zählt. Daran habe ich immer geglaubt.« Mrs. Oliver sagte in fragendem Ton: »Sie meinen, daß Dinge weitergegeben werden? Bis ins dritte und vierte Geschlecht ...«

Wieder einmal schienen alle ein wenig verlegen, vielleicht wegen des Ernstes, der plötzlich ins Gespräch gekommen war.

Sie lenkten ab, indem sie Poirot angriffen. »Erzählen Sie uns alles von Mrs. McGinty, Monsieur Poirot. Warum hat der armselige Zimmerherr sie nicht getötet?«

»Er murmelte gewöhnlich was vor sich hin, wissen Sie«, sagte Robin. »Lief auf Seitenwegen spazieren. Ich bin ihm oft begegnet. Und er sah wirklich äußerst seltsam aus.«

»Sie müssen doch einen Grund haben, aus dem Sie annehmen, daß er sie nicht getötet hat, Monsieur Poirot. Erzählen Sie uns doch etwas.«

Poirot lächelte sie an. Er zwirbelte seinen Schnurrbart. »Wenn er sie nicht getötet hat, wer hat's dann getan?«

»Ja, wer?«

Mrs. Upward sagte trocken:

»Bringen Sie den Mann nicht in Verlegenheit. Vermutlich verdächtigt er einen von uns.«

»Einen von uns? Huhu!«

In dem Lärm begegneten Poirots Augen denen von Mrs. Upward. Sie waren belustigt ... und noch etwas anderes.

Herausfordernd?

»Er verdächtigt einen von uns«, sagte Robin begeistert. »Also Maureen«, er tat, als wäre er ein grober Staatsanwalt. »Wo waren Sie am Abend des ... Welcher Abend war es doch?«

»Am zweiundzwanzigsten November«, sagte Poirot. »Am Abend des zweiundzwanzigsten November?«

»Lieber Himmel, das weiß ich nicht«, sagte Maureen.

»Nach all dieser Zeit kann das niemand mehr wissen«, sagte Mrs. Rendell.

»Nun, ich kann's«, sagte Robin. »Weil ich an dem Abend im Radio gesprochen habe. Ich fuhr nach Coalport, um über 'Einige Probleme des Theaters' zu sprechen. Ich erinnere mich, weil ich Galsworthys Putzfrau in der 'Silver Box' sehr ausführlich besprach, und am nächsten Tag war Mrs. McGinty tot, und ich fragte mich, ob die Putzfrau in dem Stück so war wie sie.«

»Das stimmt«, sagte Shelagh Rendell plötzlich. »Und ich erinnere mich jetzt, weil Sie sagten, Ihre Mutter würde ganz allein sein, weil es Janets freier Abend war, und weil ich nach dem Essen herkam, um ihr Gesellschaft zu leisten. Nur traf ich sie dann leider nicht.«

»Lassen Sie mich nachdenken«, sagte Mrs. Upward. »O ja, natürlich. Ich war mit Kopfweh zu Bett gegangen, und mein Schlafzimmer liegt auf der Rückseite des Hauses.«

»Und am nächsten Tag«, sagte Shelagh, »als ich hörte, daß man Mrs. McGinty getötet hatte, dachte ich: Huhu! Ich hätte ja dem Mörder im Dunkeln begegnen können. Denn zuerst haben wir alle gedacht, daß ein Landstreicher einen Einbruch verübt hat.«

»Nun, ich erinnere mich immer noch nicht, was ich gemacht habe«, sagte Maureen. »Aber ich erinnere mich an den nächsten Morgen. Der Bäcker hat's uns erzählt. 'Die alte Mrs. McGinty ist erschlagen worden!' sagte er. Und da stand ich und hatte mich gefragt, warum sie nicht wie gewöhnlich gekommen war.«

Mrs. Upward beobachtete immer noch Poirot. Er dachte: Sie ist eine sehr intelligente Frau – und ganz unbarmherzig. Auch egoistisch. Was immer sie täte, sie würde weder Gewissensbisse noch Bedauern kennen ... Eine dünne Stimme verlangte dringlich zu wissen: »Haben Sie denn gar keine Anhaltspunkte, Monsieur Poirot?« Es war Shelagh Rendell.

Johnnie Summerhayes' langes, dunkles Gesicht leuchtete begeistert auf:

»Das ist's, Anhaltspunkte«, sagte er. »Das habe ich in Kriminalromanen so gern. Anhaltspunkte, die für den Detektiv alles bedeuten und nichts für einen selbst, bis zum Schluß, wo man sich am liebsten einen Tritt geben möchte. Können Sie uns nicht einen kleinen Anhaltspunkt verraten, Monsieur Poirot?«

Lachende, bittende Gesichter wandten sich ihm zu. Es war ein Spiel für sie alle (aber vielleicht für einen davon nicht?). Aber Mord war kein Spiel – Mord war gefährlich. Man konnte nie wissen.

Mit einer plötzlichen, unerwarteten Bewegung zog Poirot vier Fotografien aus seiner Tasche.

»Sie wollen einen Anhaltspunkt?« fragte er. »*Voilà*.« Und mit einer dramatischen Gebärde warf er die Bilder auf den Tisch.

Sie drängten sich darum, beugten sich vor, stießen Rufe aus.

»Schau!«

»Was für gräßliche Vogelscheuchen!«

»Schaut doch bloß die Rosen an!«

»Meine Liebe, dieser Hut!«

»Welch scheußliches Kind!«

»Aber wer sind sie?«

»Sind die Moden nicht lächerlich?«

»Die Frau muß einmal wirklich recht gut ausgesehen haben.«

»Aber wieso sind das Anhaltspunkte?«

»Wer sind die?«

Poirot blickte langsam über den Kreis von Gesichtern.

»Erkennen Sie keine davon?«

»Erkennen?«

»Sie erinnern sich nicht etwa, eine dieser Fotografien schon früher gesehen zu haben? Ja, Mrs. Upward? Sie erkennen jemand, nicht wahr?« Mrs. Upward zögerte. »Ja ... ich glaube ...«

»Welche?«

Dir Zeigefinger schoß vor und setzte sich fest auf das bebrillte kindliche Gesicht von Lily Gamboll.

»Sie haben diese Fotografie gesehen? Wann?«

»Ganz vor kurzem ... Aber wo ... nein, ich kann mich nicht erinnern. Aber ich bin sicher, daß ich eine solche Fotografie gesehen habe.«

Sie saß stirnrunzelnd da. Ihre Augenbrauen berührten sich fast. Sie erwachte aus ihrem gespannten Denken, als Mrs. Rendell zu ihr trat.

»Auf Wiedersehen, Mrs. Upward. Ich hoffe wirklich, daß Sie einmal zum Tee zur mir kommen, wenn Sie sich wohl genug fühlen.«

»Danke sehr, meine Liebe. Wenn Robin mich den Hügel hinaufschiebt.«

»Natürlich, Madre. Ich habe beim Schieben des Rollstuhls die unglaublichsten Muskeln entwickelt. Erinnerst du dich an den Tag, als wir zu den Wetherbys gingen und es so schlammig war ...?«

»Ah!« sagte Mrs. Upward plötzlich. »Was ist denn, Madre?«

»Nichts. Erzähl weiter.«

»Wie ich dich den Hügel hinaufschob. Erst rutschte der Stuhl, und dann rutschte ich. Ich dachte schon, wir würden nie mehr nach Hause kommen.«

Lachend verabschiedeten sich die Gäste und gingen weg.

Poirot meinte, daß Alkohol gewiß die Zungen löste. War er vernünftig oder verrückt gewesen, diese Fotografien zu zeigen?

War diese Geste auch eine Folge des Alkohols gewesen?

Er war nicht sicher.

Er entschloß sich plötzlich, nochmals zurückzugehen. Er öffnete die Gartentür und ging auf das Haus zu. Durch das offene Fenster zu seiner Linken hörte er undeutlich zwei Stimmen. Es waren die Stimmen von Robin und Mrs. Oliver.

Sehr wenig die Mrs. Olivers, und recht viel die Robins. Poirot stieß das Haustor auf und ging durch die Tür zu seiner Rechten in das Zimmer, das er wenige Augenblicke zuvor verlassen hatte. Mrs. Upward saß vor dem Feuer. Ihr Gesicht zeigte einen ziemlich grimmigen Ausdruck. Sie war so tief in Gedanken gewesen, daß sein Eintritt sie auffahren ließ. Beim Klang des um Entschuldigung bittenden Hüstelns, mit dem er eintrat, sah sie scharf auf.

»Ach«, sagte sie. »Sie sind es. Sie haben mich erschreckt.«

»Verzeihung, Madame. Dachten Sie, es wäre jemand anderer?«

Wer dachten Sie denn, sollte es sein?« Sie antwortete nicht, sondern fragte nur: »Haben Sie etwas hiergelassen?«

»Ich habe gefürchtet, etwas hiergelassen zu haben – Gefahr.«

»Gefahr?«

»Gefahr für Sie, vielleicht. Weil Sie eine dieser Fotografien erkannt haben.«

»Ich würde nicht geradezu sagen, erkannt. Alle alten Fotografien sehen gleich aus.«

»Hören Sie zu, Madame. Mrs. McGinty hat auch eine dieser Fotografien erkannt, zumindest glaube ich das. Und Mrs. McGinty ist tot.«

Mit einem plötzlichen Aufleuchten von Humor in ihren Augen sagte Mrs. Upward:

»Mrs. McGinty ist tot. Wie starb sie? Sprich! Hält ihren Kopf hin, genau wie ich! Meinen Sie das?«

»Ja. Wenn Sie etwas wissen – irgend etwas, sagen Sie es mir jetzt. Es wird so sicherer sein.«

»Mein Lieber, das ist nicht annähernd so einfach. Ich bin gar nicht sicher, daß ich etwas weiß – bestimmt nichts so Sicheres wie eine Tatsache. Undeutliche Erinnerungen sind eine sehr kitzlige Angelegenheit. Man müßte eine Ahnung haben, wie und wo und wann, wenn Sie mir folgen können.«

»Aber mir scheint, daß Sie diese Ahnung schon haben.«

»Das ist es ja nicht allein. Verschiedene Faktoren müssen noch berücksichtigt werden. Es hat keinen Zweck, mich zu drängen, Monsieur Poirot. Ich bin keine Frau, die hastige Entschlüsse faßt. Ich habe meinen eigenen Kopf, und ich nehme mir Zeit, ehe ich mich entschieße. Wenn ich einen Entschluß gefaßt habe, handle ich. Aber erst, wenn ich fertig bin.«

»Sie sind in mancher Hinsicht eine verschlossene Frau, Madame.«

»Vielleicht – bis zu einer gewissen Grenze. Wissen ist Macht.

Macht darf nur für die richtigen Zwecke verwendet werden. Sie werden verzeihen, wenn ich sage, daß Sie sich vielleicht nicht ganz das richtige Bild von unserem englischen Landleben machen.«

»Das heißt also mit anderen Worten: 'Sie sind ein verdammter Ausländer'.« Mrs. Upward lächelte. »So grob möchte ich nicht sein.«

»Wenn Sie nicht mit mir sprechen wollen – da ist noch ein Kommissar Spence.«

»Mein lieber Monsieur Poirot, nicht die Polizei. Nicht in diesem Stadium.«

Er zuckte die Achseln.

»Ich habe Sie gewarnt«, sagte er.

Denn er war gewiß, daß Mrs. Upward sich jetzt schon daran erinnerte, wann und wo sie Lily Gambolls Fotografie gesehen hatte.

---

## 14

»Jetzt«, sagte Hercule Poirot sich am nächsten Morgen, »ist der Frühling gekommen.«

Die Befürchtungen, die er nachts gehegt hatte, schienen ihm seltsam unbegründet.

Mrs. Upward war eine vernünftige Frau, die gut auf sich aufpassen konnte.

Dennoch interessierte sie ihn sehr. Er verstand nicht alle ihre Reaktionen. Es war klar, daß sie nicht wollte, daß er sie verstünde. Sie hatte Lily Gambolls Fotografie erkannt und sich entschlossen, das Spiel allein zu spielen.

Poirot spazierte durch den Garten, als er diesen Überlegungen nachhing. Plötzlich wurde er durch eine Stimme aufgeschreckt.

»Monsieur Poirot.«

Mrs. Rendell war so leise gekommen, daß er sie nicht gehört hatte. Seit gestern fühlte er sich außerordentlich nervös.

»Pardon, Madame. Sie haben mich erschreckt« Mrs. Rendell lächelte mechanisch. Er mochte nervös sein, aber Mrs. Rendell war es noch mehr, meinte er. Ein Augenlid zuckte, und ihre Hände bewegten sich ratlos.

»Ich ... ich hoffe, daß ich Sie nicht störe. Vielleicht haben Sie zu tun.«

»Aber nein, ich habe nichts zu tun. Das Wetter ist schön. Ich freue mich, den Frühling schon zu spüren.« Sie schwiegen. Aus dem Augenwinkel beobachtete Poirot ihre nervösen weißen Hände. Er wartete darauf, daß sie die Initiative ergriffe. Als sie sprach, kam es ganz plötzlich. »Ich vermute«, sagte sie, »daß Sie immer einen Vorwand haben müssen, wenn Sie – wie sagt man doch? – eine Nachforschung durchführen.« Poirot überlegte diese Frage. Obwohl er Mrs. Rendell nicht ansah, bemerkte er deutlich, daß sie ihn erwartungsvoll von der Seite betrachtete.

»Sie haben recht, Madame«, erwiderte er, ohne sich festzulegen. »Es ist praktischer.«

»Um zu erklären, warum Sie da sind und Fragen stellen.«

»Das ist mitunter zweckdienlich.«

»Warum ... warum sind Sie in Wirklichkeit in Broadhinny, Monsieur Poirot?«

Er wandte ihr einen milde überraschten Blick zu. »Aber meine liebe Dame, ich habe es Ihnen gesagt – um Nachforschungen betreffs des Mordes an Mrs. McGinty durchzuführen.«

Mrs. Rendell sagte scharf:

»Ich weiß, daß Sie das sagen. Aber das ist lächerlich.«

»Wirklich?«

»Natürlich ist es das. Niemand glaubt es.«

»Und doch versichere ich Ihnen, es ist einfach eine Tatsache.«

Ihre hellblauen Augen blinzelten und wandten sich ab. »Sie wollen es mir nicht sagen.«

»Ihnen was sagen, Madame?« Sie wechselte plötzlich das Thema. »Ich wollte Sie wegen anonymer Briefe etwas fragen.«

»Ja?« sagte Poirot ermutigend, als sie verstummte. »Die sind immer erlogen, nicht wahr?«

»Sie sind manchmal erlogen«, meinte Poirot vorsichtig.

»Gewöhnlich«, sagte sie beharrlich. »Ich weiß nicht, ob ich so weit gehen würde, das zu sagen.«

Shelagh Rendell sagte heftig:

»Sie enthalten feige, niederträchtige, gemeine Dinge.«

»Nun ja, das gebe ich zu.«

»Sie würden nie einem anonymen Brief glauben, nicht wahr?«

»Das ist eine sehr schwierige Frage«, sagte Poirot ernst. »Ich würde es nicht. Ich würde solche Dinge nicht glauben.« Sie fügte heftig hinzu:

»Ich weiß, warum Sie hier sind. Aber es ist nicht wahr, das sage ich Ihnen, es ist nicht wahr.« Sie wandte sich schnell um und ging weg. Hercule Poirot zog seine Augenbrauen interessiert hoch. »Und was jetzt?« fragte er sich. »Will man mich von der Spur abbringen? Oder ist das hier ein anderer Vogel?«

Er hatte die Empfindung, daß alles höchst verwirrend war.

Mrs. Rendell glaubte, er wäre aus einem anderen Grunde hier, als um Mrs. McGintys Tod aufzuklären. Sie hatte angedeutet, daß sie das nur für einen Vorwand hielt.

Glaubte sie das wirklich? Oder wollte sie ihn nur, wie er eben zu sich gesagt hatte, von der richtigen Spur abbringen? Was hatten anonyme Briefe damit zu tun? War Mrs. Rendell das Original der Fotografie, von der Mrs. Upward erklärt hatte, sie hätte sie kürzlich gesehen? Mit anderen Worten: War Mrs. Rendell Lily Gamboll? Von Lily Gamboll, einem wieder zu Ehren gebrachten Mitglied der Gesellschaft, hatte man zuletzt aus Irland gehört. Hatte Dr. Rendell, in Unkenntnis ihrer Vergangenheit, seine Frau dort kennengelernt und geheiratet?

Lily Gamboll war zur Stenotypistin ausgebildet worden. Ihr Pfad und der des Arztes hätten sich leicht kreuzen können.

Poirot schüttelte den Kopf und seufzte.

Es war alles durchaus möglich. Aber er mußte sicher sein. Er ging ins Haus zurück. Ja, er mußte sicher sein. Wenn er die Mordwaffe finden könnte ...

Und in diesem Augenblick hatte er ein seltsames Gefühl der Gewißheit. Er sah die Waffe ...

Später fragte er sich, ob er sie im Unterbewußtsein schon viel eher bemerkt hatte. Sie war vermutlich schon dort gewesen, als er nach Long Meadows gekommen war.

Dort auf dem unordentlichen Bücherschrank am Fenster.

Er dachte: Wieso habe ich sie nicht eher bemerkt?

Er nahm sie auf, wog sie in seinen Händen, untersuchte sie, balancierte sie, hob sie zum Schlage ...

Maureen kam in ihrer gewöhnlichen Hast zur Tür herein.

Zwei Hunde begleiteten sie. Ihre helle, freundliche Stimme sagte:

»Hallo, spielen Sie mit dem Zuckerschneider?«

»Das ist es? Ein Zuckerschneider?«

»Ja. Ein Zuckerschneider oder Zuckerhammer ... ich weiß nicht, wie er richtig heißt. Er ist recht lustig, nicht? So kindlich mit dem kleinen Vogel darauf.« Poirot drehte den Gegenstand vorsichtig in seiner Hand um. Aus reichverziertem Messing hergestellt, war er geformt wie eine Axt. Er war schwer und hatte eine scharfe Schneide. Hier und da war er mit farbigen Steinen besetzt, mit hellblauen und roten. Oben auf dem Griff war ein frivoles Vögelchen mit Türkisäugen.

»Ein prächtiges Ding, um damit jemanden zu ermorden, nicht wahr?« sagte Maureen heiter.

Sie nahm den Gegenstand aus seinen Händen und führte einen mörderischen Schlag gegen einen Punkt in der Luft. »Furchtbar einfach«, sagte sie. Ich sollte meinen, damit könnte man einem Menschen den Schädel ganz leicht spalten. Meinen Sie nicht auch?«

Poirot sah sie an. Ihr Gesicht war heiter und offen. Sie sagte:

»Ich habe Johnnie gesagt, was ihn erwartet, wenn ich ihn satt habe. Ich nenne das Ding da den besten Freund der Frau.« Sie lachte, legte den Zuckerhammer hin und wandte sich um. »Was wollte ich hier drin?« sagte sie nachdenklich. »Ich kann mich nicht erinnern ... Na, ist auch nicht aufregend. Ich gehe lieber in die Küche und sehe, ob ich mehr Wasser an den Pudding tun muß.«

Poirots Stimme hielt sie zurück, ehe sie die Tür erreicht hatte.

»Sie haben das wohl aus Indien mitgebracht?«

»O nein«, sagte Maureen. »Das habe ich zu Weihnachten beim B. und K. gekauft!

»B. und K.?« Poirot wußte nichts damit anzufangen. »Bring und Kaufe«, erklärte Maureen schnell. »Im Pfarrhaus. Man bringt Dinge, die man nicht will, und man kauft etwas. Etwas nicht gar zu Arges, wenn es so etwas überhaupt gibt. Natürlich gibt es dort praktisch nie etwas, was man will. Ich habe dieses Ding da gekauft und dann die Kaffeekanne. Mir gefällt der Schnabel der Kaffeekanne und auch der kleine Vogel auf dem Hammer.«

Die Kaffeekanne war klein und aus gehämmertem Kupfer. Sie hatte einen großen krummen Schnabel, der Poirot an etwas erinnerte.

»Ich glaube, die kommen aus Bagdad«, sagte Maureen.

»Wenigstens glaube ich, daß die Wetherbys das gesagt haben.

Es kann aber auch Persien gewesen sein.«

»Die stammen also von den Wetherbys?«

»Ja. Die haben eine gräßliche Menge Trödelkram. Ich muß gehen. Der Pudding.«

Sie ging hinaus. Die Tür knallte zu. Poirot nahm den Zuckerhammer wieder in die Hand und ging ans Fenster. Auf der Schneide waren schwache, ganz schwache Farbveränderungen. Poirot nickte.

Er zögerte einen Augenblick lang, dann trug er den Zuckerhammer in sein Schlafzimmer hinauf. Dort packte er ihn sorgfältig in eine Schachtel, wickelte das Ganze säuberlich in Papier, verschnürte das Paket, ging wieder hinunter und verließ das Haus.

Er glaubte nicht, daß jemand das Verschwinden des Zuckerhammers bemerken würde. Es war kein ordentlicher Haushalt.

In Laburnums steuerte die Zusammenarbeit ihren schwierigen Kurs weiter.

»Aber ich halte es wirklich nicht für richtig, ihn zu einem Vegetarier zu machen, Liebling«, wandte Robin ein. »Das ist zu eigenbrötlerisch. Und ganz gewiß nicht besonders interessant.«

»Ich kann nichts dafür«, sagte Mrs. Oliver dickköpfig. »Er ist immer ein Vegetarier gewesen. Er hat immer einen kleinen Apparat bei sich, mit dem er Karotten und Rüben schabt.«

»Aber Ariadne, liebste, warum?«

»Woher soll ich das wissen?« sagte Mrs. Oliver ärgerlich.

»Woher soll ich wissen, wie mir der ekelhafte Kerl je eingefallen ist? Ich muß verrückt gewesen sein. Warum ein Finne, wenn ich doch nichts von Finnland weiß? Warum ein Vegetarier? Warum all diese idiotischen Angewohnheiten, die er hat? So was kommt einfach von selbst. Man versucht etwas, die Leute haben's gern, und bevor man weiß, wo man ist, ist so was wie dieser Sven Hjerson, der einen verrückt machen kann, fürs ganze Leben an einen gebunden. Und die Leute schreiben einem sogar Briefe und sagen, man muß ihn doch sehr gern haben. Ihn gern haben? Wenn ich diesen knochigen, schlaksigen, gemüseessenden Finnen im wirklichen Leben träfe, würde ich einen besseren Mord begehen, als ich je erfunden habe.«

Robin Upward sah sie voll Ehrfurcht an.

»Wissen Sie, Ariadne, das könnte eine wundervolle Idee sein.«

Ein wirklicher Sven Hjerson – und Sie ermorden ihn. Sie könnten daraus Ihren Schwanengesang machen, und das Buch dürfte erst nach Ihrem Tode veröffentlicht werden.«

»Diese Gefahr besteht nicht!« sagte Mrs. Oliver. »Was ist mit dem Geld? Alles Geld, das man mit Morden verdienen kann, will ich im Diesseits haben.«

»Ja, ja. Da bin ich wirklich ganz und gar Ihrer Meinung.« Der gequälte Bühnenautor ging auf und ab. »Dieses Geschöpf Ingrid geht einem allmählich auf die Nerven«, sagte er. »Und nach der Kellerszene, die wirklich wunderbar wird, weiß ich nicht, wie wir es machen sollen, daß die folgende Szene nicht stark abfällt.«

Mrs. Oliver schwieg. Über die Szenen, meinte sie, sollte Robin sich den Kopf zerbrechen. Robin warf ihr einen unzufriedenen Blick zu. An diesem Morgen hatte Mrs. Oliver in einer ihrer häufigen Launen ihre Windstoßfrisur nicht gefallen.

Mit einer in Wasser getauchten Bürste hatte sie ihre grauen Locken fest an den Kopf gebürstet. Mit ihrer hohen Stirn, ihrer dicken Brille und ihrer strengen Miene erinnerte sie Robin immer mehr an eine Lehrerin, die ihm in seiner frühesten Jugend Respekt eingeflößt hatte. Er fand es immer schwieriger, sie 'Liebling' anzureden, und sogar vor 'Ariadne' zuckte er zurück.

Er sagte ärgerlich:

»Wissen Sie, heute bin ich gar nicht in Stimmung. Vielleicht der viele Gin gestern abend. Lassen wir die Arbeit liegen und besprechen wir die Frage der Rollenverteilung. Wenn wir Denis Callory bekommen können, wäre das natürlich mehr als wundervoll, aber der hat jetzt zu viel im Film zu tun. Und Jean Bellews als Ingrid wäre gerade richtig – und sie möchte sie gern spielen, was so nett ist. Eric – wie ich sagte, für Eric ist mir was Gutes eingefallen. Wir fahren heute abend ins Kleine Theater hinüber, ja? Und Sie sagen mir dann, was Sie von Cecil halten.«

Mrs. Oliver war mit diesem Plan einverstanden, und Robin ging ans Telefon. »So«, sagte er, als er zurückkam, »das wäre abgemacht.«

Der schöne Morgen hatte sein Versprechen nicht gehalten.

Wolken hatten sich zusammengeballt, und der Tag war drückend und drohte mit Regen. Als Poirot durch die dichten Stauden nach dem Hunters Close ging, wurde ihm klar, daß er nicht gern in diesem

tief eingeschnittenen Tal am Fuße des Hügels wohnen würde. Das Haus selbst war von Bäumen umschlossen, und seine Mauern erstickten unter Efeu. Er meinte, die Axt eines Holzfällers würde ihm gut tun. (Eine Axt.

Ein Zuckerhammer?) Er klingelte, und als niemand antwortete, klingelte er wieder.

Deirdre Henderson öffnete ihm. Sie schien überrascht. »Ach«, sagte sie, »Sie sind's.«

»Darf ich eintreten und mit Ihnen sprechen?«

»Ich ... nun, ja. Ich denke schon.«

Sie führte ihn in den kleinen, dunklen Salon, in dem er beim ersten Mal gewartet hatte. Auf dem Kamin erkannte er die große Schwester der kleinen Kaffeekanne auf Maureens Bord. Ihr mächtiger Hakenschnabel schien das kleine abendländische Zimmer mit einer Andeutung von orientalischer Wildheit zu beherrschen.

»Leider«, sagte Deirdre entschuldigend, »geht bei uns heute alles drunter und drüber. Unsere deutsche Hausgehilfin geht. Sie ist nur einen Monat hier gewesen. Sie hat die Stellung wohl nur angenommen, um die Einreise nach England zu bekommen, weil hier jemand ist, den sie heiraten will. Und jetzt haben die alles vorbereitet, und sie geht heute abend weg.« Poirot schnalzte mit der Zunge. »Höchst rücksichtslos.«

»Ja, nicht wahr? Mein Stiefvater sagt, es sei ungesetzlich.

Aber selbst wenn es ungesetzlich ist, daß sie einfach wegläuft und heiratet, weiß ich nicht, was man dagegen tun kann. Wir hätten nicht einmal gewußt, daß sie geht, wenn ich nicht zufällig gesehen hätte, daß sie ihre Kleider einpackte. Sie wäre einfach ohne ein Wort aus dem Haus gegangen.«

»Dies ist – leider – nicht ein Zeitalter der Rücksichtnahme.«

»Nein«, sagte Deirdre stumpf. »Ich glaube, das ist es nicht.«

Sie rieb sich mit dem Handrücken die Stirn. »Ich bin müde«, sagte sie. »Ich bin sehr müde.«

»Ja«, sagte Poirot sanft. »Ich glaube. Sie können wirklich sehr müde sein.«

»Was wollten Sie, Monsieur Poirot?«

»Ich wollte Sie wegen eines Zuckerhammers befragen.«

»Ein Zuckerhammer?« Ihr Gesicht war leer, verständnislos.

»Ein Messinggerät mit einem Vogel darauf und mit blauen und roten und grünen Steinen eingelegt.« Poirot sprach sehr sorgfältig, als er den Gegenstand beschrieb. »O ja, ich weiß.«

Ihre Stimme zeigte weder Interesse noch Belebtheit. »Ich habe gehört, daß er aus diesem Hause kam.«

»Ja. Meine Mutter hat ihn im Basar in Bagdad gekauft. Es ist einer der Gegenstände, die wir zum Verkauf ins Pfarrhaus gebracht haben.«

»Der Bring-und-Kaufe-Basar, ist das richtig?«

»Ja. Sowas haben wir hier oft. Es ist schwierig, Leute dazubringen, Geld zu spenden, aber gewöhnlich findet man etwas, was man hinschicken kann.«

»So war er also hier in diesem Hause bis Weihnachten, und dann sandten Sie ihn zum Bring-und-Kaufe. Ist das richtig?«

Deirdre runzelte die Brauen.

»Nicht zum Weihnachts-Bring-und-Kaufe. Zu dem vorher.

Zum Erntefest.«

»Das Erntefest – wann war das? Oktober? September?«

»Ende September.«

Es war sehr still in dem kleinen Zimmer. Poirot sah das Mädchen an, und das Mädchen sah ihn an. Ihr Gesicht war milde, ausdruckslos, uninteressiert. Er versuchte zu erraten, was hinter der kahlen Mauer ihrer Teilnahmslosigkeit vorging.

Vielleicht nichts. Vielleicht war sie, wie sie eben sagte, einfach müde ... Er sagte ruhig und eindringlich:

»Sind Sie ganz sicher, daß es der Erntefestverkauf war? Nicht der zu Weihnachten?«

»Ganz sicher.«

Ihre Augen hielten seinem Blick stand. Hercule Poirot wartete. Er wartete weiter ... Aber das, worauf er wartete, kam nicht. Er sagte förmlich:

»Ich darf Sie nicht länger aufhalten, Mademoiselle.« Sie begleitete ihn an die Haustür. Und dann eilte er wieder die Auffahrt hinunter.

Zwei widersprechende Erklärungen – Erklärungen, die man unmöglich miteinander vereinbaren konnte. Wer hatte recht?

Maureen Summerhayes oder Deirdre Henderson?

Wenn der Zuckerhammer so gebraucht worden war, wie er es glaubte, war dieser Punkt von höchster Wichtigkeit. Das Erntefest war Ende September gewesen. Zwischen damals und Weihnachten, am 22. November, war Mrs. McGinty getötet worden. Wem hatte der Zuckerhammer um diese Zeit gehört? Er ging nach dem Postamt. Mrs. Sweetiman war immer hilfreich, und sie tat ihr Bestes. Sie war bei beiden Verkäufen gewesen, sagte sie. Sie ging immer hin. Man konnte dort oft was recht Hübsches bekommen. Sie half auch, die Gegenstände vorher aufzustellen. Obwohl die meisten Leute die Dinge mitbrachten und nicht vorher einschickten.

Ein Messinghammer, eher wie eine Axt, mit farbigen Steinen und einem kleinen Vogel? Nein, daran konnte sie sich nicht genau erinnern. Es waren so viel Dinge dort und ein solcher Wirrwarr, und manche Dinge wurden sofort verkauft. Nun, vielleicht erinnerte sie sich doch an so etwas: Es hatte fünf Schilling gekostet, und eine Kaffeekanne war dabeigewesen, aber die Kanne hatte ein Loch im Boden – man konnte sie nur noch als Schmuck verwenden. Aber sie konnte sich nicht erinnern, wann es war. Vor einiger Zeit. Konnte zu Weihnachten gewesen sein oder auch eher. Sie hatte nicht aufgepaßt ... Sie nahm Poirots Paket an. Eingeschrieben? Ja. Sie schrieb die Adresse ab. Er bemerkte ein kurzes Aufflackern des Interesses in ihren scharfen, hellen Augen, als sie ihm den Empfangsschein gab.

Poirot ging langsam den Hügel hinauf und dachte nach. Von den beiden war es wahrscheinlicher, daß die ewig zerstreute, fröhliche, ungenaue Maureen Summerhayes unrecht hatte. Ernte oder Weihnachten, das würde ihr alles eins sein. Die langsame, systematische Deirdre Henderson war höchstwahrscheinlich viel genauer in ihren Zeit- und Datumsangaben. Und doch blieb diese Frage offen.

Warum hatte sie sich nicht erkundigt, warum er es wissen wollte? Das war doch gewiß eine selbstverständliche, eine fast unvermeidliche Frage. Aber Deirdre Henderson hatte sie nicht gestellt.

---

## 15

»Jemand hat Sie angerufen«, rief Maureen, als Poirot das Haus betrat.

»Mich angerufen? Wer?« Er war ein wenig überrascht.

»Weiß nicht. Aber ich habe die Nummer auf meine Lebensmittelkarte geschrieben. »Danke sehr, Madame.«

Er ging ins Eßzimmer und zum Schreibtisch. Unter den Zetteln fand er die Lebensmittelkarte neben dem Telefon und die Worte Kilchester 350.

Er hob den Hörer ab und wählte die Nummer. Sofort sagte eine Frauenstimme: »Breather und Scuttel.« Poirot reagierte schnell. »Kann ich Miss Maude Williams sprechen?« Es gab eine kurze

Pause, dann sagte eine Altstimme: »Hier Miss Williams.«

»Hier ist Hercule Poirot. Ich glaube, Sie haben mich angerufen.«

»Ja ... ja, das habe ich. Es ist wegen des Grundstücks, nach dem Sie sich neulich erkundigt haben.«

»Grundstück?« Einen Augenblick lang war Poirot verwirrt.

Dann begriff er, daß man zuhörte, während Maude sprach.

Wahrscheinlich rief sie ihn zuvor an, als sie allein im Büro war.

»Ich glaube, ich verstehe Sie. Es ist die Angelegenheit von James Bentley und dem Mord an Mrs. McGinty.«

»Richtig. Können wir in dieser Angelegenheit etwas für Sie tun?«

»Sie wollen helfen. Sie können nicht ungestört sprechen?«

»Stimmt.«

»Ich verstehe. Hören Sie gut zu. Wollen Sie James Bentley wirklich helfen?«

»Ja.«

»Wären Sie bereit, Ihre Stellung aufzugeben?« Sie zögerte nicht. »Ja.«

»Würden Sie eine Stellung im Haushalt annehmen?

Möglicherweise bei nicht sehr netten Leuten?«

»Ja.«

»Könnten Sie sich sofort freimachen? Morgen, zum Beispiel?«

»O ja, Monsieur Poirot. Ich glaube, das ließe sich machen.«

»Sie verstehen, was ich von Ihnen will. Sie würden eine Hausgehilfin sein – im Hause wohnen müssen. Können Sie kochen?«

Die Stimme klang leicht belustigt. »Sehr gut.«

»*Bon Dieu*, welche Seltenheit. Hören Sie mal, ich fahre sofort nach Kilchester. Ich treffe Sie in demselben Café, wo ich Sie schon einmal beim Mittagessen traf. «

»Ja, sicher.«

Poirot legte den Hörer auf.

»Eine bewundernswerte junge Frau«, sagte er sich. »Schnell von Begriff, weiß, was sie will – vielleicht kann sie sogar kochen ...«

Mit einiger Mühe grub er unter einer Abhandlung über Schweinehaltung das Telefonbuch aus und suchte die Nummer der Wetherbys.

Die Stimme, die ihm antwortete, war die Mrs. Wetherbys.

»Allô! Allô! Monsieur Poirot hier – Sie erinnern sich, Madame ...«

»Ich glaube nicht, daß...«

»Monsieur Hercule Poirot.«

»Ach ja ... natürlich ... verzeihen Sie. Wir haben heute eine ziemliche Unordnung im Haushalt.«

»Gerade deswegen rufe ich Sie an. Ich bin tief betrübt, von Ihren Schwierigkeiten zu hören.«

»So undankbar – diese Ausländerinnen. Ihre Fahrt her bezahlt und alles. Ich kann Undankbarkeit wirklich nicht leiden.«

»Ja, ja. Ich fühle wirklich mit Ihnen. Es ist unerhört, darum beeile ich mich, Ihnen zu sagen, daß ich vielleicht eine Lösung habe. Durch einen unglaublichen Zufall weiß ich von einer jungen Frau, die im Haushalt arbeiten will. Ich fürchte allerdings, daß sie nicht ganz ausgebildet ist.«

»Ach, so was wie Ausbildung gibt es heute nicht mehr. Will sie kochen? So viele wollen heute nicht mehr kochen.«

»Ja, ja, sie kocht. Soll ich sie also zu Ihnen schicken?

Zumindest auf Probe? Sie heißt Maude Williams.«

»Ach, bitte, tun Sie das, Monsieur Poirot. Das ist sehr freundlich von Ihnen. Alles ist besser als

nichts. Mein Mann ist so eigen und ärgert sich so über die liebe Deirdre, wenn der Haushalt nicht glatt läuft. Man kann nicht erwarten, daß Männer verstehen, wie schwer heute alles ist. Ich ...« Mrs. Wetherby wurde unterbrochen. Sie sprach mit jemandem, der ins Zimmer gekommen war, und obgleich sie ihre Hand über die Sprechmuschel hielt, konnte Poirot sie hören. »Es ist der kleine Detektiv ... kennt jemanden, der Frieda ersetzen kann. Nein, keine Ausländerin – Engländerin. Gott sei Dank. Wirklich sehr nett von ihm, er scheint wirklich meinerwegen ganz besorgt.

Ach, Liebling, sei doch nicht dagegen. Es kommt doch nicht darauf an. Du weißt, wie absurd Roger sich benimmt. Nun, ich halte es für sehr freundlich – und ich glaube, sie wird nicht zu arg sein.«

Dann sagte Mrs. Wetherby mit größter Freundlichkeit:

»Danke Ihnen sehr, Monsieur Poirot. Wir sind Ihnen sehr verbunden.«

Poirot legte den Hörer auf und sah auf seine Uhr. Er ging in die Küche.

»Madame, ich werde zum Mittagessen nicht hier sein. Ich muß nach Kilchester.«

In Laburnums gab es einen kleinen Streit.

»Natürlich scheinst du nie etwas zu wissen, wenn du an einem Stück arbeitest, Robin.«

»Madre, es tut mir furchtbar leid. Ich hatte ganz vergessen, daß Janet heute frei hat.«

»Es macht ja nichts aus«, sagte Mrs. Upward kalt.

»Natürlich macht es etwas. Ich werde das Theater anrufen und sagen, daß wir erst morgen abend hingehen.«

»Das wirst du nicht tun. Du hast heute gehen wollen, und so gehst du.«

»Aber ...«

»Der Fall ist erledigt.«

»Soll ich Janet bitten, an einem anderen Abend auszugehen?«

»Ganz gewiß nicht. Sie kann es nicht leiden, wenn man ihre Pläne stört.«

»Ich bin sicher, daß es ihr gar nichts ausmacht. Nicht, wenn ich es ihr sage ...«

»Das wirst du nicht tun. Robin. Bitte, rege Janet nicht auf.

Und hör schon auf damit. Ich habe keine Lust, eine alte Frau zu sein, die den Leuten auf die Nerven geht und ihnen jeden Spaß verdirbt.«

»Madre ... liebste ...«

»Schluß jetzt ... geh und amüsier dich. Ich weiß, wen ich bitten werde, mir Gesellschaft zu leisten.«

»Wen?«

»Das ist mein Geheimnis«, sagte Mrs. Upward wieder gut gelaunt. »Hör jetzt auf, so viel Getue zu machen. Robin.«

»Ich werde Shelagh Rendell anrufen ...«

»Ich werde selbst anrufen, wen ich will, danke sehr. Es ist alles erledigt. Mach Kaffee, bevor du gehst, und laß ihn neben mir in der Kaffeemaschine, so daß ich sie nur einschalten muß.

Ach ja, du könntest noch eine zweite Tasse bereitstellen, falls ich Besuch bekomme.«

---

## 16

Beim Mittagessen in der »Blauen Katze« gab Poirot Maude Williams seine Anweisungen.

»Sie verstehen also, wonach Sie Ausschau halten sollen?«

Maude Williams nickte.

»Sie haben alles in Ihrem Büro geregelt?«

Sie lachte.

»Meine liebe Tante ist gefährlich erkrankt. Ich habe mir ein Telegramm geschickt«

»Gut. Ich muß Ihnen noch was sagen. Irgendwo in diesem Dorfe läuft ein Mörder umher. Das ist nicht besonders angenehm.«

»Warnen Sie mich?«

»Ja.«

»Ich kann auf mich aufpassen«, sagte Maude Williams.

»Das«, sagte Poirot, »Könnte man unter die berühmten letzten Worte einreihen.«

Sie lachte wieder, ein offenes, vergnügtes Lachen. Poirot sah sie prüfend an. Ein junges Mädchen voll Selbstvertrauen, voll Lebenskraft, voll Schwung, und bereit, eine gefährliche Aufgabe zu übernehmen. Warum? Er dachte wieder an James Bentley, seine sanfte, völlig geschlagene Stimme, seine leblose Gleichgültigkeit. Die Natur war wirklich seltsam und interessant. Maude sagte:

»Sie wollen doch, daß ich es tue? Warum versuchen Sie plötzlich, mich davon abzubringen?«

»Weil jemand, der eine Aufgabe übernimmt, auch ganz genau wissen muß, was damit zusammenhängt.«

»Ich glaube nicht, daß ich gefährdet bin«, sagte Maude zuversichtlich.

»Im Augenblick glaube ich es auch nicht. Kennt man Sie in Broadhinny?« Maude dachte nach.

»Nein. Nein, sicher nicht.«

»Sind Sie schon dort gewesen?«

»Ein- oder zweimal. Für die Firma natürlich. In letzter Zeit nur einmal. Das war vor etwa fünf Monaten.«

»Wen haben Sie gesehen? Wohin sind Sie gegangen?«

»Ich habe eine alte Dame besucht – Mrs. Carstairs oder Carlisle – ich kann mich nicht genau erinnern. Sie kaufte ein kleines Grundstück nicht weit von hier und wohnte in dieser Art Pension, in der Sie wohnen.«

»Long Meadows?«

»Das war's. Ein unbehagliches Haus mit vielen Hunden.«

Poirot nickte.

»Haben Sie Mrs. Summerhayes gesehen oder Major Summerhayes?«

»Ich sah Mrs. Summerhayes. Ich glaube zumindest, daß sie es war. Sie führte mich ins Schlafzimmer hinauf. Die Alte lag im Bett.«

»Würde Mrs. Summerhayes sich an Sie erinnern?«

»Ich glaube nicht. Selbst wenn sie es täte, würde es nicht darauf ankommen, nicht wahr?«

Schließlich wechselt man heutzutage oft den Beruf. Aber ich glaube, sie hat mich nicht einmal angesehen. Leute wie sie tun das nicht.«

»Haben Sie sonst jemanden in Broadhinny gesehen?« Maude sagte ein bißchen unbehaglich: »Nun, ich habe Mr. Bentley gesehen.«

»Ach, Sie haben Mr. Bentley gesehen? Zufällig?« Maude rutschte ein bißchen auf ihrem Stuhl hin und her.

»Nein, also, ich habe ihm eine Postkarte geschrieben. Ich habe ihm gesagt, daß ich an dem Tage kommen würde. Nun, ich wollte wissen, ob er mich treffen wollte. Nicht, daß wir irgendwohin hätten gehen können. Das ist ein totes Loch. Kein Café oder Kino oder sonstwas. Wir haben uns bloß an der Autobushaltestelle gesprochen. Während ich auf den Autobus zurück wartete.«

»Das war vor dem Tod von Mrs. McGinty?«

»Ja. Aber doch nicht lange vorher. Weil ich schon ein paar Tage später alles in der Zeitung las.«

»Hat Mr. Bentley überhaupt mit Ihnen von seiner Hausfrau gesprochen?«

»Ich glaube nicht.«

»Und sonst haben Sie mit niemandem in Broadhinny gesprochen?«

»Nun – nur mit Mr. Robin Upward. Ich hatte ihn im Radio gehört. Ich sah ihn aus seinem Hause kommen, erkannte ihn nach seinen Bildern und bat um sein Autogramm.«

»Und gab er es Ihnen?«

»Ja, er war sehr nett. Ich hatte mein Buch nicht bei mir, aber ich hatte zufällig einen Zettel, und er zog seine Füllfeder heraus und gab es mir gleich.«

»Kennen Sie noch andere Leute in Broadhinny vom Sehen?«

»Nun, ich kenne natürlich die Carpenters. Die sind oft in Kilchester. Einen schönen Wagen haben die, und sie trägt prachtvolle Kleider. Sie hat vor etwa einem Monat einen Basar eröffnet. Man sagt, daß er unser nächster Abgeordneter wird.«

Poirot nickte. Dann nahm er den Umschlag aus der Tasche, den er immer bei sich trug. Er legte die vier Fotografien auf den Tisch.

»Erkennen Sie jemanden von ... Was ist denn los?«

»Mr. Scuttle. Ging eben aus der Tür. Ich hoffe, er hat mich nicht mit Ihnen gesehen. Das könnte ein bißchen komisch wirken. Man spricht über Sie, wissen Sie. Es heißt, daß man Sie aus Paris herübergeschickt hat – von der Sûriteh oder so was.«

»Ich bin Belgier und nicht ein Franzose von der Sûreté, aber das macht nichts.«

»Was ist mit diesen Fotos los?« Sie beugte sich vor und sah sie genau an. »Ziemlich altmodisch, nicht wahr?«

»Die älteste wurde vor dreißig Jahren aufgenommen.«

»Schrecklich blöd, diese alten Moden. Die Frauen sehen so dumm darin aus.«

»Haben Sie eine davon schon gesehen?«

»Meinen Sie, ob ich eine Frau erkenne oder ob ich die Bilder gesehen habe?«

»Beides.«

»Ich glaube, daß ich die schon gesehen habe.« Ihr Finger zeigte auf Janice Courtland mit ihrem Glockenhut. »In einer Zeitung, aber ich kann mich nicht erinnern, wann. Das Kind kommt mir auch ein bißchen bekannt vor. Aber ich kann mich nicht erinnern, wann ich sie gesehen habe. Es ist schon einige Zeit her.«

»Alle diese Fotografien sind im *Sunday Comet* erschienen.

Am Sonntag, ehe Mrs. McGinty starb.« Maude sah sie scharf an.

»Und die haben was damit zu tun? Deshalb wollen Sie also, daß ich ...«

Sie beendete den Satz nicht. »Ja«, sagte Poirot. »Deshalb.«

Er nahm noch etwas aus der Tasche und zeigte es ihr. Es war der Ausschnitt aus dem *Sunday Comet*. »Das sollten Sie lesen«, sagte er.

Sie las es aufmerksam. Ihr hellgoldener Kopf beugte sich über das kleine Stück Zeitung. Dann sah sie auf.

»Also das sind sie? Und Ihnen ist was eingefallen, als Sie das lasen?«

»Genauer könnten Sie das gar nicht sagen.«

»Aber ich verstehe nicht recht ...« Sie schwieg einen Augenblick lang und dachte nach.

»Sie glauben, daß eine von die sen Frauen in Broadhinny ist?«

»Das wäre doch möglich, nicht wahr?«

»Natürlich. Man kann doch überall sein ...« Sie fuhr fort und zeigte mit dem Finger auf Eva Kanes hübsches Gesicht: »Die müßte jetzt ziemlich alt sein – etwa so alt wie Mrs. Upward.«

»Ungefähr so.«

»Ich meinte nur – so eine Frau, wie sie war – einige Leute müssen es auf sie abgesehen haben.«

»Da ist was dran«, sagte Poirot langsam. »Ja, daran ist etwas.« Er fügte hinzu: »Erinnern Sie sich an den Fall Craig?«

»Wer tut das nicht?« sagte Maude Williams. »Na, der steht doch im Wachsfigurenkabinett. Ich war damals nur ein Kind, aber die Zeitungen erwähnen ihn immer wieder und vergleichen seinen Fall mit anderen Fällen. Ich glaube, den wird man nie vergessen. Was meinen Sie?« Poirot hob schnell den Kopf.

Er fragte sich, woher diese plötzliche Bitterkeit in ihrer Stimme kam.

## 17

Voll Unbehagen versuchte Mrs. Oliver, in einer Ecke der winzigen Theatergarderobe niederzukauern. Aber da sie nicht die Figur dazu hatte, gelang es ihr nur, breit dazusitzen. Mrs. Upward hatte schließlich ihre Laune wiedergefunden und sie mit guten Wünschen weggeschickt. Robin hatte eifrig für ihre Behaglichkeit gesorgt und war, als sie schon im Wagen saß, noch zweimal zurückgelaufen, um zu sehen, ob alles in Ordnung wäre.

Beim zweiten Mal war er grinsend zurückgekommen. »Madre hat eben das Telephon aufgelegt, und die böse alte Frau hat mir nicht sagen wollen, wen sie angerufen hat. Aber ich wette, daß ich weiß, wen.«

»Ich weiß es auch«, sagte Mrs. Oliver. »Nun, wen meinen Sie?«

»Hercule Poirot.«

»Na, den meinte ich auch. Sie wird ihn ausfragen. Madre hat gern ihre kleinen Geheimnisse, nicht wahr? Also, Liebling, jetzt zu dem Stück von heute abend. Es ist sehr wichtig, daß Sie mir aufrichtig sagen, was Sie von Cecil halten – und ob er Ihrer Meinung nach den Eric spielen kann.«

Unnötig zu sagen, daß Cecil Leech gar nicht zu Mrs. Olivers Vorstellung von Eric paßte. Wirklich, niemand hätte weniger dazu passen können.

Robin war natürlich in seinem Element. Er hatte Cecil (Mrs. Oliver glaubte wenigstens, daß es Cecil war) an die Wand gedrückt und sprach ununterbrochen auf ihn ein. Mrs. Oliver war von Cecil entsetzt gewesen und mochte einen anderen jungen Mann namens Michael lieber, der sich im Augenblick nett mit ihr unterhielt. Michael erwartete wenigstens nicht von ihr, daß sie ihm antwortete. Michael schien sogar einen Monolog vorzuziehen. Jemand namens Peter mischte sich gelegentlich ins Gespräch, aber insgesamt war es ein Strom vergnüglicher Bosheiten Michaels.

»... zu reizend von Robin«, sagte er. »Wir haben ihn so dringend gebeten, unsere Vorstellung zu besuchen. Aber natürlich steht er ganz unter der Fuchtel dieser gräßlichen Frau, nicht wahr? Muß immer um sie herumspringen. Und Robin ist wirklich begabt, meinen Sie nicht auch? Sehr, sehr begabt. Der sollte nicht auf dem Altar der Mutterschaft geopfert werden.

Frauen können scheußlich sein, nicht wahr? Wissen Sie, was sie mit dem armen Alex Roscoff gemacht hat? Mehr als ein Jahr war sie ganz begeistert von ihm. Dann hat sie entdeckt, daß er gar kein russischer Emigrant war. Natürlich hatte er ihr ein paar prächtige Lügengeschichten erzählt, die waren recht amüsant, aber wir wußten alle, daß sie erlogen waren. Nun, warum sollte uns das was ausmachen? Und als sie dann herausfand, daß er nur der Sohn eines kleinen Schneiders aus Londons Ostbezirken war, ließ sie ihn fallen, meine Liebe. Also, ich kann Snobs nicht leiden. Sie vielleicht? Aber Alex war recht dankbar dafür, daß er von ihr loskam. Er sagte, manchmal konnte sie einem richtig Angst machen – eine Schraube ein bißchen los, meinte er. Ihre Wutanfälle! Robin, Lieber, wir sprechen gerade von deiner wundervollen Madre. So furchtbar schade, daß sie heute abend nicht mitkommen konnte. Aber es ist wunderbar, daß Mrs. Oliver hier ist. All diese herrlichen Morde.«

Dann gingen sie alle in die frische Nachtluft hinaus und hinüber ins Gasthaus »Zum Pferdekopf«, wo sie weiter tranken und fachsimpelten.

Als Mrs. Oliver und Robin nach Hause fuhren, war Mrs. Oliver ganz erschöpft. Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen. Robin dagegen sprach ununterbrochen weiter. »... und Sie meinen doch auch, daß das ein guter Einfall ist, nicht wahr?« sagte er schließlich. »Was?«

Mrs. Oliver riß die Augen auf. »Ich glaube, Sie sind müde«, sagte Robin.

»Nicht sehr. Ich passe bloß nicht in Gesellschaften.«

»Und ich habe sie gerade gern. Sie etwa nicht?« sagte Robin voll Freude.

»Nein«, erklärte Mrs. Oliver entschieden. »Aber das müssen Sie doch. Sehen Sie doch einmal alle die Leute in Ihren Büchern.«

»Das ist was anderes. Ich finde Bäume viel netter als Menschen. Sie sind so viel ruhiger.«

»Ich brauche Leute«, sagte Robin, obgleich jedermann das wußte. »Sie regen mich an.« Er fuhr vor Laburnums vor.

»Gehen Sie schon hinein«, sagte er. »Ich bringe den Wagen weg.«

Mrs. Oliver arbeitete sich mit ihrer gewohnten Mühe aus dem Wagen heraus und ging den Pfad hinauf. »Das Tor ist nicht verschlossen«, rief Robin. Es war nicht verschlossen. Mrs. Oliver stieß es auf und ging hinein. Nirgends brannte Licht, und das erschien ihr als eine kleine Unfreundlichkeit ihrer Gastgeberin. Oder war es vielleicht Sparsamkeit? Reiche Leute waren manchmal so sparsam. In der Halle lag ein leichter Duft, etwas ziemlich Exotisches und Teures. Einen Augenblick lang fragte Mrs. Oliver sich, ob sie im richtigen Hause war. Dann fand sie den Schalter. In der niedrigen Halle mit ihren Eichenbalken wurde es hell. Die Tür nach dem Wohnzimmer stand halb offen, und Mrs. Oliver sah einen Fuß und ein Bein.

Mrs. Upward war also doch nicht zu Bett gegangen. Sie mußte in ihrem Rollstuhl eingeschlafen sein. Da nirgends Licht brannte, mußte sie schon lange schlafen.

Mrs. Oliver ging nach der Tür und schaltete das Licht im Wohnzimmer an.

»Wir sind wieder da ...«, begann sie und verstummte. Sie griff sich an den Hals. Sie fühlte dort einen kleinen Klumpen, den Wunsch loszuschreien, den sie nicht verwirklichen konnte.

Sie konnte nur flüstern. »Robin ... Robin ...«

Es dauerte eine Weile, ehe sie ihn pfeifend den Weg heraufkommen hörte. Da wandte sie sich um und lief ihm in die Halle entgegen.

»Gehen Sie nicht hinein ... gehen Sie nicht hinein. Ihre Mutter ... sie ... sie ist tot ... ich glaube ... man hat sie ermordet ...«

---

## 18

»Ganz saubere Arbeit«, sagte Kommissar Spence. Sein rotes Bauerngesicht war wütend. Er sah auf Hercule Poirot, der ihm ernsthaft zuhörte.

»Saubere und häßlich«, sagte er. »Man hat sie erwürgt«, fuhr er fort. »Mit einem Seidenschal – einem ihrer eigenen Schals, den sie an dem Tage getragen hat. Einfach um den Hals geworfen, die Enden übers Kreuz gelegt und gezogen. Sauber, schnell, wirksam. Die Thugs haben das in Indien so gemacht. Das Opfer wehrt sich nicht, schreit nicht auf – Druck auf die Halsschlagader.«

»Eine besondere Kenntnis?«

»Könnte sein, ist aber nicht erforderlich. Wenn man es tun will, kann man darüber nachlesen. Es gibt praktisch keine Schwierigkeit. Besonders wenn das Opfer gar keinen Verdacht hegt. Und sie hat keinen Verdacht gehegt.« Poirot nickte.

»Jemand, den sie kannte.«

»Ja. Sie tranken gemeinsam Kaffee. Eine Tasse stand vor ihr und eine vor dem ... Besuch. Fingerabdrücke sind von der Tasse des Besuches sehr sorgfältig abgewischt worden, aber bei Lippenstift ist es ein bißchen schwieriger. Wir fanden noch schwache Spuren von Lippenstift.«

»Also eine Frau?«

»Sie haben doch erwartet, daß es eine Frau war, nicht?«

»O ja. Ja, das war zu erwarten.« Spence fuhr fort:

»Mrs. Upward hat eine dieser Fotografien erkannt – die Fotografie von Lily Gamboll. So hat dieser Fall also mit dem McGinty-Mord zu tun.«

»Ja«, sagte Poirot, »der gehört zum McGinty-Mord.« Er erinnerte sich, wie Mrs. Upward belustigt gesagt hatte: »Mrs. McGinty ist tot. Wie starb sie? Sprich! Hielt ihren Kopf hin genau wie ich.«

Spence sprach weiter:

»Sie nahm eine Gelegenheit wahr, die ihr geeignet schien – ihr Sohn und Mrs. Oliver gingen ins Theater. Sie rief die betreffende Person an und bat sie, sie zu besuchen. Sehen Sie das auch so? Sie spielte Detektiv.«

»So was wird's schon gewesen sein. Neugier. Sie hielt geheim, was sie wußte, aber sie wollte mehr wissen. Sie machte sich nicht klar, daß das, was sie tat, gefährlich war.« Poirot seufzte. »So viele Leute glauben, daß Mord ein Spiel ist. Aber er ist kein Spiel. Das habe ich ihr gesagt. Aber sie wollte nicht auf mich hören.«

»Nein, das wissen wir. Aber das paßt alles recht gut zusammen. Als Robin mit Mrs. Oliver wegfahren wollte und noch einmal ins Haus zurücklief, beendete seine Mutter eben ein Telefongespräch. Sie wollte nicht sagen, mit wem. Spielte die Geheimnisvolle. Robin und Mrs. Oliver meinten, daß sie Sie angerufen hat.«

»Ich wollte, sie hätte es getan«, sagte Hercule Poirot. »Sie haben keine Ahnung, mit wem sie gesprochen hat?«

»Nicht die geringste. Das Netz hier ist vollautomatisch.«

»Die Hausgehilfin konnte Ihnen auch nicht helfen?«

»Nein. Sie kam gegen halb elf nach Hause. Sie hat einen Schlüssel zum Hintereingang. Sie ging sofort in ihr Zimmer, das neben der Küche liegt, und dann zu Bett. Das Haus war dunkel, und sie nahm an, daß Mrs. Upward zu Bett gegangen sei und die anderen noch nicht nach Hause gekommen wären.« Spence fügte hinzu:

»Sie ist taub und dazu noch ein bißchen verdreht. Kümmert sich sehr wenig um das, was vorgeht. Und ich glaube, sie arbeitet so wenig wie möglich und knurrt dabei, so viel es nur geht.«

»Nicht die sprichwörtliche alte treue Magd?«

»O nein! Sie ist erst seit zwei Jahren hier bei den Upwards.«

Ein Schutzmann steckte seinen Kopf ins Zimmer. »Eine junge Dame will Sie sehen, Sir. Sagt, Sie sollten vielleicht etwas wissen. Wegen gestern nacht.«

»Wegen gestern nacht? Schicken Sie sie herein.« Deirdre Henderson trat ins Zimmer. Sie sah bleich und erschöpft aus und, wie gewöhnlich, ein bißchen unbeholfen. »Ich meinte, ich sollte lieber herkommen«, sagte sie. »Wenn ich Sie nicht störe, meine ich«, fügte sie entschuldigend hinzu.

»Gar nicht, Miss Henderson.«

Spence stand auf und schob ihr einen Stuhl hin. Sie setzte sich steif, in einer ungraziösen, schulmädchenartigen Haltung.

»Etwas wegen gestern abend?« fragte Spence ermutigend. »Sie meinen, wegen Mrs. Upward?«

»Ja, es ist doch wahr, nicht, daß man sie ermordet hat? Ich meine, die Frau von der Post sagte das und der Bäcker. Mutter meinte natürlich, es kann nicht wahr sein ...« Sie verstummte.

»Leider hat Ihre Mutter da nicht ganz recht. Es ist nur zu wahr.«

Nun, wenn Sie eine ... Sie wollten uns etwas erzählen?« Deirdre nickte.

»Ja«, sagte sie. »Sehen Sie, ich war dort.«

Spences Benehmen veränderte sich unmerklich. Er wurde vielleicht noch freundlicher, aber darunter lag eine amtliche Härte. »Sie waren dort«, sagte er. »In Laburnums. Um wieviel Uhr?«

»Ich weiß es nicht genau«, sagte Deirdre. »Zwischen halb neun und neun, glaube ich. Wahrscheinlich schon gegen neun Uhr. Jedenfalls nach dem Abendessen. Wissen Sie, sie hat mich angerufen.«

»Mrs. Upward hatte angerufen?«

»Ja. Sie sagte, Robin und Mrs. Oliver seien ins Theater nach Cullenquay gefahren, und sie würde ganz allein sein. Ob ich nicht Lust hätte, zu ihr zu kommen und mit ihr Kaffee zu trinken.«

»Und Sie gingen hin?«

»Ja.«

»Und Sie haben mit ihr Kaffee getrunken?« Deirdre schüttelte den Kopf.

»Nein. Ich kam hin und klopfte an. Aber niemand antwortete.

So öffnete ich die Tür und ging in die Halle. Sie war ganz dunkel, und ich hatte schon von draußen gesehen, daß kein Licht im Wohnzimmer war. Ich war ganz verwirrt. Ich rief ein paarmal »Mrs. Upward«, aber ich bekam keine Antwort. So glaubte ich, es müßte ein Mißverständnis gewesen sein.«

»An was für ein Mißverständnis haben Sie denn geglaubt?«

»Ich dachte. Sie wäre schließlich doch mit den anderen ins Theater gefahren.«

»Ohne es Ihnen mitzuteilen?«

»Es kam mir natürlich komisch vor, aber ...«

»Sie konnten sich keine andere Erklärung denken?«

»Nun, ich dachte, Frieda hätte vielleicht die Mitteilung falsch verstanden. Das kommt manchmal vor. Sie ist eine Ausländerin.

Und gestern abend war sie sehr aufgeregt, weil sie von uns wegging.«

»Was taten Sie dann. Miss Henderson.«

»Ich bin einfach weggegangen.«

»Wieder nach Hause?«

»Ja – das heißt, zuerst ging ich ein bißchen spazieren. Es war recht schönes Wetter.«

Spence schweig einen Augenblick lang und sah sie an. Er blickte, wie Poirot bemerkte, auf ihren Mund. Dann stand er auf und sagte schnell:

»Nun, danke schön, Miss Henderson. Sie haben recht gehabt, uns das zu erzählen. Wir sind Ihnen sehr verbunden.« Er stand auf und schüttelte ihr die Hand.

»Ich meinte, daß ich kommen sollte«-, sagte Deirdre. »Mutter wollte es nicht.«

»Ach, wirklich nicht?«

»Aber ich meinte, ich sollte es doch.«

»Sehr richtig.«

Er begleitete sie hinaus und kam dann zurück. Er setzte sich, trommelte mit den Fingern auf den Tisch und sah Poirot an.

»Kein Lippenstift«, sagte er. »Oder ist das bloß heute so?«

»Nein, es ist nicht nur heute so. Sie braucht nie Lippenstift.«

»Das ist heutzutage ungewöhnlich, nicht wahr?«

»Sie ist ein recht seltsames Mädchen – unentwickelt.«

»Und, soweit ich es riechen konnte, auch kein Parfüm. Mrs. Oliver sagt, gestern wäre ein deutlicher Duft von Parfüm – von einem teuren Parfüm, sagt sie – im Hause gewesen. Robin Upward bestätigt das. Es war kein Parfüm, das seine Mutter benützte.«

»Dieses Mädchen würde sich nicht parfümieren, glaube ich«, sagte Poirot.

»Das glaube ich auch nicht«, bestätigte Spence. »Sieht eher aus wie die Spielführerin der Hockeymannschaft einer altmodischen Schule – aber die muß doch schon Dreißig sein, meine ich.«

»Sicherlich.«

»Verzögerte Entwicklung, würden Sie sagen?«

Poirot dachte nach. Dann sagte er, es wäre nicht ganz so einfach.

»Es paßt nicht«, sagte Spence. »Kein Lippenstift, kein Parfüm. Und da sie wirklich eine gute Mutter hat und Lily Gambolls Mutter in einer Schlägerei zwischen Betrunkenen in Cardiff umgekommen ist, als Lily Gamboll neun Jahre alt war, sehe ich nicht, wie sie Lily Gamboll sein sollte. Aber Mrs. Upward hat sie angerufen, daß sie gestern abend kommen sollte - das dürfen wir nicht übersehen.« Er rieb sich die Nase. »Da ist irgendwas faul.«

»Was sagt der Arzt?«

»Sein Bericht hilft uns nicht weiter. Er konnte uns nur sagen, daß sie vermutlich um halb zehn schon dort war.«

»So hätte sie schon tot sein können, als Deirdre Henderson nach Laburnums kam?«

»Wahrscheinlich war sie es, wenn das Mädchen die Wahrheit sagt. Entweder sagt sie wirklich die Wahrheit – oder sie ist mehr als gerissen! Ihre Mutter wollte sie nicht zu uns gehen lassen, sagte sie. Steckt da was dahinter?« Poirot dachte nach.

»Kaum. Es ist das, was ihre Mutter sagen würde. Verstehen Sie, sie ist der Typ, der allen Unannehmlichkeiten ausweicht.«

Spence seufzte.

»So haben wir Deirdre Henderson auf dem Schauplatz des Mordes. Oder jemanden, der vor Deirdre Henderson hinkam.

Eine Frau. Eine Frau, die Lippenstift und teures Parfüm benützt.«

Poirot sagte leise: »Sie werden nachforschen ...« Spence unterbrach ihn. < »Ich bin schon dabei. Vorerst nur ganz taktvoll. Wir wollen niemanden aufregen. Was hat Eve Carpenter gestern abend getan? Was hat Shelagh Rendell gestern abend getan? Ich wette zehn zu eins, daß sie einfach zu Hause waren. Ich weiß, daß Carpenter eine politische Versammlung hatte.«

»Eve«, sagte Poirot nachdenklich. »Die Moden wechseln auch bei Damen, nicht wahr? Heute hört man kaum noch den Namen Eva. Aber Eve ist beliebt.«

»Sie kann sich teures Parfüm leisten«, sagte Spence. Er hing seinen eigenen Gedanken nach. Er seufzte wieder.

»Wir müssen mehr über sie erfahren. Es ist so praktisch, eine Kriegerwitwe zu sein. Man kann überall auftauchen, mitleiderregend aussehen und einem tapferen jungen Flieger nachtrauern. Da fragt einen niemand etwas.« Er ging auf ein anderes Thema über.

»Der Zuckerhammer, oder wie das Ding heißt, das Sie uns geschickt haben – ich glaube, da haben Sie ins Schwarze getroffen. Er ist die Waffe, die im Falle McGinty verwendet wurde. Der Arzt gibt zu, daß sie genau für diesen Schlag geeignet war. Und es war Blut darauf. Natürlich hatte man es abgewaschen, aber die Leute wissen nicht, daß wir mit den modernsten Mitteln heutzutage schon bei der winzigsten Blutmenge eine Reaktion bekommen. Ja, es war Menschenblut.

Und das führt uns wieder zu den Wetherbys und der kleinen Henderson. Oder etwa nicht?«

»Deirdre Henderson sagte mit völliger Bestimmtheit, daß der Zuckerhammer zum Erntefestbasar geschickt wurde.«

»Und Mrs. Summerhayes war ebenso sicher, daß es der Weihnachtsbasar war?«

»Mrs. Summerhayes ist niemals ganz sicher«, sagte Poirot düster. »Sie ist eine reizende Frau, aber sie hat weder Ordnung noch Methode. Eines jedoch kann ich Ihnen sagen – ich, der ich in Long

Meadows wohne – die Türen und Fenster, die sind immer offen. Jedermann, ganz gleich wer, könnte kommen, etwas wegnehmen und später wiederbringen, und weder Major Summerhayes noch Mrs. Summerhayes würden es bemerken. Ist der Hammer eines Tages nicht da, so wird sie glauben, daß ihr Mann ihn genommen hat, um ein Kaninchen zu zerlegen oder Holz zu hacken – und er, er würde annehmen, daß sie ihn genommen hat, um das Fleisch für die Hunde kleinzuhacken. In Long Meadows benützt kein Mensch das richtige Werkzeug - die nehmen, was ihnen gerade in die Hände kommt, und lassen es dann an der falschen Stelle liegen. Und niemand erinnert sich an etwas. Wenn ich so leben müßte, würde ich mich dauernd fürchten, aber die – denen scheint das gar nichts auszumachen.«

»Nun, etwas Gutes ist schon daran. Man wird James Bentley nicht hinrichten, ehe diese ganze Affäre aufgeklärt ist. Wir haben einen Brief ans Innenministerium geschickt. Der gibt uns, was wir haben wollten – Zeit!«

»Ich glaube«, sagte Poirot, »ich möchte Bentley einmal wiedersehen. Jetzt wissen wir ja schon mehr.«

James Bentley war wenig verändert. Er war vielleicht noch magerer geworden, seine Hände waren noch unruhiger – sonst war er das gleiche stumpfe, hoffnungslose Geschöpf. Hercule Poirot sprach vorsichtig. Es gab neues Beweismaterial. Die Polizei hatte den Fall wieder aufgenommen. Deshalb bestand noch Hoffnung ...

Aber James Bentley gab nichts auf diese Hoffnung. Er sagte:

»Das wird alles nichts nützen. Was kann man denn noch herausfinden?«

»Ihre Freunde«, sagte Hercule Poirot, »arbeiten sehr eifrig.«

»Meine Freunde?« Er zuckte die Achseln. »Ich habe keine Freunde.«

»Das sollten Sie nicht sagen. Sie haben allermindestens zwei Freunde.«

»Zwei Freunde? Ich möchte doch wissen, wer die sein sollen.

Sein Ton war völlig ungläubig. »Da ist einmal Kommissar Spence ...«

»Spence? Spence? Der Polizeikommissar, der an dem Fall gegen mich gearbeitet hat? Das ist schon beinahe ein Witz.«

»Es ist kein Witz. Es ist ein Glück. Spence ist ein sehr gescheiter und gewissenhafter Polizeibeamter. Er ist gern völlig sicher, den richtigen Mann zu haben.«

»Dessen ist er sicher genug.«

»Seltsamerweise nicht. Deshalb ist er, wie ich schon sagte, Ihr Freund.«

»So ein Freund!«

Hercule Poirot wartete. Selbst James Bentley, meinte er, müßte irgendwelche menschlichen Eigenschaften haben. Selbst James Bentley könnte nicht frei von aller menschlichen Neugier sein. Und es stimmte, denn gleich darauf sagte James Bentley:

»Na, und wer ist der andere?«

»Der andere ist Maude Williams.« Bentley schien nicht zu reagieren. »Maude Williams? Wer ist das?«

»Sie hat im Büro von Breather und Scuttle gearbeitet.«

»Ach ... diese Miss Williams.«

»*Précisément*, diese Miss Williams.«

»Aber was hat die damit zu tun?«

In solchen Augenblicken ging die Person James Bentleys Hercule Poirot so sehr auf die Nerven, daß er von Herzen wünschte, er könnte an seine Schuld glauben. Leider aber schloß er sich, je mehr Bentley ihn ärgerte, desto mehr der Auffassung von Spence an. Er fand es immer schwieriger, sich vorzustellen, daß James Bentley jemanden ermordete. James Bentley, dessen war Poirot sicher, hätte

nur gemeint, daß ein Mord ohnedies nichts nützen würde. Wenn Frechheit, wie Spence beharrlich behauptete, ein Charakteristikum von Mördern war, dann war Bentley ganz gewiß kein Mörder.

Poirot beherrschte sich und sagte:

»Miss Williams interessiert sich für diese Geschichte. Sie ist von Ihrer Unschuld überzeugt.«

»Ich wüßte nicht, was sie davon wissen kann.«

»Sie kennt Sie.«

James Bentley blinzelte. Er sagte brummig: »Ja vielleicht schon, aber nicht gut.«

»Sie haben doch zusammen im Büro gearbeitet? Manchmal haben Sie gemeinsam gegessen?«

»Nun, ja, ein- oder zweimal.« »Sind Sie nie mit ihr spazierengegangen?«

»Ach ja, einmal schon. Wir sind in die Dünen gegangen.«

Hercule Poirot platzte heraus:

»*Ma foi*, will ich denn, daß Sie mir ein Verbrechen gestehen?

Einem hübschen Mädels Gesellschaft zu leisten, ist das nicht ganz natürlich? Ist es nicht erfreulich? Können Sie da nicht zufrieden sein?«

»Ich wüßte nicht, warum«, sagte James Bentley. »In Ihrem Alter ist es natürlich und richtig, wenn man die Gesellschaft von Mädchen genießt.«

»Ich kenne nicht viele Mädchen.«

»*Ça se voit!* Aber Sie sollten sich dessen schämen und nicht rühmen. Sie kannten Miss Williams. Sie haben mit ihr gearbeitet und geplaudert und manchmal gegessen, und einmal sind Sie mit ihr in den Dünen spazierengegangen. Und wenn ich sie dann erwähne, erinnern Sie sich nicht einmal an den Namen!« James Bentley errötete.

»Nun, sehen Sie ... ich habe nie viel mit Mädchen zu tun gehabt. Und sie ist nicht ganz das, was man eine Dame nennen würde, nicht wahr? Sie ist ja sehr nett und so weiter, aber ich kann mir nicht helfen, Mutter hätte sie als gewöhnlich bezeichnet.«

»Es kommt nur darauf an, was Sie von ihr halten.« Wieder errötete James Bentley.

»Ihr Haar«, sagte er. »Und die Kleider, die sie trägt ... Mutter war natürlich altmodisch ...« Er verstummte.

»Aber Sie fanden Miss Williams – wie soll ich sagen? sympathisch?«

»Sie war immer sehr nett«, sagte James Bentley langsam.

»Aber sie hat mich nicht wirklich verstanden. Ihre Mutter starb, als sie noch ganz klein war, wissen Sie.«

»Und dann haben Sie Ihre Stellung verloren«, sagte Poirot.

»Sie konnten keine andere bekommen. Miss Williams hat Sie einmal in Broadhinny getroffen, habe ich gehört.« James Bentley sah ganz unglücklich drein. »Ja, ja. Sie kam geschäftlich dorthin und schickte mir eine Postkarte. Bat mich, sie zu treffen. Ich weiß nicht, weshalb. So gut habe ich sie gar nicht gekannt.«

»Aber Sie haben sie getroffen?«

»Ja. Ich wollte nicht unhöflich sein.«

»Und haben Sie sie ins Kino geführt oder zum Essen eingeladen?«

James Bentley sah entsetzt aus.

»O nein. Ganz und gar nicht. Wir – nun – wir haben uns unterhalten, während sie auf ihren Autobus wartete.«

»Ach, wie unterhaltend muß das für das Mädels gewesen sein.« James Bentley sagte schroff:

»Ich hatte kein Geld. Vergessen Sie das gefälligst nicht. Ich hatte überhaupt kein Geld.«

»Natürlich. Das war ein paar Tage, ehe Mrs. McGinty ermordet wurde, nicht wahr?«

James Bentley nickte. Ganz unerwartet sagte er: »Ja, es war am Montag. Sie ist am Mittwoch

umgebracht worden.«

»Ich will Sie noch etwas fragen, Mr. Bentley. Hat Mrs. McGinty den *Sunday Comet* gehalten?«

»Ja.«

»Haben Sie ihren *Sunday Comet* jemals gesehen?«

»Manchmal hat sie ihn mir angeboten, aber ich habe ihn nicht oft gelesen. Mutter hielt nichts von solchen Zeitungen.«

»So haben Sie den *Sunday Comet* jener Woche nicht gesehen?«

»Nein.«

»Und Mrs. McGinty hat nicht davon gesprochen? Oder von etwas, das darin stand?«

»O doch, das schon«, sagte James Bentley. »Sie war ganz erfüllt davon.«

»O *lala!* Sie war also ganz erfüllt davon. Und was sagte sie?

Passen Sie gut auf. Das ist sehr wichtig.«

»Ich erinnere mich jetzt nicht mehr genau. Es war etwas von einem alten Mordfall. Craig war es, glaube ... Nein, vielleicht war es nicht Craig. Na, jedenfalls sagte sie, jemand, der mit dem Fall zu tun hätte, lebte jetzt in Broadhinny. Ich konnte gar nicht begreifen, was das mit ihr zu tun hatte.«

»Sagte sie, wer in Broadhinny es war?« James Bentley sagte unbestimmt:

»Ich glaube, es war die Frau, deren Sohn fürs Theater schreibt.«

»Hat sie sie namentlich erwähnt?«

»Nein, ich ... wirklich, das ist schon lange her ...«

»Ich flehe Sie an – versuchen Sie nachzudenken. Sie wollen doch wieder frei sein, nicht wahr?«

»Frei?« fragte Bentley überrascht. »Ja, frei.«

»Ich ... ja ... ich glaube, schon.«

»Dann denken Sie nach! Was sagte Mrs. McGinty?«

»Nun, so was wie: 'Was die mit sich zufrieden ist, und so stolz. Hat nicht so viel Grund, stolz zu sein, wenn man alles weiß.' Und dann: 'Wenn man die Fotografie ansieht, würde man nie glauben, daß es dieselbe Frau ist.' Aber die Fotografie war natürlich viele Jahre alt.«

»Und weshalb sind Sie sicher, daß sie von Mrs. Upward sprach?«

»Ich weiß nicht recht ... Ich hatte nur den Eindruck. Sie hatte von Mrs. Upward gesprochen, und dann habe ich das Interesse daran verloren und nicht mehr zugehört, und nachher ... nun, wenn ich jetzt darüber nachdenke, dann weiß ich eigentlich nicht, von wem sie gesprochen hat. Sie hat viel geschwätzt, wissen Sie.« Poirot seufzte.

Er sagte: »Ich glaube nicht recht, daß sie von Mrs. Upward gesprochen hat. Ich glaube, es war jemand anderer. Es ist ein furchtbarer Gedanke, daß man Sie aufhängen könnte, weil Sie den Leuten, mit denen Sie sprechen, nicht ordentlich zuhören ...

Hat Mrs. McGinty mit Ihnen viel über die Häuser gesprochen, in denen sie arbeitete, oder über die Damen in den Häusern?«

»Ja, sozusagen ... aber es hat keinen Zweck, mich zu fragen.

Sie scheinen nicht zu verstehen, Monsieur Poirot, daß ich damals an mein eigenes Leben zu denken hatte. Ich befand mich damals in einer sehr ernsthaften Lage.«

»Jedenfalls in keiner ernsteren als jetzt. Hat Mrs. McGinty von Mrs. Carpenter gesprochen – damals hieß sie Mrs. Selkirk - oder von Mrs. Rendell?«

»Carpenter hat das neue Haus auf dem Hügel und einen großen Wagen, nicht wahr? Er war mit Mrs. Selkirk verlobt.

Mrs. McGinty hatte immer was gegen Mrs. Selkirk, ich weiß nicht, warum. 'Emporgekommen' nannte sie sie meistens. Ich weiß nicht, was sie damit sagen wollte.«

»Und die Rendells?«

»Er ist der Arzt, nicht wahr? Ich erinnere mich nicht, daß sie über die was Besonderes gesagt hat.«

»Und die Wetherbys?«

»Ich weiß noch, was sie über die gesagt hat.« Er schwieg einen Augenblick lang. »Sie sagte, es wäre ein unglückliches Haus.« Hercule Poirot blickte auf. Eine Sekunde lang war etwas in James Bentleys Stimme gewesen, das er zuvor nicht gehört hatte. Er wiederholte nicht gehorsam, an was er sich erinnern konnte. Sein Geist war einen winzigen Augenblick lang aus seiner Teilnahmslosigkeit herausgesprungen. James Bentley dachte an Hunters Close, an das Leben, das dort geführt wurde, und er dachte darüber nach, ob es ein glückliches oder ein unglückliches Haus war. James Bentley dachte objektiv nach.

Poirot fragte leise:

»Kennen Sie die Leute? Die Mutter? Den Vater? Die Tochter?«

»Nicht richtig. Es war der Hund. Ein Sealyham. War in eine Falle geraten. Sie konnte ihn nicht freimachen. Ich half ihr.«

Wieder war etwas Neues in Bentleys Ton. »Ich half ihr«, hatte er gesagt, und in diesen Worten war ein leiser Widerhall von Stolz gewesen.

Poirot erinnerte sich an das, was Mrs. Oliver von ihrem Gespräch mit Deirdre Henderson erzählt hatte. Er sagte freundlich: »Sie haben sich mit ihr unterhalten?«

»Ja. Sie ... ihre Mutter litt viel, sagte sie mir. Sie liebte ihre Mutter sehr.«

»Und sie erzählten ihr von Ihrer Mutter?«

»Ja«, gestand James Bentley leise. Poirot wartete schweigend.

»Das Leben ist sehr grausam«, sagte James Bentley. »Sehr ungerecht. Zu einigen Leuten scheint das Glück nie zu kommen.«

»Das ist möglich«, sagte Hercule Poirot. »Ich glaube nicht, daß sie glücklich ist. Miss Wetherby.«

»Henderson.«

»Ach ja. Sie sagte mir, sie hätte einen Stiefvater.« – »Deirdre Henderson«, sagte Poirot. »Deirdre von den Sorgen. Ein schöner Name, aber kein hübsches Mädchen, habe ich gehört.«

James Bentley errötete. »Mir hat sie ganz gut gefallen«, sagte er.

---

## 19

»Jetzt hör mir mal zu«, sagte Mrs. Sweetiman. Edna schnüffelte. Sie hatte Mrs. Sweetiman schon eine Zeitlang zugehört. Ein hoffnungsloses Gespräch, das sich immer im Kreise drehte. Mrs. Sweetiman hatte das gleiche mehrmals gesagt und nur zuweilen die Phrasen geändert. Edna hatte geschnüffelt und zuweilen geplärrt und hatte immer wieder zwei Dinge wiederholt: Erstens, daß sie es niemals könnte! Und zweitens, daß ihr Vater ihr bei lebendigem Leibe die Haut abziehen würde, ganz bestimmt würde er das tun! »Das ist egal«, sagte Mrs. Sweetiman, »aber Mord ist Mord, und was du gesehen hast, hast du gesehen, und das kannst du jetzt nicht ändern.«

Edna schnüffelte. »Und was du tun solltest ...«

Mrs. Sweetiman unterbrach sich und bediente Mrs. Wetherby, die Stricknadeln und dreißig Gramm Wolle kaufen wollte. »Hab' Sie schon ziemlich lange nicht mehr gesehen, gnä' Frau«, sagte Mrs. Sweetiman munter.

»Es ist mir in letzter Zeit gar nicht gut gegangen«, sagte Mrs. Wetherby. »Mein Herz, wissen Sie.« Sie seufzte tief. »Ich muß viel liegen.«

»Ich habe gehört, daß Sie jetzt endlich eine Hausgehilfin haben«, sagte Mrs. Sweetiman. »Für diese helle Wolle brauchen Sie dunkle Nadeln.«

»Ja. Sie ist soweit ganz tüchtig und kocht gar nicht schlecht.

Aber ihr Benehmen! Und ihr Aussehen! Gefärbtes Haar und ganz unpassend enge Pullover!«

»Ach«, sagte Mrs. Sweetiman, »heutzutage sind die Mädchen nicht mehr richtig für den Dienst erzogen. Meine Mutter, die hat mit Dreizehn begonnen und ist jeden Morgen um Viertel vor fünf aufgestanden. Als sie aufhörte, war sie erste Hausgehilfin und hatte drei Stubenmädchen unter sich. Und die hat sie auch ordentlich ausgebildet. Aber heutzutage gibt's das nicht mehr - die Mädchen werden heute nicht mehr ausgebildet, sie bekommen nur eine Erziehung, wie Edna.« Beide Frauen sahen Edna an, die sich gegen den Ladentisch des Postamts lehnte, schnüffelte, ein Pfefferminzbonbon lutschte und völlig leer dreinsah. Als ein Beispiel für Erziehung tat sie dem Unterrichtssystem kaum Ehre an.

»Schrecklich, das mit Mrs. Upward, nicht wahr?« fuhr Mrs. Sweetiman fort, während Mrs. Wetherby in einem Haufen farbiger Stricknadeln wühlte.

»Gräßlich«, bestätigte Mrs. Wetherby. »Man hat kaum gewagt, es mir zu erzählen. Und als man es dann doch tat, hatte ich das fürchterlichste Herzklopfen. Ich bin so empfindlich.«

»War für uns alle ein Schock«, sagte Mrs. Sweetiman. »Der junge Mr. Upward, der hat sich das furchtbar zu Herzen genommen. Diese Schriftstellerdame, die hatte wirklich mit ihm zu tun, bis der Doktor kam und ihm ein Sedativ gab oder so was.

Er ist jetzt als Pensionär nach Long Meadows gezogen, konnte nicht mehr in seinem Landhaus bleiben – und da kann ich ihm wirklich keinen Vorwurf machen. Janet Groom ist nach Hause gegangen, zu ihrer Nichte, und die Polizei hat den Schlüssel. Die Dame, die die Mordbücher schreibt, ist nach London gefahren, aber sie kommt zur Leichenschau wieder her.« Mrs. Sweetiman gab all diese Mitteilungen voll Genuß weiter. Sie war stolz darauf, immer wohlinformiert zu sein. Mrs. Wetherby, deren Verlangen nach Stricknadeln vielleicht mit dem Wunsche zusammenhing zu erfahren, was los war, bezahlte ihren Einkauf.

»Es ist sehr aufregend«, sagte sie. »Das ganze Dorf bekommt einen direkt gefährlichen Anstrich. Wahrscheinlich treibt sich ein Irrer herum. Wenn ich daran denke, daß meine liebe Tochter in jener Nacht draußen war, daß man sie hätte angreifen, vielleicht sogar töten können!« Mrs. Wetherby schloß die Augen und schwankte leicht. Mrs. Sweetiman beobachtete sie voll Interesse, aber ohne Besorgnis. Mrs. Wetherby öffnete die Augen wieder und sagte voll Würde:

»In diesem Ort sollte es Polizeistreifen geben. Jugendliche sollten nach Dunkelwerden nicht mehr ausgehen. Und alle Tore sollten versperrt und verriegelt sein. Sie wissen, oben in Long Meadows versperrt Mrs. Summerhayes nie eine Tür. Nicht einmal nachts. Sie läßt die Hintertür und das Wohnzimmerfenster offen, so daß die Hunde und Katzen ein- und ausgehen können. Ich halte das einfach für Wahnsinn, aber sie sagt, sie hätte es immer so gemacht, und wenn Einbrecher hinein wollten, könnten sie es auf jeden Fall.«

»Ich meine, ein Einbrecher würde in Long Meadows nicht viel finden«, sagte Mrs. Sweetiman.

Mrs. Wetherby schüttelte betrübt den Kopf und verabschiedete sich.

Mrs. Sweetiman und Edna nahmen ihr Gespräch wieder auf.

»Es hat keinen Zweck, daß du es besser wissen willst«, sagte Mrs. Sweetiman. »Recht ist Recht, und Mord ist Mord. Sag die Wahrheit und tu dem Teufel einen Tört. Das sage ich immer.«

»Vater würde mir die Haut abziehen, das würde er, ganz sicher«, sagte Edna.

»Ich werde mit deinem Vater reden«, sagte Mrs. Sweetiman.

»Ich kann es nicht, nein, niemals«, beharrte Edna hartnäckig.

»Mrs. Upward ist tot«, sagte Mrs. Sweetiman. »Und du hast etwas gesehen, wovon die Polizei nichts weiß. Du bist im Postamt angestellt, nicht wahr? Du bist eine Regierungsangestellte.

Du mußt deine Pflicht tun. Du mußt zu Bert Hayling gehen ...«

Edna brach neuerlich in Schluchzen aus.

»Nicht zu Bert, das kann ich nicht. Wie sollte ich zu Bert gehen? Das ganze Dorf würde es gleich wissen.« Mrs. Sweetiman sagte ein wenig zögernd: »Da ist ja der ausländische Herr ...«

»Kein Ausländer, das kann ich nicht. Kein Ausländer.«

»Nun, vielleicht hast du da recht.«

Mit quietschenden Bremsen fuhr ein Auto vor dem Postamt vor.

Mrs. Sweetimans Gesicht strahlte auf.

»Das ist Major Summerhayes. Sag ihm alles, und er wird dir dann raten, was du tun sollst.«

»Ich kann nicht«, sagte Edna, aber schon weniger überzeugt, Johnnie Summerhayes kam ins Postamt. Er taumelte unter der Last dreier großer Pappschachteln.

»Guten Morgen, Mrs. Sweetiman«, sagte er vergnügt. »Hoffe, die wiegen nicht zu viel.«

Mrs. Sweetiman behandelte die Pakete in ihrer amtlichen Eigenschaft. Während Summerhayes die Marken beleckte, sagte sie:

»Entschuldigen Sie, Sir, ich möchte Sie um einen Rat bitten.«

»Ja, Mrs. Sweetiman?«

»Sie gehören doch hierher, Sir, und Sie wissen am besten, was man tun muß.«

Summerhayes nickte. Er war immer seltsam gerührt von dem überlebenden Feudalgeist der englischen Dörfer. Die Dörfler wußten wenig von ihm, aber weil sein Vater und sein Großvater und viele Ururgroßväter in Long Meadows gewohnt hatten, hielten sie es für natürlich, daß er sie beriet und leitete, wenn sie ihn darum baten. »Es ist wegen Edna«, sagte Mrs. Sweetiman.

Johnnie Summerhayes sah Edna mißtrauisch an. Niemals, dachte er, hatte er ein weniger einnehmendes Mädchen gesehen.

Wie ein geschundenes Kaninchen. Schien auch eine Halbidiotin zu sein. Die konnte doch sicher nicht in einem Zustand sein, den man amtlich »in Schwierigkeiten« nannte. Aber nein, in dem Falle wäre Mrs. Sweetiman nicht zu ihm gekommen, um ihn um Rat zu bitten. »Nun«, sagte er freundlich, »wo fehlt's denn?«

»Es ist wegen des Mordes, Sir. Edna hat etwas gesehen am Mordabend.«

Johnnie Summerhayes blickte schnell von Edna auf Mrs. Sweetiman und dann wieder auf Edna. »Was haben Sie gesehen, Edna?« fragte er. Edna begann zu schluchzen. Mrs. Sweetiman übernahm die Antwort.

»Natürlich haben wir allerhand gehört. Einiges sind Gerüchte, und anderes ist wahr. Aber man sagt ganz bestimmt, daß an jenem Abend eine Dame dort war, die bei Mrs. Upward Kaffee getrunken hat. Das stimmt doch, nicht wahr, Sir?«

»Ja, ich denke schon.«

»Ich weiß, daß es wahr ist, weil wir es von Bert Hayling gehört haben.«

Albert Hayling war der Ortspolizist, und Summerhayes kannte ihn gut.

»Aha«, sagte Summerhayes.

»Aber man weiß nicht, wer die Dame ist, nicht wahr? Nun, Edna hat sie gesehen.«

Johnnie Summerhayes sah Edna an. Er spitzte die Lippen, als wollte er pfeifen.

»Sie haben sie gesehen, Edna? Als sie hineinging, oder als sie herauskam?«

»Als sie hineinging«, sagte Edna. Ein leichtes Gefühl ihrer Wichtigkeit lockerte ihr die Zunge. »Ich stand auf der anderen Straßenseite unter den Bäumen. Gerade an der Kurve, wo es dunkel ist. Ich hab' sie gesehen. Sie ging durchs Gartentor und dann zur Haustür, und dort stand sie ein Weilchen, und dann - dann ging sie hinein.« Johnnie Summerhayes' Stirn glättete sich.

»Das stimmt«, sagte er. »Das war Miss Henderson. Die Polizei weiß das. Sie hat es selbst gesagt.« Edna schüttelte den Kopf.

»Es war nicht Miss Henderson«, sagte sie. »Nicht? Wer war es denn?«

»Weiß nicht. Ich habe ihr Gesicht nicht gesehen. Stand mit dem Rücken zu mir. Ist den Pfad hinaufgegangen und dann dort gestanden. Aber es war nicht Miss Henderson.«

»Aber wie wollen Sie wissen, daß es nicht Miss Henderson war, wenn Sie das Gesicht nicht gesehen haben?«

»Weil sie blond war. Miss Henderson ist dunkel.« Johnnie Summerhayes blickte sie ungläubig an. »Es war eine sehr dunkle Nacht. Sie konnten doch kaum die Haarfarbe erkennen.«

»Hab' ich aber. Das Licht vor dem Eingang brannte. Das hat man so gelassen, weil Mr. Robin und die Detektivdame zusammen ins Theater gegangen waren. Und sie stand gerade unter der Lampe. Sie hatte einen dunklen Mantel und keinen Hut, und ihr Haar leuchtete so blond wie nur möglich. Ich hab' das gesehen.«

Johnnie pfiiff leise. Seine Augen waren jetzt ernst. »Wieviel Uhr war es?« fragte er. Edna schnüffelte. »Ich weiß nicht recht.«

»Du weißt doch ungefähr, wie spät es war«, sagte Mrs. Sweetiman.

»Es war noch nicht neun Uhr. Ich hätte die Turmuhr gehört.

Und es war nach halb neun.«

»Also zwischen halb neun und neun. Wie lange hat sie sich aufgehalten?«

»Ich weiß nicht, Sir. Weil ich nicht mehr gewartet habe. Und ich habe nichts gehört. Keinen Schrei, kein Stöhnen, gar nichts.«

Aber man würde wohl kaum Schreie oder Stöhnen gehört haben.

Johnnie Summerhayes wußte das. Er sagte ernst: »Nun, da kann man nur eines tun. Die Polizei muß das wissen.« Edna schluchzte laut und schnüffelte los. »Vater wird mir bei lebendigem Leibe die Haut abziehen«, winselte sie. »Ganz bestimmt wird er das tun.« Sie blickte Mrs. Sweetiman flehend an und eilte ins Hinterzimmer. Mrs. Sweetiman nahm die Angelegenheit in ihre fähigen Hände.

»Es ist so, Sir«, sagte sie in Beantwortung von Summerhayes' fragendem Blick. »Edna hat sich recht dumm benommen. Ihr Vater ist sehr streng, vielleicht ein bißchen zu streng, aber heutzutage kann man schwer sagen, wie es am besten ist. Da ist ein netter Bursche drüben in Cullavon, und er und Edna sind nett und stetig miteinander gegangen, und ihr Vater war damit ganz zufrieden, aber Reg ist ein langsamer Junge, und Sie wissen, wie die Mädels sind. Edna hat sich seit einiger Zeit mit Charlie Masters eingelassen.«

»Masters. Einer von Farmer Coles Leuten, nicht wahr?«

»Stimmt, Sir. Ein Landarbeiter. Und ein verheirateter Mann mit zwei Kindern. Der ist immer hinter den Mädels her, und er ist in jeder Beziehung schlecht. Edna hat keinen Verstand, und ihr Vater, der hat damit Schluß gemacht. Hat auch ganz recht.

So ging Edna also an dem Abend mit Reg nach Cullavon ins Kino – das hat sie zumindest ihrem Vater gesagt. Aber in Wirklichkeit ging sie weg, um diesen Masters zu treffen. Hat an der Kurve auf ihn gewartet, schien sich dort immer zu treffen.

Nun, er ist nicht gekommen. Vielleicht hat seine Frau ihn zu Hause zurückgehalten, oder vielleicht ist er hinter einem anderen Mädchen her, aber so war es nun einmal. Edna wartete, aber schließlich gab sie es auf. Aber es ist jetzt schwer für sie, wissen Sie, zu erklären, was sie dort gemacht hat, wenn sie doch mit dem Autobus nach Cullavon hätte fahren sollen.« Johnnie Summerhayes nickte. Er unterdrückte sein Staunen darüber, daß diese unansehnliche Edna genügend Sex-Appeal haben sollte, um die Aufmerksamkeit von zwei Männern zu erregen, und kümmerte sich um die praktische Seite der Angelegenheit.

»Sie will damit nicht zu Bert Hayling gehen«, sagte er verständnisvoll.

»Das stimmt, Sir.« Summerhayes überlegte schnell.

»Leider muß die Polizei es aber wissen«, erklärte er freundlich. »Das habe ich ihr gesagt, Sir«, sagte Mrs.

Sweetiman. »Aber man wird wahrscheinlich die – Umstände recht taktvoll behandeln. Vielleicht wird sie nicht einmal als Zeugin aussagen müssen. Und was sie der Polizei erzählt, wird vertraulich behandelt. Ich könnte Spence anrufen und ihn bitten, herzukommen – nein, ich werde lieber die kleine Edna im Wagen nach Kilchester fahren. Wenn sie dort zur Polizei geht, wird das hier niemand erfahren. Ich werde nur eben erst anrufen und sagen, daß wir kommen.«

Und so wurde die schnüffelnde Edna nach einem kurzen Telefongespräch fest in ihren Mantel geknöpft und von Mrs. Sweetiman mit einem Klaps auf den Rücken ermutigt. Sie stieg in den Lieferwagen und wurde schnell in der Richtung nach Kilchester weggefahren.

## 20

Hercule Poirot saß in Kommissar Spences Büro in Kilchester.

Er lehnte sich in seinem Sessel zurück, hielt die Augen geschlossen, und die Spitzen seiner Finger berührten einander leicht. Der Kommissar erhielt einige Berichte, gab einem Wachtmeister Anweisungen und sah schließlich sein Gegenüber erwartungsvoll an.

»Fällt Ihnen was Gutes ein, Monsieur Poirot?« fragte er. »Ich überlege«, sagte Poirot. »Ich überdenke das Ganze.«

»Ich habe vergessen, Sie das zu fragen. Haben Sie von James Bentley etwas Nützliches erfahren?« Poirot schüttelte den Kopf.

Er runzelte die Stirn. Er hatte wirklich an James Bentley gedacht. Es war ärgerlich, dachte Poirot verzweifelt, daß bei einem solchen Fall, bei dem er seine Dienste ohne Lohn, nur aus Freundschaft und Hochachtung für einen anständigen Polizeibeamten angeboten hatte, das Opfer der Umstände so ganz und gar nicht romantisch war. Dagegen ein liebliches Mädchen, verwirrt und unschuldig, oder ein prächtiger Bursche, auch verwirrt. Statt dessen hatte er einen James Bentley, einen pathologischen Fall, wie er im Buche steht, ein egozentrisches Geschöpf, das kaum jemals an andere Leute gedacht hatte. Ein Mann, der undankbar die Bemühungen hinnahm, die man machte um ihn zu retten – man könnte fast sagen, daran ganz uninteressiert war.

Wirklich, dachte Poirot, man könnte ihn ruhig hängen lassen, da es ihm ja doch gleichgültig zu sein scheint. »Unser Gespräch«, sagte Poirot, »möchte ich ganz besonders ergebnislos nennen. Alles Nützliche, an das Bentley sich hätte erinnern können, hat er vergessen. Das, woran er sich erinnerte, war so vage und so unsicher, daß man nicht darauf bauen kann.

Jedenfalls ist es ziemlich sicher, daß Mrs. McGinty ganz aufgeregt über den Artikel im *Sunday Comet* war und mit Bentley darüber sprach. Dabei erwähnte sie besonders, daß jemand, der mit dem Fall zu tun hatte, in Broadhinny wohnte.«

»Mit welchem Fall?« fragte Kommissar Spence eifrig. »Unser Freund war nicht sicher«, sagte Poirot. »Er sagte, mit dem Fall Craig – aber da der Fall Craig der einzige ist, von dem er je gehört hat, müssen wir annehmen, daß es der einzige ist, an den er sich erinnert. Aber der 'Jemand' war eine Frau. Er zitierte sogar Mrs. McGintys Worte. Jemand, der nicht so stolz zu sein brauchte, wenn alles bekannt wäre.«

»Stolz?«

»*Mais oui.*« Poirot nickte zustimmend. »Ein recht bezeichnendes Wort, nicht wahr?«

»Und kein Anhaltspunkt, wer die stolze Dame war?«

»Bentley meinte Mrs. Upward – aber, soweit ich sehen konnte, hatte er keinen richtigen Grund

dafür.« Spence schüttelte den Kopf.

»Wahrscheinlich, weil sie eine stolze, beherrschende Frau war - ganz auffällig stolz, würde ich sagen. Aber Mrs. Upward kann es nicht gewesen sein, denn Mrs. Upward ist tot, und aus dem gleichen Grunde tot, aus dem Mrs. McGinty starb – weil sie eine Fotografie erkannt hatte.« Poirot sagte trübselig: »Ich habe sie gewarnt.« Spence sagte leise und verärgert:

»Lily Gamboll! So weit es das Alter angeht, gibt es nur zwei Möglichkeiten. Mrs. Rendell und Mrs. Carpenter. Ich rechne das Hendersonmädel nicht mit, weil wir von der zuviel wissen.«

»Und von den anderen nicht?« Spence seufzte.

»Sie wissen, wie es heute ist. Der Krieg hat alles herumgewirbelt. Die Besserungsanstalt, in der Lily Gamboll war, und ihr ganzes Archiv sind von einem Volltreffer zerstört worden. Dann nehmen Sie einmal die Leute. Es ist das Schwierigste, was es gibt, über Leute etwas in Erfahrung zu bringen. Broadhinny zum Beispiel – die einzigen Leute in Broadhinny, von denen wir etwas wissen, sind die Summerhayes. Die Familie ist seit dreihundert Jahren dort. Und Guy Carpenter, der einer von den Maschinen-Carpenters ist.

Alle die anderen sind – wie soll ich sagen? – ungreifbar. Dr.

Rendell steht im Ärzteverzeichnis, und wir wissen, wo er studiert hat und wo er eine Praxis hatte, aber wir wissen nicht, aus welcher Familie er stammt. Seine Frau kommt aus der Nähe von Dublin. Eve Selkirk, wie sie hieß, bevor sie Mrs. Carpenter wurde, war eine hübsche junge Kriegerwitwe. Jedermann kann eine hübsche junge Kriegerwitwe sein. Oder die Wetherbys – die scheinen sich in der ganzen Welt herumgetrieben zu haben.

Warum?

Gibt es einen Grund dafür? Hat er bei einer Bank Geld unterschlagen? Oder haben sie einen Skandal verursacht? Ich will nicht sagen, daß wir nichts über die Leute erfahren können - aber es braucht Zeit. Die Leute selbst helfen einem nicht.«

»Weil sie etwas zu verbergen haben – wenn es auch nicht gerade ein Mord sein muß«, sagte Poirot.

»Sehr richtig. Es kann eine Schwierigkeit mit dem Gesetz gewesen sein, oder eine niedere Herkunft, oder irgendein ganz gewöhnlicher Skandal. Aber was immer es ist, haben sie sich sehr bemüht, Gras darüber wachsen zu lassen – und deshalb kann man es nur schwer herausfinden.«

»Aber nicht unmöglich.«

»O nein. Nicht unmöglich. Es braucht bloß Zeit. Wie ich sagte, wenn Lily Gamboll in Broadhinny ist, ist sie entweder Eve Carpenter oder Shelagh Rendell. Ich habe sie befragt; einfach Routine, habe ich ihnen erklärt. Sie sagen, sie seien beide zu Hause gewesen – allein. Mrs. Carpenter war die großäugige Unschuld, Mrs. Rendell war nervös – aber sie ist eben ein nervöser Typ, man kann sich nicht danach richten.«

»Ja«, sagte Poirot nachdenklich. »Sie ist ein nervöser Typ. Er dachte an Mrs. Rendell im Garten von Long Meadows. Mrs. Rendell hatte einen anonymen Brief bekommen, oder wenigstens hatte sie es behauptet. Er dachte über diese Behauptung nach, wie er schon früher nachgedacht hatte.

Spence fuhr fort:

»Und wir müssen vorsichtig sein – weil, selbst wenn eine davon schuldig ist, die andere unschuldig ist.«

»Und Guy Carpenter ist vielleicht bald Abgeordneter, und er ist in Broadhinny eine wichtige Persönlichkeit.«

»Das würde ihm nichts nützen, wenn er eines Mordes oder der Beihilfe schuldig wäre«, sagte Spence grimmig. »Das weiß ich.

Da müßten Sie sicher sein, nicht?«

»Das stimmt. Aber Sie werden doch zugeben, daß es sich nur um die beiden handeln kann?« Poirot

seufzte.

»Nein, nein.. Das würde ich nicht sagen. Es gibt noch andere Möglichkeiten.«

»Zum Beispiel?«

Poirot schwieg einen Augenblick lang, dann sagte er mit ganz veränderter, fast gleichgültiger Stimme:

»Warum bewahren Leute Fotografien auf?«

»Warum? Das weiß Gott allein. Warum heben Leute alle möglichen Dinge auf – Plunder, Kitsch, allerlei Kleinigkeiten?

Sie tun es eben, und das ist alles.«

»Bis zu einem gewissen Grade bin ich Ihrer Meinung.

Manche Leute heben alles auf. Manche Leute werfen alles weg, sobald sie damit fertig sind. Das ist eine Frage des Temperaments. Jawohl. Aber ich spreche jetzt besonders von Fotografien. Warum heben Leute Fotografien auf?«

»Wie ich sagte, einfach, weil sie nichts wegwerfen. Oder vielleicht, weil sie sie an etwas erinnern ...« Poirot stürzte sich auf diese Worte.

»Sehr richtig. Weil sie sich erinnern. Und jetzt fragen wir wiederum – warum? Warum hebt eine Frau ihr Jugendbild auf?

Ich sage, der Hauptgrund ist wohl Eitelkeit. Sie ist ein hübsches Mädchen gewesen, und sie hebt ihr Jugendbild auf, um sich daran zu erinnern, was für ein hübsches Mädchen sie war. Das tröstet sie, wenn der Spiegel ihr Dinge sagt, die sie nicht schlucken kann. Vielleicht sagt sie einer Freundin: 'So war ich mit achtzehn Jahren ...' Und sie seufzt ... Habe ich recht?«

»Ja – ja, ich möchte sagen, das ist wirklich wahr.«

»Dann haben wir also *den* Grund Nummer eins. Die Eitelkeit.

Jetzt zu Grund Nummer zwei. Sentimentalität.«

»Ist das nicht dasselbe?«

»Nein, nein, nicht ganz. Denn die führt sie dazu, nicht nur die eigenen Bilder aufzuheben, sondern auch die von anderen ... Ein Bild der verheirateten Tochter, als sie noch ein Kind war und in einem weiten Tüllkleidchen auf dem Kaminteppich saß.«

»Solche Bilder habe ich schon gesehen«, sagte Spence grinsend. »Ja. Manchmal setzen sie die abgebildeten Personen in große Verlegenheit, aber das tun Mütter gern. Und Söhne und Töchter bewahren oft Bilder der Mutter auf, besonders, sagen wir mal, wenn die Mutter jung starb. 'Das war meine Mutter als junges Mädchen'.«

»Ich sehe allmählich, worauf Sie hinauswollen, Poirot.«

»Und vielleicht gibt es noch eine dritte Klasse. Nicht Eitelkeit, nicht Sentimentalität, nicht Liebe. Aber vielleicht Haß.

Was meinen Sie?«

»Haß?«

»Ja. Um den Rachedurst lebendig zu erhalten. Jemand hat Ihnen wehgetan – da könnten Sie eine Fotografie von ihm aufbewahren, damit Sie nicht vergessen. Wäre das nicht möglich?«

»Aber das kommt doch wohl in diesem Falle nicht in Frage?«

»Wirklich nicht?«

»Woran denken Sie denn?« Poirot sagte leise:

»Zeitungsberichte sind oft ungenau. Der *Sunday Comet* sagte, Eva Kane hätte bei den Craigs als Gouvernante gearbeitet. War sie das wirklich?«

»Ja, sicher. Aber wir arbeiten doch mit der Annahme, daß wir Lily Gamboll suchen.«

Poirot saß plötzlich sehr aufrecht in seinem Sessel. Er hielt Spence seinen Zeigefinger drohend vors

Gesicht. »Sehen Sie doch! Schauen Sie die Fotografie von Lily Gamboll an. Sie ist nicht schön – wirklich nicht! Ehrlich gesagt, mit dieser Brille und diesen Zähnen ist sie abscheulich. Dann hat also niemand ihr Bild aus dem ersten unserer Gründe aufbewahrt. Keine Frau würde ein solches Bild aus Eitelkeit aufbewahren. Wenn Eve Carpenter oder Shelagh Rendell, die beide hübsch sind, besonders Eve Carpenter, ein solches Bild von sich hätten, würden sie es schnell zerreißen, damit niemand es findet.«

»Nun, da ist was dran.«

»Also kommt Grund Nummer eins nicht in Frage. Kommen wir jetzt zur Sentimentalität. Hat jemand Lily Gamboll zu jener Zeit geliebt? Das ganze Problem von Lily Gamboll war doch, daß niemand sie liebte. Sie war ein unerwünschtes und ungeliebtes Kind. Der Mensch, der sie am liebsten hatte, war ihre Tante, und diese Tante starb unter der Fleischhacke. So hat nicht Sentimentalität dieses Bild bewahrt. Und Rache? Niemand haßte sie. Ihre ermordete Tante war eine einsame Frau ohne Gatten oder nahe Freunde. Niemand empfand Haß für das kleine Kind aus dem Elendsquartier – nur Mitleid.«

»Sehen Sie mal, Monsieur Poirot, Sie sagen doch praktisch, daß niemand dieses Bild aufbewahrt hätte.«

»Sehr richtig. Das ist das Ergebnis meiner Überlegungen.«

»Aber jemand hat es doch getan. Denn Mrs. Upward hat es gesehen.«

»Wirklich?«

»Verdammt nochmal. Das haben Sie selbst mir erzählt. Sie hat es doch gesagt.«

»Ja, gesagt hat sie das«, sagte Poirot. »Aber die verstorbene Mrs. Upward war in gewisser Hinsicht eine Geheimniskrämerin.

Sie tat Dinge gern auf ihre eigene Weise. Ich zeigte die Bilder, und sie erkannte eines davon. Aber dann wollte sie aus irgendeinem Grunde das Geheimnis für sich behalten. Sie wollte, sagen wir einmal, eine gewisse Angelegenheit so erledigen, wie *sie* es sich vorstellte. Und da sie sehr schlagfertig war, zeigte sie absichtlich auf das falsche Bild. Und so behielt sie ihr Wissen für sich.«

»Aber warum?«

»Weil sie, wie ich sagte, die Sache allein erledigen wollte.«

»Es konnte sich doch nicht um Erpressung handeln? Sie war unglaublich reich, wissen Sie. Die Witwe eines Fabrikanten aus den Nordprovinzen.«

»Ach nein, keine Erpressung. Eher Wohltätigkeit. Vielleicht mochte sie die fragliche Person recht gern und wollte ihr Geheimnis nicht verraten. Aber neugierig war sie doch. Sie wollte mit dieser Person allein sprechen. Und dabei zu einem Schluß kommen, ob die fragliche Person etwas mit dem Tod von Mrs. McGinty zu tun hatte oder nicht. So was wird's gewesen sein.«

»Dann kommen noch die anderen drei Bilder in Frage?«

»Sehr richtig. Mrs. Upward wollte bei der ersten Gelegenheit mit der fraglichen Person zusammenkommen. Diese Gelegenheit bot sich, als ihr Sohn und Mrs. Oliver ins Kleine Theater in Cullenquay gingen.«

»Und sie hat Deirdre Henderson angerufen. Das bringt Deirdre Henderson wieder ins Bild zurück. Und auch ihre Mutter.« Kommissar Spence blickte Poirot traurig an. »Sie lieben verwickelte Angelegenheiten, nicht wahr, Monsieur Poirot?« sagte er.

eine Frau, die gewöhnlich als leidend galt.

Erst nachdem sie die Halle betreten hatte, änderte sich ihre Haltung wieder. Sie schlurfte ins Wohnzimmer und ließ sich schlaff aufs Sofa sinken.

Die Klingel war in Reichweite, und sie klingelte. Da nichts erfolgte, klingelte sie wieder, wobei sie ihren Finger eine Zeitlang auf dem Knopf hielt.

Maude Williams erschien. Sie trug eine geblümete Mantelschürze und hatte ein Staubtuch in der Hand. »Haben Sie geklingelt, gnädige Frau?«

»Ich habe zweimal geklingelt. Wenn ich klinge, erwarte ich, daß man sofort kommt. Ich könnte ja gefährlich krank sein.«

»Es tut mir leid, gnädige Frau, ich war oben.«

»Das weiß ich. Sie waren in meinem Zimmer. Ich habe sie gehört. Und sie haben die Schubladen auf- und zugemacht. Ich weiß wirklich nicht, warum. Es gehört nicht zu Ihrer Arbeit, Ihre Nase in meine Dinge zu stecken.«

»Das habe ich nicht getan. Ich habe ein paar Dinge, die Sie umherliegen ließen, ordentlich an Ort und Stelle gelegt.«

»Unsinn. Leute wie Sie schnüffeln immer. Und das dulde ich nicht. Ich bin sehr schwach. Ist Miss Deirdre zu Hause?«

»Sie ist mit dem Hund spazierengegangen.«

»Wie dumm. Sie konnte doch wissen, daß ich sie brauchen würde. Bringen Sie mir ein in Milch geschlagenes Ei, und tun Sie ein bißchen Weinbrand dazu. Der Weinbrand steht auf dem Seitenbuffet im Eßzimmer.«

»Es sind nur noch drei Eier für morgen zum Frühstück da.«

»Dann wird jemand auf seines verzichten müssen. Eilen Sie, ja? Stehen Sie nicht da und glotzen Sie mich an. Und Sie sind viel zu stark geschminkt. Das gehört sich nicht.« Aus der Halle klang Hundegebell. Deirdre betrat mit dem Sealyham das Zimmer, als Maude es verließ. »Ich habe deine Stimme gehört«, sagte Deirdre atemlos. »Was hast du ihr gesagt?« – »Nichts.«

»Die sah ja wie vom Blitz erschlagen aus.«

»Ich habe ihr meine Meinung gesagt. Ein unverschämtes Ding.«

»Ach, Mama, Liebling, ist das nötig? Es ist so schwer, jemanden zu bekommen. Und sie kocht gut.«

»Daß sie unverschämt zu mir ist, darauf kommt es wohl nicht an? Nun ja, ich werde nicht mehr lange bei euch sein.« Mrs. Wetherby verdrehte die Augen und atmete unregelmäßig. »Ich bin zu weit gegangen«, sagte sie leise. »Du hättest nicht ausgehen sollen, Liebste. Warum hast du mir nicht gesagt, daß du weggehen wolltest?«

»Ich dachte, ein bißchen Luft würde mir gut tun. Es ist so stickig. Nun, es hat ja nichts zu sagen. Man will ja gar nicht mehr leben, wenn man den Leuten bloß zur Last fällt.«

»Du fällst niemandem zur Last, Liebste. Ohne dich würde ich sterben.«

»Du bist ein gutes Kind – aber ich sehe ja, wie ich dich ermüde und dir auf die Nerven gehe.«

»Gar nicht – gar nicht!« rief Deirdre leidenschaftlich. Mrs. Wetherby seufzte und schloß die Augen müde. »Ich ... kann nicht viel reden«, sagte sie schwach. »Ich muß einfach ruhig liegen.«

»Ich werde Maude sagen, daß sie sich mit dem Egg-nogg beeilt.«

Deirdre lief aus dem Zimmer. In ihrer Eile stieß sie mit dem Ellbogen gegen einen Tisch, und ein bronzener Götze polterte zu Boden.

»So ungeschickt!« murmelte Mrs. Wetherby vor sich hin und schloß die Augen.

Die Tür ging auf, und Mr. Wetherby trat ein. Einen Augenblick lang blieb er stehen. Mrs. Wetherby öffnete die Augen. »Ach du bist's, Roger?«

»Ich wollte wissen, was für ein Lärm hier war. Es ist unmöglich, in diesem Hause ruhig zu lesen.«

»Es war bloß Deirdre, mein Lieber. Sie ist mit dem Hund hereingekommen.«

Mr. Wetherby bückte sich und hob das Bronzeungeheuer vom Fußboden auf.

»Deirdre ist doch wohl alt genug, nicht die ganze Zeit Dinge umzuwerfen.«

»Sie ist bloß ein bißchen ungeschickt.«

»Nun, es ist lächerlich, in ihrem Alter ungeschickt zu sein.

Und kann sie nicht dafür sorgen, daß der Hund etwas weniger bellt?«

»Ich werde mit ihr sprechen, Roger.«

»Wenn sie hier zu Hause sein will, dann muß sie sich nach unseren Wünschen richten und nicht so tun, als ob das Haus ihr gehörte.«

»Vielleicht möchtest du sie lieber aus dem Hause haben«, sagte Mrs. Wetherby leise. Durch die halbgeschlossenen Lider beobachtete sie ihren Gatten.

»Nein, natürlich nicht. Natürlich nicht. Natürlich ist ihr Heim bei uns. Ich möchte nur um ein bißchen mehr Verstand und besseres Benehmen bitten.« Er fügte hinzu: »Bist du ausgegangen, Edith?«

»Ja. Nur zum Postamt.«

»Keine Neuigkeiten über Mrs. Upward?«

»Die Polizei weiß immer noch nicht, wer es war.«

»Sie scheint ganz ratlos zu sein. Irgendein Motiv? Wer bekommt ihr Geld?«

»Vermutlich der Sohn.«

»Ja – ja, dann sieht es wirklich so aus, als wäre es einer dieser Landstreicher gewesen. Du solltest dem Mädchen sagen, daß es das Haustor sorgfältig verschlossen halten soll. Und wenn es dämmert, die Kette vorlegen. Heutzutage sind diese Leute sehr kühn und brutal.«

»Man scheint aber bei Mrs. Upward gar nichts geraubt zu haben.«

»Merkwürdig.«

»Nicht wie bei Mrs. McGinty«, sagte Mrs. Wetherby. »Mrs. McGinty? Ach, die Putzfrau! Was hat Mrs. McGinty mit Mrs. Upward zu tun?«

»Sie hat für sie gearbeitet, Roger.«

»Sei nicht töricht, Edith.«

Mrs. Wetherby schloß wieder die Augen. Als Mr. Wetherby das Zimmer verließ, lächelte sie vor sich hin.

---

## 22

Hercule Poirot fuhr in einem Mietwagen nach Broadhinny zurück.

Er war müde, weil er nachgedacht hatte. Nachdenken erschöpfte ihn immer. Und sein Nachdenken hatte ihn nicht völlig befriedigt. Es war, als wäre ein Muster, das man durchaus hätte sehen können, in einen Stoff gewebt, und als ob er dennoch, obgleich er den Stoff in der Hand hielt, nicht sehen konnte, was das Muster war. Aber es war da. Darauf kam es an.

Es war wirklich da. Nur war es eines von jenen gleichfarbigen, feinen Mustern, die man nicht leicht sehen kann.

Nicht weit außerhalb von Kilchester begegnete sein Auto dem Lieferwagen Summerhayes', der in die entgegengesetzte Richtung fuhr. Johnnie fuhr selbst, und er hatte einen Fahrgast.

Als er in Long Meadows ankam, ging er ins Wohnzimmer. Er entfernte ein Sieb voll Spinat von dem bequemsten Sessel im Zimmer und nahm Platz. Aus dem ersten Stock hörte er das Rattern einer Schreibmaschine. Es war Robin Upward, der sich mit einem Drama herumschlug. Er hatte schon drei

Fassungen davon zerrissen, hatte er Poirot erzählt. Er konnte sich einfach nicht konzentrieren.

Robin mochte den Tod seiner Mutter ganz aufrichtig betrauern, aber er blieb doch Robin Upward, der sich vor allem für sich selbst interessierte.

»Madre«, sagte er feierlich, »würde gewollt haben, daß ich mit meiner Arbeit fortfahre.«

Hercule Poirot hatte schon viele Leute etwas Ähnliches sagen gehört. Es war eine der angenehmsten Annahmen, diese Kenntnis dessen, was die Toten wünschen würden. Die trauernden Hinterbliebenen hatten niemals Zweifel an den Wünschen ihrer Lieben, und diese Wünsche waren gewöhnlich genau das, was sie selbst gerne tun wollten.

Aber in diesem Falle stimmte es wahrscheinlich. Mrs. Upward hatte großes Zutrauen zu Robins Arbeit gehabt und war ungewöhnlich stolz auf ihn gewesen. Poirot lehnte sich zurück und schloß die Augen. Er dachte an Mrs. Upward. Er dachte darüber nach, wie Mrs. Upward wohl wirklich gewesen war. Er erinnerte sich an einen Satz, den er einmal von einem Polizeibeamten gehört hatte. »Wir werden ihn in seine Bestandteile zerlegen und nachsehen, was ihn ticken läßt.« Was hatte Mrs. Upward ticken lassen?

Maureen Summerhayes kam polternd ins Zimmer gestürzt. Ihr Haar wehte wild hinter ihr her.

»Ich weiß nicht, was aus Johnnie geworden ist«, sagte sie. »Er ist bloß mit diesen Aufträgen nach dem Postamt gefahren. Er hätte schon seit Stunden zurück sein sollen. Und ich kann das Formular vom Landwirtschaftsministerium nicht finden. Ich habe überall nachgesehen.«

»Der Spinat ist auf dem Sofa«, sagte Poirot. Maureen machte sich um den Spinat keine Sorgen.

»Das Formular ist vorige Woche gekommen«, sagte sie nachdenklich. »Und ich muß es irgendwohin getan haben.

Vielleicht als ich den Pullover von Johnnie stopfte.«

Sie eilte nach dem Schreibtisch hinüber und zog die Schubladen heraus. Den größten Teil des Inhalts warf sie achtlos auf den Fußboden. Hercule Poirot litt entsetzlich, während er ihr zuschaute.

Plötzlich stieß sie einen Triumphschrei aus. »Hab' es!«

Begeistert eilte sie aus dem Zimmer.

Hercule Poirot seufzte und versank wieder in seinen Gedanken.

Ordentlich alles genau aneinanderreihen ... Er runzelte die Stirn. Der Haufen Unordnung auf dem Fußboden vor dem Schreibtisch lenkte ihn ab. Welch entsetzliche Art, etwas zu suchen! Ordnung und Methode. Darauf kam es an. Ordnung und Methode.

Obleich er sich in seinem Sessel seitlich gewandt hatte, konnte er immer noch den Wirrwarr auf dem Fußboden sehen.

Nähzeug, ein Haufen Socken, Briefe, Strickwolle, Zeitschriften, Siegellack, Fotografien, ein Pullover ... Es war unerträglich.

Poirot stand auf, ging zum Schreibtisch und begann die Gegenstände in die offenen Schubladen zu legen. Den Pullover, die Socken, die Strickwolle. Dann in die nächste Schublade den Siegellack, die Fotografien, die Briefe. Das Telefon klingelte. Er nahm den Hörer ab. »Allô, allô, allô!« sagte er.

Die Stimme, die zu ihm sprach, war Kommissar Spences Stimme.

»Ach, Sie sind's, Monsieur Poirot. Gerade der Mann, mit dem ich sprechen wollte.«

Spences Stimme war kaum zu erkennen. Ein sehr besorgter Mann hatte einem sehr zuversichtlichen Platz gemacht. »Stopfen mich mit einem Haufen Blödsinn über die falsche Fotografie voll«, sagte er vorwurfsvoll, doch nachsichtig. »Wir haben neues Material. Das Mädel vom Postamt in Broadhinny. Major Summerhayes hat sie gerade hergebracht. Ist an dem Abend praktisch gegenüber dem Haus gestanden und hat gesehen, wie eine Frau hineinging. Nach halb neun, aber vor neun Uhr. Und es war nicht Deirdre Henderson. Es war eine blonde Frau. Das bringt uns dorthin zurück, wo wir waren, es weist auf die beiden - Eve Carpenter und Shelagh Rendell. Die Frage ist nur, welche?«

Poirot öffnete den Mund, sagte aber nichts. Langsam und überlegt legte er den Hörer auf. Er stand da und starrte vor sich hin, ohne etwas zu sagen.

Wieder klingelte das Telefon. »Allo!Allo!Allo!«

»Kann ich, bitte, Monsieur Poirot sprechen?«

»Hercule Poirot am Apparat.«

»Das dachte ich mir. Hier spricht Maude Williams. In einer Viertelstunde im Postamt?«

»Ich werde dort sein.« Er legte den Hörer auf.

Als er den Hügel hinabging, wurde er von einem von Spences Männern angerufen, der eben aus Laburnums kam. »Morgen, Monsieur Poirot.«

Poirot erwiderte den Gruß höflich. Er bemerkte, daß Wachtmeister Fletcher erregt aussah.

»Der Kommissar hat mich hergeschickt, damit ich einmal eine gründliche Haussuchung machte«, erklärte er. »Sie wissen ja - irgendeine Kleinigkeit, die uns entgangen wäre. Man kann ja nie wissen. Wir hatten natürlich den Schreibtisch durchsucht, aber der Kommissar meinte plötzlich, der hätte vielleicht ein Geheimfach – muß wohl Spionageromane gelesen haben. Nun, ein Geheimfach hatte er nicht. Aber danach habe ich mich an die Bücher gemacht. Manchmal stecken Leute einen Brief in ein Buch, das sie gerade lesen, wissen Sie.«

»Und haben Sie etwas gefunden?«

»Keinen Brief oder so was, nein. Aber ich habe etwas Interessantes gefunden – ich wenigstens glaube, daß es interessant ist. Sehen Sie mal.«

Er packte aus einem Stück Zeitungspapier ein altes, recht schäbiges Buch aus.

»Das war in einem Bücherbord. Ein altes Buch, schon vor Jahren herausgekommen. Aber sehen Sie einmal das an.« Er öffnete es und zeigte das Vorsatzblatt. Darauf stand mit Bleistift geschrieben: Evelyn Hope.

»Interessant, meinen Sie nicht? Das ist der Name, falls Sie sich nicht daran erinnern ...«

»Der Name, den Eva Kane annahm, als sie England verließ.

Ich erinnere mich daran«, sagte Poirot.

»Scheint, daß es die Fotografie unserer Mrs. Upward war, die Mrs. McGinty hier gesehen hat. Das macht es recht verwickelt, nicht wahr?«

»Ja, wirklich«, sagte Poirot voll Überzeugung. »Ich versichere Ihnen, wenn Sie damit zu Kommissar Spence gehen, wird er sich die Haare mit den Wurzeln ausreißen – ja, bestimmt mit den Wurzeln.«

»Ich hoffe, so arg wird's doch nicht werden«, sagte Wachtmeister Fletcher.

Poirot antwortete nicht. Er ging den Hügel hinab. Er dachte nicht mehr nach. Das hatte alles keinen Sinn. Er ging ins Postamt. Maude Williams war dort und sah Strickmuster an.

Poirot sprach nicht mit ihr. Er ging hinüber auf die Seite des Postamts. Als Maude ihre Einkäufe gemacht hatte, kam Mrs. Sweetiman zu ihm, und er kaufte einige Briefmarken. Maude verließ den Laden.

Mrs. Sweetiman schien in Gedanken und hatte keine Lust auf ein Gespräch. Poirot konnte ziemlich schnell nach Maude den Laden verlassen. Bald holte er sie ein und ging in gleichem Schritt neben ihr her.

»*Eh bien*«, sagte Poirot, »Sie haben mir etwas zu berichten?«

»Ich weiß nicht, ob es wichtig ist. Jemand hat versucht, durchs Fenster in Mrs. Wetherbys Zimmer zu steigen.«

»Wann?«

»Heute früh. Sie war ausgegangen, und das Mädels hat den Hund spazierengeführt. Der alte Gefrierfisch war wie gewöhnlich in seinem Arbeitszimmer. Ich hätte eigentlich in der Küche sein

sollen – die liegt, wie das Arbeitszimmer, auf der anderen Seite – aber es schien mir eine gute Gelegenheit, um ...

Sie verstehen mich?« Poirot nickte.

»So schlüpfte ich hinauf und ins Schlafzimmer Ihrer Säuerlichkeit. Eine Leiter war ans Fenster gestellt, und ein Mann machte sich am Fensterriegel zu schaffen. Sie hat seit dem Mord immer alles verschlossen und verriegelt. Niemals ein bißchen frische Luft. Als der Mann mich sah, sauste er nach unten und machte sich davon. Die Leiter gehörte unserem Gärtner – er hatte den Efeu beschnitten und war zu einem Imbiß weggegangen.«

»Wer war der Mann? Können Sie ihn beschreiben?«

»Ich habe ihn kaum gesehen. Als ich ans Fenster kam, war er schon unten und weg. Und als ich ihn zuerst sah, blickte ich gegen die Sonne und konnte sein Gesicht nicht sehen.«

»Sind Sie sicher, daß es wirklich ein Mann war?« Maude dachte nach.

»Trug Männerkleidung – hatte einen alten Filzhut auf. Es hätte natürlich auch eine Frau sein können ...«

»Das ist interessant, sehr interessant. Sonst noch etwas?«

»Noch nicht. Was für Mist die alte Frau aufhebt! Bei der muß ja eine Schraube los sein. Heute früh kam sie herein, ohne daß ich sie hörte, und da machte sie mir einen Krach, daß ich schnüffelte. Nächstens werde ich sie noch ermorden. Wenn jemand ermordet sein will, dann ist es diese Frau. Ein wirklich ekelhaftes Ding.« Poirot sagte leise: »Evelyn Hope ...«

»Was ist das?« Sie wandte sich ihm mit einem Ruck zu. »Sie kennen also den Namen?«

»Ja ... Das ist der Name, den Eva Wie-heißt-sie-bloß annahm, als sie nach Australien fuhr. Das ... das stand in der Zeitung ... im *Sunday Comet*.«

»Der *Sunday Comet* hat viel gesagt, aber das hat er nicht berichtet. Die Polizei fand diesen Namen in einem Buch in Mrs. Upwards Hause.« Maude rief:

»Dann war sie es doch ... und sie ist doch nicht drüben gestorben ... Michael hatte recht.«

»Michael?«

Maude sagte plötzlich:

»Ich habe keine Zeit mehr. Ich werde das Mittagessen zu spät auftragen. Ich hab's im Backrohr, es wird alles vertrocknen.« Sie lief davon. Poirot blieb stehen und sah ihr nach.

Wieder in Long Meadows, setzte sich Poirot wieder in seinen Sessel und dachte weiter nach. Er hatte jetzt eine ganze Menge, über die er nachdenken mußte.

Da waren Dinge, die ihm entgangen waren – Kleinigkeiten.

Das Muster war da. Es mußte jetzt zusammengefügt werden.

Maureen, mit einem Glas in der Hand, sprach träumerisch, stellte eine Frage ... Mrs. Olivers Erzählung von ihrem Abend im Kleinen Theater – Cecil? Michael? Er war fast sicher, daß sie einen Michael erwähnt hatte ... Eva Kane, Gouvernante der Craigs ... Evelyn Hope ... Natürlich! Evelyn Hope!

---

## 23

Eve Carpenter trat ins Haus, ohne sich erst lange anzumelden.

Das war in Long Meadows so üblich: Man benutzte einfach ein Fenster oder eine Tür, die gerade offenstanden. Sie suchte Hercule Poirot, und als sie ihn gefunden hatte, ging sie nicht lange um den heißen Brei herum. »Hören Sie mal«, sagte sie.

»Sie sind ein Detektiv, und Sie sollen gut sein. Schön, ich nehme Sie.«

»Nehmen Sie einmal an, ich sei nicht frei. *Mon Dieu*, ich bin doch kein Taxi.«

»Sie sind ein Privatdetektiv, und Privatdetektive werden bezahlt, nicht wahr?«

»Das ist üblich.«

»Nun, das sage ich ja. Ich bezahle Sie. Ich bezahle Sie gut.«

»Wofür? Was soll ich denn tun?« Eve Carpenter sagte schroff:

»Mich gegen die Polizei schützen. Die ist verrückt. Die scheint zu glauben, daß ich die Upward getötet habe. Steckt ihre Nase in alles, stellt mir alle möglichen Fragen, schnüffelt alles durch. Ich mag das nicht. Es macht mich wahnsinnig.« Poirot sah sie an. Was sie sagte, schien zu stimmen. Sie sah viele Jahre älter aus als vor wenigen Wochen, da er sie zum ersten Male gesehen. Ringe unter den Augen sprachen von schlaflosen Nächten. Falten liefen von ihrem Mund nach dem Kinn, und als sie eine Zigarette anzündete, zitterte ihre Hand stark. »Sie müssen Schluß damit machen«, sagte sie.

»Das müssen Sie!«

»Madame, was kann ich tun?«

»Die Polizei irgendwie abwehren. Verdammte Frechheit!

Wenn Guy ein Mann wäre, hätte er schon mit allem Schluß gemacht. Er würde nicht zulassen, daß man mich verfolgt.«

»Und ... er tut nichts?« Sie sagte trotzig:

»Ich hab's ihm nicht erzählt. Er redet nur großartig darüber, daß er der Polizei jede Hilfe leisten will. Für ihn ist das ganz richtig. Er war an jenem Abend in irgendeiner blöden politischen Versammlung.«

»Und Sie?«

»Ich bin einfach zu Hause gesessen. Habe Radio gehört.«

»Aber, wenn Sie das beweisen können ...«

»Wie kann ich das beweisen? Ich habe den Crofts eine märchenhafte Summe angeboten, wenn sie sagten, sie wären von Zeit zu Zeit ins Zimmer gekommen und hätten mich gesehen – aber die verdammten Schweine haben abgelehnt.«

»Das war sehr unvernünftig von Ihnen.«

»Ich sehe nicht ein, warum. Es hätte alles erledigt.«

»Jetzt haben Sie Ihre Dienerschaft vermutlich davon überzeugt, daß Sie den Mord begangen haben.«

»Nun ... ich hatte Croft ohnedies bezahlt, daß er ...«

»Daß er was?«

»Nichts.«

»Vergessen Sie nicht – Sie wollen, daß ich Ihnen helfe.«

»Ach! Es war nichts Wichtiges. Aber Croft hat die Einladung von ihr erhalten.«

»Von Mrs. Upward?«

»Ja. Hat mich gebeten, sie an dem Abend zu besuchen.«

»Und Sie sagen, daß Sie nicht hingegangen sind?«

»Warum hätte ich gehen sollen? Eine verdammt langweilige Alte. Warum hätte ich hingehen und ihre Hand halten sollen?

Ich habe nicht im Traum daran gedacht.«

»Wann kam diese Einladung?«

»Während ich ausgegangen war. Ich weiß nicht genau, wann.

Ich glaube, zwischen fünf und sechs. Croft war am Telefon.«

»Und Sie haben ihm Geld gegeben, damit er vergäße, daß er diese Nachricht erhalten hat. Warum?«

»Seien Sie kein Idiot. Ich wollte nichts mit der Sache zu tun haben.«

»Und dann bieten Sie ihm Geld, daß er Ihnen ein Alibi verschaffe? Was meinen Sie, denken er und

seine Frau jetzt?«

»Wer kümmert sich drum, was die denken?«

»Ein Schwurgericht könnte sich drum kümmern«, sagte Poirot ernst.

Sie starrte ihn an.

»Sie sprechen doch nicht im Ernst?«

»In vollem Ernst.«

»Man würde den Dienstboten glauben und nicht mir?« So viel Unverschämtheit und Dummheit!

Die Leute zu verärgern, die hätten helfen können. Eine kurzsichtige, dumme Politik.

Kurzsichtig ... So wunderschöne, große blaue Augen. Er sagte ruhig:

»Warum tragen Sie keine Brille, Madame? Sie brauchen eine.«

»Was? Ach ja, manchmal trage ich eine. Als Kind habe ich eine gehabt.«

»Und damals hatten Sie auch eine Spange auf den Zähnen.«

Sie sah ihn erschrocken an. »Ja, das stimmt. Warum das alles?«

»Das häßliche Entlein ist ein Schwan geworden?«

»Ich war sicher häßlich genug.«

»Hat Ihre Mutter das auch gefunden?« Sie sagte schroff:

»Ich erinnere mich nicht an meine Mutter. Wovon, zum Teufel, reden wir überhaupt? Wollen Sie die Arbeit übernehmen?«

»Leider kann ich das nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich in dieser Angelegenheit für James Bentley arbeite.«

»James Bentley? Ach, Sie meinen den Trottel, der diese Putzfrau getötet hat? Was hat der mit den Upwards zu tun?«

»Vielleicht nichts.«

»Na also. Ist es eine Geldfrage? Wieviel?«

»Hier begehen Sie einen schweren Irrtum, Madame. Sie denken immer in Geldbegriffen. Sie haben Geld, und Sie glauben, daß es nur auf Geld ankommt.«

»Ich habe nicht immer Geld gehabt«, sagte Eve Carpenter.

»Nein«, sagte Poirot. »Das habe ich mir gedacht.« Er nickte freundlich. »Das erklärt viel. Und entschuldigt einiges ...«

Eve Carpenter ging hinaus, wie sie hereingekommen war. Im hellen Licht stolperte sie ein bißchen, wie Poirot es bei ihr schon früher gesehen hatte.

Poirot sagte leise vor sich hin: »Evelyn Hope ...« So hatte Mrs. Upward Deirdre Henderson und Evelyn Carpenter angerufen.

Vielleicht hatte sie noch jemanden angerufen. Vielleicht ...

Maureen stürzte ins Zimmer.

»Jetzt ist's wieder meine Schere. Leider wird das Mittagessen verspätet sein. Ich hab' drei Scheren, und jetzt kann ich keine finden.«

Sie stürzte an den Schreibtisch, und der Poirot schon vertraute Vorgang wurde wiederholt. Diesmal wurde das Ziel eher erreicht. Mit einem Freudenschrei lief Maureen hinaus. Fast automatisch trat Poirot an den Schreibtisch und begann die Dinge in die Schubladen zurückzulegen. Siegelack, Briefpapier, ein Nähkörbchen, Fotografien ... Fotografien ...

Er starrte gebannt eine Fotografie an. Schritte eilten durch den Korridor.

Poirot konnte sich, trotz seinem Alter, schnell bewegen. Er ließ die Fotografie aufs Sofa fallen, warf ein Kissen darauf und saß schon auf dem Kissen, als Maureen ins Zimmer kam. »Wo, zum Teufel, habe ich mein Sieb mit Spinat ...?«

»Aber das steht hier, Madame.«

Er zeigte auf das Sieb, das neben ihm auf dem Sofa war. »Da habe ich's also gelassen.« Sie ergriff es flink. »Heute ist alles verspätet ...« Ihr Blick fiel auf Hercule Poirot, der steif aufrecht dasaß.

»Warum sitzen Sie ausgerechnet dort? Selbst mit einem Kissen ist es der unbequemste Sitz im Zimmer. Alle Federn sind gebrochen.«

»Ich weiß, Madame. Aber ich ... ich bewundere das Bild dort an der Wand.«

Maureen blickte auf das Ölgemälde eines Seeoffiziers in voller Uniform mit einem Fernrohr.

»Ja ... es ist gut. Wohl das einzige gute Stück in diesem Hause.

Es ist möglicherweise ein Gainsborough.« Sie seufzte. »Aber Johnnie will es nicht verkaufen. Es ist sein Urur- und vielleicht noch ein paar Ur-Großväter, und der ist mit seinem Schiff untergegangen oder hat sonst was schrecklich Tapferes getan.

Johnnie ist sehr stolz darauf.«

»Ja«, sagte Poirot freundlich. »Ja, er hat Grund, stolz zu sein, Ihr Mann.«

Es war drei Uhr, als Poirot in Dr. Rendells Haus kam. Er hatte Kaninchenragout und Spinat und harte Kartoffeln gegessen und einen recht eigenartigen Pudding, der diesmal nicht angebrannt war. Statt dessen erklärte Maureen: »Das Wasser ist hineingekommen.« Außerdem hatte Poirot eine halbe Tasse schlammigen Kaffees getrunken. Er fühlte sich nicht wohl. Mrs. Scott, die ältliche Haushälterin, öffnete die Tür, und Poirot fragte nach Mrs. Rendell.

Sie saß im Wohnzimmer am Radio und schrak auf, als er angekündigt wurde.

Er hatte von ihr den gleichen Eindruck wie bei ihrer ersten Begegnung. Mißtrauisch, vorsichtig, voll Angst vor ihm oder vor dem, was er vertrat. Sie schien noch bleicher als früher, noch mehr Schattenwesen. »Ich möchte Sie etwas fragen, Madame.«

»Fragen? Ach? Oja?«

»Hat Mrs. Upward Sie am Tage ihres Todes angerufen?« Sie starrte ihn entsetzt an. Dann nickte sie. »Um wieviel Uhr?«

»Mrs. Scott war am Telefon. Ich glaube, es war gegen sechs Uhr.«

»Wie lautete die Botschaft? Hat sie Sie eingeladen, am Abend zu ihr zu kommen?«

»Ja. Sie sagte, Mrs. Oliver und Robin führen nach Kilchester und sie würde ganz allein sein, da es Janets freier Abend war.

Ob ich kommen und ihr Gesellschaft leisten könnte.«

»Schlug sie irgendeine Zeit vor?«

»Neun Uhr oder später.«

»Und sind Sie hingegangen?«

»Ich wollte es. Ich wollte es wirklich. Aber ich weiß nicht, wie das war. Ich bin nach dem Abendessen fest eingeschlafen.

Als ich aufwachte, war es schon nach zehn. Ich dachte, es wäre zu spät.«

»Sie haben der Polizei nichts von Mrs. Upwards Anruf erzählt?«

Ihre Augen wurden größer. Sie sahen recht unschuldig und kindlich aus.

»Hätte ich das tun sollen? Da ich nicht hingegangen bin, meinte ich, es hätte nichts zu sagen. Vielleicht habe ich auch ein Schuldgefühl gehabt. Wenn ich gegangen wäre, würde sie jetzt vielleicht noch leben.« Plötzlich atmete sie heftig ein. »Oh, ich hoffe, daß es nicht so war.«

»Nicht ganz so«, sagte Poirot. Er machte eine kurze Pause, dann fragte er: »Wovor haben Sie Angst, Madame?« Sie atmete keuchend. »Angst? Ich habe keine Angst.«

»Oh, doch.«

»Welch ein Unsinn! Wovor sollte ich Angst haben?« Poirot machte eine kurze Pause, ehe er sagte: »Ich meinte, Sie hätten vielleicht Angst vor mir ...« Sie antwortete nicht. Aber sie riß ihre Augen auf.

Langsam, herausfordernd schüttelte sie den Kopf.

---

## 24

»Das führt uns ja ins Irrenhaus«, sagte Spence. »Na, gar so arg ist es nicht«, sagte Poirot beschwichtigend. »Das sagen Sie.

Jedes neue Beweismaterial, das wir bekommen, macht die Dinge noch schwieriger. Jetzt erzählen Sie mir, daß Mrs. Upward drei Frauen angerufen hat, um sie für den Abend einzuladen. Warum drei? Wußte sie selbst nicht, wer von ihnen Lily Gamboll war? Oder geht es gar nicht mehr um Lily Gamboll? Nehmen Sie das Buch mit dem Namen Evelyn Hope.

Das deutet doch an, daß Mrs. Upward und Eva Kane dieselbe Person sind.«

»Was genau mit James Bentleys Eindruck von dem übereinstimmt, was Mrs. McGinty ihm gesagt hat.«

»Ich dachte, er wäre nicht sicher.«

»Er war nicht sicher. James Bentley könnte gar nicht irgendeiner Sache sicher sein. Er hat nicht ordentlich zugehört, als Mrs. McGinty ihm etwas sagte. Aber wenn James Bentley den Eindruck hatte, daß Mrs. McGinty von Mrs. Upward sprach, kann das durchaus stimmen. Eindrücke sind oft richtig.«

»Unsere letzte Nachricht aus Australien – sie ist übrigens nach Australien gegangen, nicht nach Amerika – besagt, daß die fragliche Mrs. Hope dort vor zwanzig Jahren starb.«

»Das habe ich schon gehört«, sagte Poirot. »Sie wissen immer alles, nicht wahr, Poirot?« Poirot überhörte diese Stichelei. Er sagte: »Auf der einen Seite haben wir Mrs. Hope, die in Australien starb, und auf der anderen?«

»Auf der anderen Seite haben wir Mrs. Upward, die Witwe eines reichen Fabrikanten. Sie lebte mit ihm bei Leeds, und sie hatte einen Sohn. Bald nach der Geburt des Sohnes starb ihr Mann. Der Junge war schwindsüchtig, und nach dem Tode ihres Mannes lebte sie zumeist im Ausland.«

»Und wann beginnt diese Saga?«

»Diese Saga beginnt vier Jahre, nachdem Eva Kane England verlassen hat. Upward hat seine Frau irgendwo im Ausland kennengelernt und sie nach der Hochzeit nach Hause gebracht.«

»So hätte Mrs. Upward also Eva Kane sein können. Wie hieß sie als Mädchen?«

»Hargraves. Aber was hat ein Name zu sagen?«

»Sehr richtig. Eva Kane, oder Evelyn Hope, kann in Australien gestorben sein – aber sie kann auch nur dafür gesorgt haben, daß es so aussah, und dann als Miss Hargraves auferstanden sein und reich geheiratet haben.«

»Es ist alles so lange her«, sagte Spence. »Aber nehmen wir an, dies sei wahr. Nehmen wir an, sie habe ein Bild von sich aufbewahrt und Mrs. McGinty habe es gesehen – dann kann man nur annehmen, daß sie Mrs. McGinty getötet hat.«

»Das wäre wohl möglich. Robin Upward sprach an dem Abend im Radio. Mrs. Rendell sagte, sie wäre an dem Abend hingegangen, erinnern Sie sich? Und man hätte sie nicht gehört.

Und Mrs. Sweetiman behauptet, Janet Groom hätte ihr gesagt, daß Mrs. Upward in Wirklichkeit gar nicht so gelähmt war, wie sie immer tat.«

»Das ist alles schön und gut, Poirot, aber die Tatsache bleibt, daß sie selbst getötet wurde, nachdem sie eine Fotografie erkannt hat. Jetzt wollen Sie tun, als hätten die beiden Morde nichts miteinander zu tun.«

»Nein, nein. Das sage ich nicht. Sie haben schon miteinander zu tun.«

»Ich geb's auf.«

»Evelyn Hope. Da liegt der Schlüssel zum ganzen Rätsel.«

»Evelyn Carpenter? Meinen Sie die? Nicht Lily Gamboll, sondern Eva Kanes Tochter! Aber die würde doch gewiß nicht ihre eigene Mutter töten.«

»Nein, nein. Dies ist kein Muttermord.«

»Was für ein aufreizender Teufel Sie sind, Poirot. Nächstens werden Sie noch behaupten, daß Eva Kane und Lily Gamboll und Janice Courtland und Vera Blake alle in Broadhinny wohnen. Alle vier Verdächtigen.«

»Wir haben mehr als vier Verdächtige. Eva Kane war doch die Gouvernante bei den Craigs, vergessen Sie das nicht.«

»Was hat das damit zu tun?«

»Wo es eine Gouvernante gibt, muß es auch Kinder geben - oder zumindest ein Kind. Was ist aus den Craig-Kindern geworden?«

»Da waren ein Bub und ein Mädels, glaube ich. Verwandte haben sie aufgenommen.«

»So müssen wir also mit noch zwei Personen rechnen. Zwei Personen, die aus dem dritten Grunde, den ich erwähnt habe - Rachsucht – eine Fotografie aufbewahrt haben können.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Spence. Poirot seufzte.

»Wir müssen aber doch damit rechnen. Ich glaube, ich kenne die Wahrheit – obwohl da eine Tatsache ist, die mich völlig verwirrt.«

»Ich bin froh, daß etwas Sie verwirrt«, sagte Spence.

»Bestätigen Sie mir etwas, *mon cher* Spence. Eva Kane hat England verlassen, ehe Craig hingerichtet wurde. Stimmt das?«

»Jawohl.«

»Und sie hat damals ein Kind erwartet?«

»Jawohl.«

»*Mon Dieu*, wie dumm bin ich gewesen«, sagte Hercule Poirot. »Das Ganze ist doch ganz einfach, nicht wahr?« Nach dieser Bemerkung gab es beinahe einen dritten Mord – die Ermordung von Hercule Poirot durch Kommissar Spence im Polizeipräsidium von Kilchester.

»Ich möchte eine Voranmeldung«, sagte Hercule Poirot. »Für Mrs. Ariadne Oliver.«

Eine Voranmeldung für Mrs. Oliver war nicht leicht zu erreichen. Mrs. Oliver arbeitete und durfte nicht gestört werden.

Aber Poirot war hartnäckig. Und dann hörte er die Stimme der Schriftstellerin.

Sie war böse und ziemlich atemlos.

»Na, was ist los?« sagte sie. »Müssen Sie mich gerade jetzt anrufen? Ich habe mir eben eine ganz wunderbare Geschichte von einem Mord in einer Tuchhandlung ausgedacht. Wissen Sie, diese altmodische Art Handlung, die Kombinationen verkauft und komische Westen mit langen Ärmeln.«

»Ich kenne mich in Tuchhandlungen nicht aus«, sagte Poirot.

»Und jedenfalls ist das, was ich Ihnen zu sagen habe, viel wichtiger.«

»Das kann es gar nicht sein«, sagte Mrs. Oliver. »Nicht für mich, meinte ich. Wenn ich nicht gleich eine Skizze meines Einfalls aufschreibe, vergesse ich ihn.«

Hercule Poirot kümmerte sich nicht um ihre schöpferischen Schmerzen. Er stellte schroff einige scharfe Fragen, auf die Mrs. Oliver nur unbestimmt antwortete.

»Ja, ja ... es ist ein kleines Wandertheater ... Ich weiß nicht, wie es heißt ... Ja, einer davon hieß Cecil Soundso, und der, mit dem ich sprach, hieß Michael ...«

»Wundervoll. Mehr wollte ich nicht wissen.«

»Aber warum Cecil und Michael?«

»Gehen Sie wieder an Ihre Kombinationen und langärmeligen Westen, Madame.«

»Ich weiß wirklich nicht, warum Sie Dr. Rendell nicht verhaften«, sagte Mrs. Oliver. »Wenn ich der Chef von Scotland Yard wäre, würde ich's tun.«

»Durchaus möglich. Ich wünsche Ihnen viel Glück zum Mord in der Tuchhandlung.«

»Jetzt ist die ganze Idee weg«, sagte Mrs. Oliver. »Sie haben sie verdorben.«

Poirot entschuldigte sich gebührend. Er legte den Hörer auf und lächelte Spence an. »Jetzt werden wir – oder wenigstens ich werde es tun – mit einem jungen Schauspieler sprechen, dessen Vorname Michael ist und der die weniger wichtigen Rollen im Kleinen Theater von Cullenquay spielt. Ich bete nur, daß er der richtige Michael sei.«

»Warum denn bloß...?«

Poirot entzog sich geschickt dem aufsteigenden Zorn Kommissar Spences.

»Wissen Sie, *cher ami*, was ein *secret de Polichinelle* ist?«

»Wollen Sie mir eine Französischstunde geben?« fragte Kommissar Spence wütend.

»Ein *secret de Polichinelle* ist ein Geheimnis, das jeder wissen kann. Darum erfahren die Leute, die es nicht kennen, nie etwas davon – denn wenn alle Leute glauben, daß man etwas weiß, dann erzählt keiner es einem.«

»Ich weiß wirklich nicht, wie ich es fertigbringe, Sie nicht zu erschlagen«, sagte Kommissar Spence.

---

## 25

Die Leichenschau war vorüber. Der Wahrspruch hieß: Mord durch unbekanntem Täter.

Nach der Verhandlung kamen alle Anwesenden auf Hercule Poirots Einladung nach Long Meadows.

Mit beträchtlicher Anstrengung war es Poirot gelungen, das lange Wohnzimmer beinahe in Ordnung zu bringen. Die Stühle hatte er in einem Halbkreis aufgestellt. Maureens Hunde waren trotz allen Schwierigkeiten ausgesperrt worden, und Hercule Poirot, der sich zum Vortragenden ernannt hatte, bezog seine Stellung am Ende des Zimmers und begann mit einem selbstbewußten Räuspern.

»*Mesdames et Messieurs ...*«

Er machte eine Pause. Seine nächsten Worte kamen völlig unerwartet und wirkten geradezu grotesk. »Mrs. McGinty ist tot.

Wie starb sie? Sprich! Auf ihren Knien, genau wie ich. Mrs. McGinty ist tot. Wie starb sie? Sprich! Hielt ihre Hand hin, genau wie ich. Mrs. McGinty ist tot. Wie starb sie? Sprich!

Soooo ...« Als er die Gesichter rings um sich sah, fuhr er fort:

»Nein, ich bin nicht verrückt. Wenn ich Ihnen auch die kindischen Reime eines Kinderspieles wiederhole, bin ich doch nicht in meiner zweiten Kindheit angelangt. Einige unter Ihnen mögen dieses Spiel als Kinder gespielt haben. Mrs. Upward hat es gespielt. Sie hat mir den Reim sogar aufgesagt, allerdings mit einer Variante. Sie sagte: 'Mrs. McGinty ist tot. Wie starb sie?

Sprich! Hielt ihren Kopf hin, genau wie ich.« Das hat sie gesagt.

Und das hat sie auch getan. Sie hat ihren Kopf hingehalten, und deshalb ist sie auch gestorben wie Mrs. McGinty ... Nun müssen wir zum Anfang zurückkehren – zu Mrs. McGinty, die auf ihren Knien die Häuser anderer Leute scheuerte. Mrs. McGinty wurde ermordet, und ein Mann, James Bentley, wurde verhaftet, vor Gericht gestellt und verurteilt. Aus bestimmten Gründen war Kommissar Spence, der Beamte, der den Fall bearbeitete, von Bentleys Schuld nicht überzeugt, so stark das Beweismaterial auch schien. Und ich teilte seine Ansicht. Ich bin hergekommen, um eine

Frage zu beantworten. 'Wie starb Mrs. McGinty?

Warum starb sie?> Ich will Ihnen keine lange, verwickelte Geschichte erzählen. Ich will Ihnen nur sagen, daß ein so unwichtiger Gegenstand, wie eine Flasche Tinte mich auf die richtige Spur gebracht hat. Im *Sunday Comet*, den Mrs. McGinty am Sonntag vor ihrem Tode gelesen hatte, waren vier Fotografien veröffentlicht worden. Sie wissen jetzt alles über die vier Fotos, darum will ich nur sagen, daß Mrs. McGinty eines dieser Photos als eines der Bilder erkannte, die sie in einem Hause, in dem sie arbeitete, gesehen hatte.

Sie sprach darüber mit James Bentley, der damals aber gar nicht darauf achtete, und es auch später nicht für wichtig hielt.

Er hörte ihr kaum zu. Aber er hatte den Eindruck, Mrs. McGinty hätte das Bild in Mrs. Upwards Haus gesehen, und daß sie Mrs. Upward meinte, als sie von einer Frau sprach, die gar nicht so stolz sein brauchte, wenn man alles wüßte. Wir können uns auf diese Aussage nicht verlassen, aber sie gebrauchte bestimmt den Ausdruck 'stolz', und es besteht kein Zweifel daran, daß Mrs. Upward eine stolze und beherrschende Frau war.

Wie Sie alle wissen – einige von Ihnen waren dabei, und die anderen werden es gehört haben – zeigte ich diese vier Bilder in Mrs. Upwards Haus. In Mrs. Upwards Ausdruck bemerkte ich ein Flackern der Überraschung und des Erkennens, und ich stellte sie daraufhin zur Rede. Sie mußte es zugeben. Sie sagte, sie hätte eines der Bilder irgendwo gesehen, könne sich aber nicht mehr erinnern, wo. Als ich sie fragte, welches Bild, zeigte sie auf das Foto des Kindes Lily Gamboll. Aber das, muß ich Ihnen sagen, war nicht wahr. Aus gewissen Gründen wollte Mrs. Upward ihre Kenntnis für sich behalten. Sie zeigte auf die falsche Fotografie, um mich irrezuführen. Aber eine Person wurde nicht getäuscht: der Mörder! Eine Person wußte, welches Bild Mrs. Upward gesehen hatte. Und hier will ich nicht lange um den heißen Brei gehen – die fragliche Fotografie war die von Eva Kane – einer Frau, die Mitschuldige, Opfer oder vielleicht sogar die Anstifterin in dem berühmten Mordfall Craig war.

Am nächsten Abend wurde Mrs. Upward ermordet. Sie wurde aus dem gleichen Grunde ermordet, aus dem man Mrs. McGinty getötet hatte. Mrs. McGinty hielt ihre Hand hin, Mrs. Upward hielt ihren Kopf hin – das Ergebnis war das gleiche. Bevor Mrs. Upward starb, erhielten nun drei Frauen Telefonanrufe. Mrs. Carpenter, Mrs. Rendell und Miss Henderson. Alle drei Anrufe waren Botschaften von Mrs. Upward, die die fragliche Person bat, am Abend zu ihr zu kommen. Es war der freie Abend ihrer Hausgehilfin, und ihr Sohn und Mrs. Oliver fuhren nach Cullenquay. Es sah daher so aus, als wollte sie mit jeder der drei Frauen ein vertrauliches Gespräch führen. Aber warum drei Frauen? Wußte Mrs. Upward, wo sie das Bild von Eva Kane gesehen hatte? Oder wußte sie nur, daß sie es gesehen hatte, konnte sich aber nicht mehr erinnern, wo? War diesen drei Frauen etwas gemein? Nichts, so scheint es, außer dem Alter.

Sie sind alle etwa um Dreißig herum. Sie haben vielleicht den Artikel im *Sunday Comet* gelesen. Darin war eine sentimentale Beschreibung von Eva Kanes Tochter, wie sie heute sein müßte.

Die von Mrs. Upward eingeladenen Frauen waren alle im Alter, in dem Eva Kanes Tochter heute sein würde.

So mußte es also scheinen, daß in Broadhinny eine junge Frau lebte, die die Tochter des berühmten Mörders Craig und seiner Geliebten Eva Kane war, und es mußte auch so aussehen, als würde diese junge Frau vor nichts zurückschrecken, um zu verhindern, daß diese Tatsache bekannt würde. Daß sie sogar zwei Morde begehen würde. Denn als Mrs. Upward tot aufgefunden wurde, standen zwei Kaffeetassen auf dem Tisch.

Beide waren benützt, und auf der Tasse der Besucherin waren schwache Spuren von Lippenstift.

Kommen wir aber jetzt zu den drei Frauen zurück, die die telefonischen Nachrichten erhielten. Mrs.

Carpenter erhielt die Einladung, sagt aber, sie sei an jenem Abend nicht nach Laburnums gegangen. Mrs. Rendell wollte gehen, schlief aber in ihrem Lehnstuhl ein. Miss Henderson ging tatsächlich in die Villa, aber das Haus war dunkel, niemand hörte sie, und sie ging wieder weg.

Das ist die Geschichte, wie die drei Frauen sie erzählen. Aber wir haben widersprechende Aussagen. Da ist einmal die zweite Kaffeetasse mit den Lippenstiftspuren, und eine unbeteiligte Zeugin, das Mädchen Edna, sagt mit Bestimmtheit aus, sie habe eine blonde Frau ins Haus gehen sehen. Da ist auch das Parfüm - ein teures, exotisches Parfüm, das von allen Betroffenen nur Mrs. Carpenter benützt.« Er wurde unterbrochen. Eve Carpenter schrie: »Das ist eine Lüge! Das ist eine bössartige, grausame Lüge! Ich war es nicht. Ich bin nie dorthin gegangen! Ich war nie dort in der Nähe! Guy, kannst du nicht etwas gegen diese Lügen tun?«

Guy Carpenter war bleich vor Wut.

»Lassen Sie mich Ihnen sagen, Monsieur Poirot, daß es ein Gesetz gegen Verleumdung gibt, und daß alle Anwesenden Zeugen sind.«

»Ist es eine Verleumdung zu behaupten, daß Ihre Frau ein bestimmtes Parfüm benützt und, nebenbei gesagt, einen bestimmten Lippenstift?«

»Es ist lächerlich!« schrie Eve. »Völlig lächerlich! Jedermann könnte mein Parfüm dort verspritzen.« Ganz unerwartet lächelte Poirot ihr zu.

»Mais *oui*, genau das! Jedermann könnte es tun. Und so auffällig und gar nicht raffiniert. Plump und roh. So plump, daß es, soweit es mich betrifft, sein Ziel verfehlte. Es tat noch mehr.

Es brachte mich, wie man so sagt, auf Gedanken. Ja, es gab mir neue Gedanken.

Parfüm – und Lippenstiftspuren auf einer Tasse. Aber es ist so leicht, Lippenstift von einer Tasse abzuwischen. Ich versichere Ihnen, jede Spur kann ganz leicht weggewischt werden. Oder man hätte die Tassen selbst wegnehmen und waschen können.

Warum nicht? Es war niemand im Hause. Aber das geschah nicht. Warum nicht? Und die Antwort schien zu sein, daß man die Weiblichkeit des Täters bewußt unterstreichen wollte, daß man deutlich zeigen wollte, daß hier eine Mörderin gearbeitet hatte. Ich dachte über die Telefonanrufe an die drei Frauen nach - alle drei waren nur ausgerichtet worden. In keinem Fall hatte die Empfängerin der Einladung selbst mit Mrs. Upward gesprochen. So hatte also vielleicht gar nicht Mrs. Upward selbst angerufen. Vielleicht jemand, der eine Frau, ganz gleich welche Frau, in das Verbrechen verstricken wollte. Wiederum fragte ich mich, warum. Und es gibt nur eine Antwort darauf: Es war keine Frau, die Mrs. Upward getötet hat, sondern ein Mann.«

Er sah seine Zuhörer an. Alle waren sehr still. Nur zwei reagierten.

Eve Carpenter sagte erleichtert aufseufzend: »Jetzt reden Sie vernünftig.«

Mrs. Oliver nickte energisch und sagte: »Natürlich.«

»So bin ich also zu diesem Schluß gekommen: Ein Mann hat Mrs. Upward getötet, und ein Mann hat Mrs. McGinty getötet.

Welcher Mann? Der Grund für den Mord mußte immer noch derselbe sein. Alles hängt von einer Fotografie ab. Wer besaß diese Fotografie? Das war die erste Frage. Und weshalb wurde sie aufbewahrt?

Nun, das ist vielleicht nicht so schwierig. Sagen wir, man hat sie ursprünglich aus sentimentalischen Gründen aufbewahrt. Wenn Mrs. McGinty einmal beseitigt war, brauchte man das Bild nicht zu vernichten. Aber nach dem zweiten Mord war es anders.

Diesmal weiß man bestimmt, daß das Bild mit dem Mord zu tun hat. Jetzt ist es gefährlich, das Bild zu behalten. Deshalb, da werden Sie mir zustimmen, muß das Bild vernichtet werden.«

Er sah sich um, und alle nickten beifällig.

»Aber dennoch wurde das Bild nicht zerstört. Nein, es wurde nicht vernichtet! Das weiß ich – weil

ich es gefunden habe. Ich habe es vor ein paar Tagen gefunden. Ich habe es in diesem Hause gefunden. In einer Schublade des Schreibtisches, den Sie dort an der Wand stehen sehen. Ich habe es hier.«

Er hielt die verblichene Fotografie eines dümmlich grinsenden Mädchens mit Rosen vor sich hin.

»Ja«, sagte Poirot, »es ist Eva Kane. Und auf der Rückseite stehen in Bleistiftschrift zwei Worte. Soll ich Ihnen sagen, was daraufsteht? »Meine Mutter«...«

Seine ernsten, anklagenden Augen ruhten auf Maureen Summerhayes. Sie schob sich das Haar aus der Stirn und sah ihn mit weit aufgerissenen erstaunten Augen an. »Das verstehe ich nicht. Ich hab' doch nie ...«

»Nein. Mrs. Summerhayes, das verstehen Sie nicht. Es kann nur zwei Gründe für die Aufbewahrung dieses Bildes nach dem zweiten Mord geben. Der erste ist unschuldige Sentimentalität.

Sie hatten kein Schuldgefühl, also konnten Sie das Bild aufbewahren. Sie haben uns selbst, damals bei Mrs. Carpenter, erzählt, daß Sie ein adoptiertes Kind waren. Ich bezweifle, daß Sie je den wahren Namen Ihrer Mutter gehört haben. Aber jemand anderer wußte ihn. Jemand, der einen großen Familienstolz hat – einen Stolz, der ihn sich an das Haus seiner Ahnen klammern läßt, Stolz auf seine Ahnen und seine Abstammung. Dieser Mann würde lieber sterben, als daß er die Welt – und seine Kinder – erfahren ließe, daß Maureen Summerhayes die Tochter des Mörders Craig und der Eva Kane ist. Dieser Mann, habe ich gesagt, würde lieber sterben. Aber das würde nicht viel nützen, nicht wahr? So wollen wir lieber sagen, daß wir hier einen Mann haben, der bereit ist zu töten.«

Johnnie Summerhayes stand auf. Als er sprach, war seine Stimme ruhig, fast freundlich.

»Sie reden ziemlich viel Unsinn, nicht wahr? Macht Ihnen wohl Spaß, eine Menge Theorien zu erzählen? Theorien, sonst nichts. Sagen da Sachen über meine Frau ...« Plötzlich brach sein Zorn los wie eine wütende Springflut. »Sie verdammtes, dreckiges Schwein ...« So schnell sauste er durch den Raum, daß er alle überraschte. Poirot trat flink zurück, und Kommissar Spence stand plötzlich zwischen Poirot und Summerhayes.

»Aber, aber, immer mit der Ruhe, Major Summerhayes ... immer mit der Ruhe!«

Summerhayes hatte sich wieder in der Gewalt. Er zuckte die Achseln und sagte: »Tut mir leid. Wirklich lächerlich. Aber schließlich – jeder kann ja eine Fotografie in eine Schublade stecken.«

»Sehr richtig«, sagte Poirot. »Und das Interessante daran ist, daß diese Fotografie keine Fingerabdrücke zeigt.« Er machte eine Pause, dann nickte er freundlich. »Aber sie hätte welche haben müssen«, sagte er. »Wenn Mrs. Summerhayes sie aufbewahrt hätte, so hätte sie sie in aller Unschuld aufbewahrt, also hätten ihre Fingerabdrücke darauf sein müssen.« Maureen rief:

»Ich glaube, Sie sind verrückt. Ich habe dieses Bild nie im Leben gesehen – außer damals bei Mrs. Upward.«

»Es ist Ihr Glück«, sagte Poirot, »daß ich weiß, daß Sie die Wahrheit sagen. Das Bild wurde erst ein paar Minuten, ehe ich es fand, in die Schublade gelegt. Zweimal an jenem Morgen wurde der Inhalt der Schublade zu Boden geworfen. Zweimal habe ich ihn zurückgelegt. Beim ersten Mal war das Bild nicht in der Schublade, aber beim zweiten Mal war es dort. Es ist in der Zwischenzeit hineingelegt worden, und ich weiß, von wem.«

Ein neuer Klang lag jetzt in seiner Stimme. Es war nicht mehr ein lächerlicher alter Mann mit einem grotesken Schnurrbart und gefärbtem Haar. Jetzt war er ein Jäger, der seiner Beute ganz nahe gekommen war.

»Die Verbrechen sind von einem Mann begangen worden - und aus dem einfachsten aller Gründe – um des Geldes willen. In Mrs. Upwards Haus fand man ein Buch, und auf dem Vorsatzblatt dieses Buches steht 'Evelyn Hope«. Hope war der Name, den Eva Kane annahm, als sie England verließ. Wenn ihr wirklicher Name Evelyn war, dann gab sie den Namen Evelyn wahrscheinlich auch ihrem

Kinde, als es geboren wurde. Aber Evelyn ist auch ein Männername, nicht nur einer für Mädchen.

Warum hatten wir angenommen, Eva Kanes Kind wäre ein Mädchen? Vermutlich, weil der *Sunday Comet* es annahm! Aber der *Sunday Comet* hatte das gar nicht eindeutig behauptet, er hatte es bloß wegen eines romantischen Interviews mit Eva Kane angenommen. Und Eva Kane hat England vor der Geburt ihres Kindes verlassen. So konnte niemand sagen, welchen Geschlechts das Kind war.

Da habe ich mich täuschen lassen. Durch die romantische Ungenauigkeit der Presse. Evelyn Hope, Eva Kanes Sohn, kommt nach England. Er ist begabt und zieht die Aufmerksamkeit einer sehr reichen Frau auf sich, die nichts von seiner Herkunft weiß – nur die romantische Geschichte, die er ihr zu erzählen beliebt. (Wirklich, eine sehr hübsche kleine Geschichte von einer tragischen jungen Ballerina, die in Paris an Schwindsucht stirbt.) Sie ist eine einsame Frau, die erst vor kurzem ihren Sohn verloren hat. Der begabte junge Bühnenautor wird von ihr adoptiert.

Aber in Wirklichkeit heißen Sie doch Evelyn Hope, nicht wahr? Mr. Upward?« Robin Upward kreischte:

»Natürlich nicht! Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

»Sie können wirklich nicht hoffen, mit Ihrem Leugnen durchzukommen. Der Name Evelyn Hope ist in dem Buch mit Ihrer Handschrift geschrieben – derselben Handschrift wie die Worte 'meine Mutter' auf dem Bilde. Mrs. McGinty sah das Bild und die Handschrift darauf, als sie Ihre Sachen aufräumte.

Sie sprach mit Ihnen darüber, nachdem sie den *Sunday Comet* gelesen hatte. Mrs. McGinty nahm an, es wäre ein Jugendbild von Mrs. Upward, da sie ja nicht ahnte, daß Mrs. Upward nicht Ihre Mutter war. Aber Sie wußten, wenn Mrs. Upward je von dieser Angelegenheit erführe, dann würde für Sie alles aus sein.

Mrs. Upward hatte ganz fanatisch feste Ansichten über die Erbmasse. Sie hätte nie einen Adoptivsohn geduldet, der der Sohn eines berüchtigten Mörders war. Noch hätte sie ihm verziehen, daß Sie sie angelogen hatten.

So mußte Mrs. McGinty um jeden Preis zum Schweigen gebracht werden. Sie versprachen ihr vielleicht ein kleines Geschenk für ihre Diskretion. Sie besuchten sie am nächsten Abend auf Ihrem Wege zur Rundfunkstation – und da haben Sie sie getötet. Soooo ...«

Ganz plötzlich packte Poirot den Zuckerhammer auf dem Bücherbord, wirbelte ihn durch die Luft und schlug zu, als wollte er Robins Kopf einschlagen.

So drohend sah die Geste aus, daß einige Leute aufschrien.

Robin Upward kreischte los. Ein schrilles, entsetztes Kreischen.

Er schrie: »Nicht ... Nicht!... Es war ein Zufall. Ich schwöre es, es war ein Zufall. Ich wollte sie nicht töten. Ich habe den Kopf verloren. Das schwöre ich!«

»Sie haben das Blut abgewaschen und den Zuckerhammer wieder in dieses Zimmer gelegt, wo Sie ihn gefunden haben.

Aber es gibt neue wissenschaftliche Methoden, um Blutflecke zu bestimmen – und abgewischte Fingerabdrücke wieder zum Vorschein zu bringen.«

»Ich sage Ihnen, ich habe sie nie töten wollen ... Es war alles ein Irrtum. Überhaupt, ich kann nichts dafür ... Ich bin nicht verantwortlich. Es liegt in meinem Blute. Ich kann's nicht ändern. Sie können mich nicht wegen etwas hängen, das nicht meine Schuld ist.«

Leise sagte Spence: »Können wir das nicht? Sie werden schon sehen.«

Dann sagte er laut mit ernster, amtlicher Stimme:

»Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, Mr. Upward, daß alles, was Sie sagen ...«

»Ich verstehe wirklich nicht, Monsieur Poirot, wie Sie darauf gekommen sind, Robin Upward zu verdächtigen.« Poirot sah zufrieden auf die Gesichter, die ihn umgaben. Er erklärte seine Fälle immer gern.

»Ich hätte ihn schon viel eher verdächtigen sollen. Der Anhaltspunkt, ein so einfacher Anhaltspunkt, war die Bemerkung, die Mrs. Summerhayes damals bei der Cocktailgesellschaft machte. Sie sagte zu Robin Upward: 'Ich bin nicht gern adoptiert. Und Sie?' Das waren die beiden Worte, die alles enthüllten: Und Sie? Sie bedeuteten – mußten bedeuten - daß Mrs. Upward nicht Robins Mutter war.

Mrs. Upward hatte eine geradezu krankhafte Angst davor, daß man erfahren könnte, daß Robin nicht ihr Sohn war. Sie hatte wahrscheinlich zu viele höhnische Bemerkungen über hochbegabte junge Leute gehört, die mit und von älteren Frauen leben. Und sehr wenige Leute wußten das, nur die Theaterclique, wo sie Robin zuerst begegnet war. Sie hatte wenig vertraute Freunde in diesem Lande, da sie so lange im Ausland gelebt hatte, und sie hat sich deshalb auch hier niedergelassen, fern von ihrer Heimat Yorkshire. Selbst wenn sie Freunde von früher traf, klärte sie sie nicht auf, wenn sie annahm, daß Robin derselbe Robin war, den sie als kleinen Buben gekannt hatten. Aber von allem Anfang an war mir in Laburnums etwas als nicht ganz natürlich aufgefallen. Robins Haltung Mrs. Upward gegenüber war nicht die eines verwöhnten Kindes oder eines ergebenen Sohnes. Es war die Haltung eines Protégés zu seinem Mäzen. Auch die Anrede Madre klang nach Theater. Und obgleich Mrs. Upward Robin offensichtlich gern hatte, behandelte sie ihn doch unbewußt als einen wertvollen Besitz, den sie gekauft und bezahlt hatte.

So haben wir hier Robin Upward behaglich eingerichtet, mit 'Madres' Börse hinter seinen Plänen, und dann kommt Mrs. McGinty in diese gefestigte Welt. Sie hat die Fotografie erkannt, die er in einer Schublade aufbewahrt – das Bild, auf dessen Rückseite 'meine Mutter' steht. Seine Mutter, von der er Mrs. Upward erzählt hat, daß sie eine begabte junge Tänzerin war, die an Schwindsucht starb! Mrs. McGinty hält die Fotografie natürlich für ein Jugendbild von Mrs. Upward, da sie annimmt, daß Mrs. Upward Robins wirkliche Mutter ist. Ich glaube nicht, daß Mrs. McGinty wirklich an eine Erpressung gedacht hat, aber sie hoffte vielleicht auf ein nettes, kleines Geschenk als Belohnung dafür, daß sie ihren Mund über den alten Klatsch hielt, der für eine stolze Frau wie Mrs. Upward nicht angenehm gewesen wäre.

Aber Robin Upward wollte nichts riskieren. Er nimmt sich den Zuckerhammer, den Mrs. Summerhayes lachend als eine vollendete Mordwaffe bezeichnet hat, und am nächsten Abend geht er auf seinem Wege zum Sender zu Mrs. McGinty. Sie führt ihn, ohne einen Verdacht zu haben, ins Wohnzimmer, und er tötet sie. Er weiß, wo sie ihre Ersparnisse aufbewahrt – das scheint jedermann in Broadhinny zu wissen –, und er tut, als wäre es ein Einbruch, und versteckt das Geld außerhalb des Hauses. Bentley wird verdächtigt und verhaftet. Jetzt ist der schlaue Robin Upward sicher.

Aber dann zeige ich plötzlich die vier Bilder, und Mrs. Upward erkennt das von Eva Kane als identisch mit dem von Robins Mutter, der Tänzerin. Sie braucht ein bißchen Zeit, um die Angelegenheit zu durchdenken. Da war doch ein Mord. Ist es möglich, daß Robin?... Nein, sie weigert sich, das zu glauben.

Was sie schließlich getan hätte, wissen wir nicht. Aber Robin wollte nichts riskieren. Er plant die ganze Inszenierung. Den Theaterbesuch an Janets freiem Abend, die Telefonanrufe, die Kaffeetasse, die sorgfältig mit dem Lippenstift beschmiert wird, den er aus Eve Carpenters Handtasche genommen hat, er kauft sogar eine Flasche ihres Parfüms. Das Ganze war eine Theaterinszenierung mit gut vorbereiteten Requisiten. Während Mrs. Oliver im Auto wartete, lief Robin zweimal ins Haus zurück.

Der Mord war eine Angelegenheit weniger Sekunden.

Dann brauchte er nur noch schnell die Requisiten zu verteilen.

Und durch den Tod von Mrs. Upward erbte er nach ihrem Testament ein großes Vermögen, und niemand konnte ihn verdächtigen, da es doch ganz sicher schien, daß eine Frau den Mord begangen hatte. Und da an jenem Abend drei Frauen das Haus besuchen sollten, würde eine davon bestimmt verdächtigt werden. Und das war auch so.

Aber wie alle Verbrecher war auch Robin sorglos und übermäßig zuversichtlich. Im Hause war nicht nur ein Buch mit seinem Namen darin, sondern er behielt auch aus bestimmten Gründen die verhängnisvolle Fotografie. Es wäre viel sicherer für ihn gewesen, sie zu zerstören, aber er glaubte, daß er damit im richtigen Augenblick jemanden belasten könnte. Da fiel ihm vermutlich Mrs. Summerhayes ein. Vielleicht ist er aus diesem Grunde von Laburnums nach Long Meadows übersiedelt.

Schließlich gehörte der Zuckerhammer ihr, und er wußte, daß Mrs. Summerhayes ein Adoptivkind war und vielleicht nur mit großer Schwierigkeit würde beweisen können, daß sie nicht Eva Kanes Tochter war.

Aber als Deirdre Henderson angab, sie wäre auf dem Schauplatz des Verbrechens gewesen, kam ihm der Gedanke, die Fotografie unter ihre Dinge zu mischen. Er versuchte das, indem er eine Leiter benützte, die ein Gärtner am Fenster hatte stehen lassen. Aber Mrs. Wetherby war nervös und hatte Befehl gegeben, alle Fenster verschlossen zu halten. So hatte Robin keinen Erfolg. Er kam hierher und legte das Bild in eine Schublade, die ich zu seinem Unglück erst ganz kurz zuvor durchsucht hatte.

Ich wußte daher, daß die Fotografie absichtlich dorthin gesteckt worden war, und ich wußte auch, von wem – von der einzigen anderen Person im Hause – von der Person, die im ersten Stock so eifrig tippte.

Da der Name Evelyn Hope auf dem Vorsatzblatt des Buches stand, mußte Evelyn Hope entweder Mrs. Upward sein oder - Robin Upward ...

Der Name Evelyn hatte mich in die Irre geführt – ich hatte ihn mit Mrs. Carpenter in Verbindung gebracht, da sie Eve heißt.

Aber Evelyn ist ja auch ein Männername.

Ich erinnerte mich an das Gespräch im Kleinen Theater von Cullenquay, von dem Mrs. Oliver mir erzählt hatte. Der junge Schauspieler, der mit ihr geplaudert hatte, war die Person, die meine Theorie bestätigen sollte. Die Theorie, daß Robin nicht Mrs. Upwards Sohn war. Denn nach seinen Reden zu schließen, mußte er den wahren Sachverhalt kennen. Und sein Bericht von Mrs. Upwards schneller Vergeltung an dem jungen Mann, der sie über seine Herkunft getäuscht hatte, gab mir zu denken. In Wirklichkeit hätte ich das alles viel eher sehen müssen. Ein ernster Fehler hat mich gehemmt. Ich hatte angenommen, man hätte mich absichtlich unter die Räder des Zuges stoßen wollen - und daß die Person, die das getan hatte, der Mörder von Mrs. McGinty war.

Nun war Robin Upward praktisch der einzige Mensch in Broadhinny der damals nicht im Bahnhof von Kilchester gewesen sein konnte.«

Johnnie Summerhayes lachte plötzlich auf. »Wahrscheinlich ein altes Marktweib mit einem Korb. Die können drängeln.«

Poirot sagte:

»In Wirklichkeit war Robin Upward viel zu eingebildet, um vor mir Angst zu haben. Das ist charakteristisch für Mörder.

Vielleicht zu unserem Glück. Denn in diesem Fall hatten wir sehr wenig Beweismaterial.« Mrs. Oliver regte sich.

»Wollen Sie sagen«, fragte sie ungläubig, »daß Robin seine Mutter ermordete, während ich draußen im Auto wartete, und daß ich nicht das mindeste ahnte? Dazu war doch gar nicht genug Zeit.«

»Oh, doch. Die Vorstellungen der Leute von der Zeit sind gewöhnlich ganz falsch. Achten Sie doch einmal darauf, wie schnell manchmal beim Theater die Bühne umgebaut wird. In diesem Fall handelt es sich hauptsächlich um Requisiten.«

»Gutes Theater«, sagte Mrs. Oliver mechanisch.

»Ja, es war ganz und gar ein Theatermord. Alles sehr kunstvoll aufgebaut.«

»Und ich saß da im Auto und ahnte nichts davon.«

»Ich fürchte«, sagte Poirot leise, »Ihre weibliche Intuition hatte gerade Urlaub.«

---

## 27

»Ich gehe nicht zu Breather und Scuttle zurück«, sagte Maude Williams. »Das ist ohnedies eine Mistfirma.«

»Und sie hat ihren Zweck erfüllt.«

»Was wollen Sie damit sagen, Monsieur Poirot?«

»Warum sind Sie in diese Gegend gekommen?«

»Ich vermute, da Sie ja der Herr Allwissend sind, glauben Sie, auch das zu wissen.«

»Ich kann es mir schon denken.«

»Und was können Sie sich so schön denken?« Poirot sah nachdenklich Maudes Haar an.

»Ich bin sehr diskret gewesen«, sagte er. »Man hat angenommen, daß die Frau, die in Mrs. Upwards Haus ging, die blonde Frau, die Edna gesehen hat, Mrs. Carpenter war, und daß sie nur aus Angst geleugnet hat, dort gewesen zu sein. Da aber Robin Upward Mrs. Upward ermordet hat, war ihre Anwesenheit dort von so wenig Bedeutung wie die von Miss Henderson. Aber ich glaube nicht, daß sie dort war. Ich glaube.

Miss Williams, daß Sie die Frau waren, die Edna gesehen hat.«

»Warum ich?« Ihre Stimme war hart. Poirot entgegnete mit einer anderen Frage. »Warum haben Sie sich so sehr für Broadhinny interessiert? Warum haben Sie, als Sie dorthin fuhren, Robin Upward um ein Autogramm gebeten? Sie sind doch keine Autogrammjägerin? Was haben Sie von den Upwards gewußt? Warum sind Sie überhaupt in diesen Teil der Welt gekommen? Woher wußten Sie, daß Eva Kane in Australien gestorben war? Woher kannten Sie den Namen, den sie annahm, als sie England verließ?«

»Sie raten gut, was? Nun, ich habe nichts zu verstecken.

Wirklich nicht.«

Sie öffnete ihre Handtasche. Aus einer abgetragenen Briefftasche zog sie einen vom Alter vergilbten und ausgefransten Zeitungsausschnitt hervor. Er zeigte das Gesicht, das Poirot jetzt so gut kannte. Das dümmlich grinsende Gesicht von Eva Kane.

Quer darüber standen die Worte: »Sie hat meine Mutter getötet.«

Poirot gab ihn ihr zurück.

»Ja, das dachte ich mir. Sie heißen wirklich Craig?« Maude nickte.

»Ich bin von Vettern aufgezogen worden – die waren sehr anständig. Aber, als das alles geschah, war ich alt genug, es nicht zu vergessen. Ich habe viel nachgedacht. Über sie. Sie war wirklich ein übles Stück – Kinder wissen das. Mein Vater war nur – schwach. Und von ihr ganz eingewickelt. Aber er übernahm die Verantwortung. Ach ja, ich weiß, er war ein Beihelfer nach der Tat – aber das ist doch nicht ganz dasselbe, nicht wahr? Ich wollte immer herausbekommen, was aus ihr geworden

ist. Als ich erwachsen war, setzte ich Detektive auf ihre Spur. Die fanden heraus, daß sie nach Australien gegangen und dann dort gestorben war. Sie hatte einen Sohn hinterlassen - Evelyn Hope nannte er sich.

Nun, das schien alles zu erledigen. Aber dann freundete ich mich mit einem jungen Schauspieler an. Er erwähnte einen gewissen Evelyn Hope, der aus Australien gekommen war, sich aber jetzt Robin Upward nannte und Theaterstücke schrieb. Ich interessierte mich dafür. Eines Abends zeigte man mir Robin Upward – und er war in Gesellschaft seiner Mutter. So dachte ich, daß Eva Kane doch nicht tot war. Statt dessen hatte sie einen Haufen Geld und spielte die Königin. Ich habe mir hier eine Stellung verschafft. Ich war neugierig und ein bißchen mehr. Schön, ich geb's zu, ich hab' gedacht, ich könnte es ihr irgendwie heimzahlen ... Und als Sie mit dieser Geschichte von James Bentley kamen, da meinte ich, Mrs. Upward hätte Mrs. McGinty getötet. Eva Kane wieder beim alten Spiel. Zufällig hörte ich von Michael West, daß Robin Upward und Mrs. Oliver die Vorstellung in Cullenquay besuchten. Ich beschloß, nach Broadhinny zu gehen und die Frau zur Rede zu stellen. Ich wollte ... ich weiß gar nicht einmal, was ich wirklich wollte. Ich will Ihnen alles sagen. Ich nahm eine kleine Pistole mit, die ich noch vom Kriege her hatte. Um sie zu erschrecken? Oder mehr?

Ehrlich, ich weiß es nicht ...

Nun, ich kam hin. Im Hause war kein Laut zu hören. Das Tor war offen. Ich ging hinein. Sie wissen, wie ich sie vorgefunden habe. Sie saß tot da. Ihr Gesicht war dunkelrot und geschwellen. Alle meine Gedanken kamen mir töricht und melodramatisch vor. Ich wußte, daß ich niemals jemanden töten könnte, wenn es so weit käme ... Aber ich wußte, daß es schwierig sein würde zu erklären, was ich in dem Hause gewollt hatte. Es war kalt, und ich trug Handschuhe. So wußte ich, daß ich keine Fingerabdrücke hinterlassen hatte. Und daß mich jemand gesehen hätte, kam mir gar nicht in den Sinn. Das ist alles.« Sie machte eine Pause und sagte dann plötzlich: »Was werden Sie jetzt tun?«

»Nichts«, sagte Hercule Poirot. »Ich wünsche Ihnen viel Glück für Ihr weiteres Leben. Das ist alles.«

Nachwort Hercule Poirot und Kommissar Spence hielten eine kleine Feier in *La Vieille Grand'mère*.

Als man den Kaffee gereicht hatte, lehnte Spence sich in seinem Sessel zurück und seufzte tief und befriedigt auf. »Das Futter ist hier gar nicht schlecht«, sagte er beifällig. »Vielleicht ein bißchen französisch, aber wo kann man heute noch ein anständiges Steak mit Bratkartoffeln bekommen?«

»Ich habe hier an dem Abend gegessen, als Sie damals zu mir kamen«, sagte Poirot.

»Ach, seit damals ist viel Wasser den Fluß hinabgeflossen.

Aber das muß man Ihnen lassen, Monsieur Poirot. Sie haben das gut gemacht.« Ein leises Lächeln legte Falten in sein hölzern starres Gesicht. »Ein Glück, daß der junge Mann nicht begriff, wie wenig Beweise wir hatten. Na, ein schlauer Verteidiger hätte Hackfleisch daraus gemacht. Aber er hat völlig den Kopf verloren und sich verraten. Hat gestanden und sich bis an den Hals hineingelegt. So ein Glück für uns!«

»Es war nicht nur Glück«, sagte Poirot vorwurfsvoll. »Ich habe mit ihm gespielt, wie ein Angler mit einem großen Fisch spielt, den er am Haken hat. Er meinte, ich nähme die Beweise gegen Mrs. Summerhayes ernst – und als er sah, daß es nicht stimmte, klappte er zusammen. Dazu kommt, daß er ein Feigling ist. Ich wirble den Zuckerhammer durch die Luft, und er glaubt, daß ich ihn erschlagen will. Starke Furcht bringt immer die Wahrheit zum Vorschein.«

»Ein Glück, daß Sie nicht durch Major Summerhayes' Reaktion gelitten haben«, sagte Spence grinsend. »Der kann aber wütend werden, und schnell ist er auch! Bin gerade noch rechtzeitig zwischen euch beide getreten. Hat er Ihnen schon verziehen?«

»O ja, wir sind die besten Freunde. Und ich habe Mrs. Summerhayes ein Kochbuch geschenkt und

ihr auch beigebracht, wie man ein Omelett macht. *Bon Dieu*, wie habe ich in dem Haus gelitten!«

»Verwickelte Angelegenheit, das Ganze«, fuhr Spence nachdenklich und an Poirots schmerzlichen Erinnerungen ganz uninteressiert fort. »Zeigt wieder einmal, wie wahr das alte Wort ist, daß jedermann etwas zu verstecken hat. Mrs. Carpenter zum Beispiel ist ganz knapp an einer Verhaftung vorübergegangen.

Wenn jemals eine Frau sich benommen hat, als wäre sie schuldig, dann war sie es. Und weshalb das alles?«

»*Eh bien*, weshalb?« fragte Poirot neugierig. »Bloß die übliche Geschichte einer nicht ganz einwandfreien Vergangenheit. Sie war eine Taxigirl gewesen – und ein lebenslustiges Mädchen mit viel Freunden! Sie war gar keine Kriegerwitwe, als sie sich hier in Broadhinny niederließ. Nur, was man heute eine 'Lebensgefährtin' nennt. Nun, das hätte natürlich einem steifen Konservativen wie Guy Carpenter nicht gepaßt; so hatte sie ihm eine ganz andere Geschichte erzählt.

Und sie war toll vor Angst, daß alles herauskommen würde, wenn wir einmal anfangen, der Herkunft der Leute nachzugehen.«

Er trank einen Schluck Kaffee, dann lachte er leise vor sich hin. »Und dann die Wetherbys. Ein düsteres Haus. Haß und Bosheit. Das ungeschickte, enttäuschte Mädchen. Und was steckt dahinter? Nichts Düsteres. Bloß Geld. Einfach Pinke pinke.«

»So einfach ist das!«

»Das Mädchel hat das Geld – eine ganze Menge. Hat's von einer Tante geerbt. So hält die Mutter sie in einem eisernen Griff, damit sie nicht heiratet. Und der Stiefvater haßt sie, weil sie das Moos hat und die Rechnungen bezahlt. Er selbst hat bei allem, was er versucht hat, versagt. Ein übler Kerl – und Mrs. Wetherby, die ist reines Gift in Zuckerlösung.«

»Da bin ich Ihrer Meinung.« Poirot nickte zufrieden. »Es ist ein Glück, daß das Mädchen Geld hat. Da kann man ihre Heirat mit James Bentley so viel einfacher zustande bringen.«

Kommissar Spence blickte überrascht auf. »Sie heiratet James Bentley? Deirdre Henderson? Wer sagt das?«

»Ich sage das«, sagte Poirot. »Ich beschäftige mich mit dieser Angelegenheit. Jetzt, da unser kleines Problem gelöst ist, habe ich zuviel Zeit. Ich werde mich damit beschäftigen, diese Heirat zu fördern. Bisher haben die beiden Betroffenen noch keine Ahnung. Aber sie mögen einander. Wenn man sie allein ließe, würde nichts geschehen – aber sie haben es mit Hercule Poirot zu tun. Sie werden es sehen! Diese Angelegenheit wird funktionieren.« Spence grinste.

»Ihnen macht's wohl nichts aus, wenn Sie Ihre Nase in die Angelegenheit anderer Leute stecken, wie?«

»*Mon cher*, aus Ihrem Munde klingt das nicht sehr gut«, sagte Poirot vorwurfsvoll.

»Ah, da haben Sie mich geschnappt. Aber der James Bentley, das ist doch ein armseliger Wurm.«

»Gewiß ist er ein armseliger Wurm. Augenblicklich ist er tief betrübt, daß er nicht gehängt wird.«

»Der sollte vor Dankbarkeit vor Ihnen auf den Knien liegen«, sagte Spence.

»Sie sollten lieber sagen, vor Ihnen. Aber er ist offenbar anderer Meinung.«

»Komischer Bursche.«

»Wie sie sagen. Und doch sind zumindest zwei Frauen bereit, sich für ihn zu interessieren. Die Natur ist oft recht überraschend.«

»Ich dachte, Sie würden ihn mit Maude Williams zusammentun.«

»Er wird selbst wählen«, sagte Poirot. »Er soll – wie sagt man doch, – den Apfel zuteilen. Aber ich glaube, er wird Deirdre Henderson wählen. Maude Williams ist zu energisch und lebenskräftig. Mit ihr würde er sich noch tiefer in sein Schneckenhaus verkriechen.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, warum eines dieser beiden Mädchen ihn haben möchte.«

»Die Wege der Natur sind wirklich unerforschlich.«

»Na, aber Sie haben ein ganz schönes Stück Arbeit vor. Erst müssen Sie ihn an den Start bringen, dann müssen Sie das Mädchen von seiner giftmäuligen Mutter freimachen, – und die wird sich mit Zähnen und Krallen wehren!«

»Der Erfolg liegt bei den großen Bataillonen!«

»Bei den großen Schnurrbärten, wollen Sie wohl sagen!«

Spence lachte laut auf. Poirot streichelte behaglich seinen Schnurrbart und schlug vor, sie sollten einen Cognac trinken.

»Dagegen habe ich gar nichts, Monsieur Poirot.« Poirot bestellte das Getränk.

»Ach«, sagte Spence, »ich wußte, daß ich Ihnen noch etwas erzählen wollte. Erinnern Sie sich an die Rendells?«

»Natürlich.«

»Nun, wir haben ihn auch überprüft. Und da haben wir etwas recht Eigenartiges erfahren. Als seine erste Frau in Leeds starb, wo er damals seine Praxis hatte, bekam die Polizei dort ein paar recht üble anonyme Briefe über ihn. Die sagten, er hätte sie vergiftet. Natürlich sagen Leute so etwas manchmal. Sie war von einem anderen Arzt behandelt worden, einem Mann mit bestem Ruf, und der hielt ihren Tod für völlig einwandfrei. Man hatte keinen anderen Anhaltspunkt als die Tatsache, daß die beiden ihr Leben hoch zugunsten des Ehepartners versichert hatten, und das ist ja ganz normal ... Soweit nichts, woran man sich halten könnte, wie ich schon sagte, und dennoch – ich wüßte gern ... Was meinen Sie?«

Poirot erinnerte sich an das ängstliche Aussehen Mrs. Rendells. Ihre Erwähnung anonymer Briefe, ihre Behauptung, daß sie nicht glaubte, was darin stand. Er erinnerte sich auch an ihre feste Annahme, daß diese Untersuchung des Falles McGinty nur ein Vorwand wäre.

Er sagte: »Ich nehme an, daß nicht nur die Polizei anonyme Briefe bekommen hat.«

»Ich glaube. Als ich in Broadhinny auftauchte, meinte sie, ich wäre auf der Spur ihres Gatten und die McGinty-Geschichte wäre nur ein Vorwand. Ja ... und er hat das auch geglaubt ...

Das erklärt es! Dr. Rendell hat damals versucht, mich unter den Zug zu stoßen!«

»Glauben Sie, daß er auch versuchen wird, seine Frau zu erledigen?«

»Ich glaube nicht, es wäre klug von ihr, sich nicht zu seinen Gunsten versichern zu lassen«, sagte Poirot kühl. »Aber wenn er glaubt, daß wir ihn beobachten, wird er vernünftig sein.«

»Wir werden unser Bestes tun. Wir werden unseren reizenden Doktor im Auge behalten und ihn klar wissen lassen, daß wir das tun.«

Poirot erhob sein Glas. »Auf Mrs. Oliver«, sagte er. »Wie ist die Ihnen plötzlich eingefallen?«

»Die weibliche Intuition«, sagte Poirot.

Einen Augenblick lang schwiegen beide, dann sagte Spence langsam: »Robin Upward kommt nächste Woche vor Gericht.

Wissen Sie, Poirot, ich kann mir nicht helfen, ich zweifle ...«

Poirot unterbrach ihn entsetzt.

»*Mon Dieu!* Sie zweifeln doch jetzt wohl nicht an Robin Upwards Schuld? Sagen Sie nicht, daß wir wieder von vorn anfangen müssen.«

Kommissar Spence grinste beruhigend.

»Lieber Gott, nein! Der ist schon ein Mörder!« Er fügte hinzu:

»Der ist frech genug für alles.«